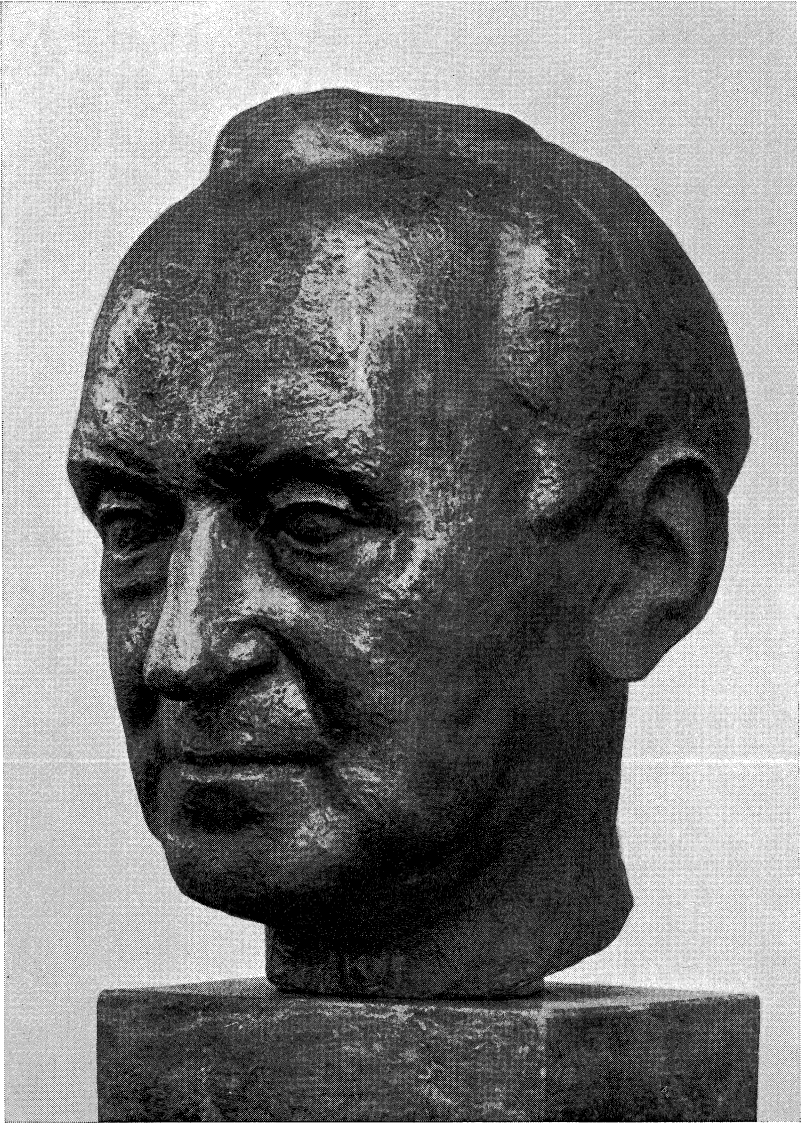


I N H A L T

Rethra, das heidnische Heiligtum in Wanzka und das christliche Sachsen (Merseburg, Halberstadt) und Bayern (Rinchnach) <i>Professor Dr Eckhard Unger</i>	3
Konservator Konrad Hustaedt / <i>Annalise Wagner</i>	16
Humanismus, Staat und Gesellschaft / <i>Hermann Brunswig</i>	20
Schwanenteich im Herbst / <i>Dr. Fritz Hagemann</i>	22
Chronik der Stadt Burg Stargard und ihrer Gemarkung im Rahmen der Landesgeschichte II / <i>Archivrat Dr. Paul Steinmann</i>	23
Mädchenerziehung einst und jetzt / <i>Dr. Erika Grüder</i>	42
Noch einmal Goethe und Christiane / <i>Ilse Siemers</i>	48
Herbst / <i>Dr. Fritz Hagemann</i>	51
Ein Caroliner als Ingenieur und Manager 5 Jahre in Indien <i>Borwin Wendlandt</i>	52
Erinnerungen an Ludwig Duncker / <i>Professor Dr. Hans Erich Stier</i>	60
Wenn der Sommerwind . . . / <i>G. H.</i>	66
Daniel Sanders (Zum 140. Geburtstage des berühmten Gelehrten und Ca- roliners / <i>Annalise Wagner</i>	67
Archivdirektor Dr. Hans Witte / <i>Dr. Ernst Meyer</i>	72
Als ich ein Junge war (Schluß) / <i>Dr. Peter Brunswig</i>	78
Ist Heimweh unmodern? / <i>Obermedizinalrat a. D. Dr. Friedrich Lube</i>	85
Besinnlicher Rückblick / <i>Verw.-Assessor Heinz Lohmeyer</i>	88
Aus der Geschichte des Gymnasiums in Neubrandenburg / <i>Dr. Erich Mahn</i>	90
Marburg 1959 / <i>P.</i>	94
Der Neubrandenburger Abend von 1938 in Berlin	98
Zu unseren Texten und Bildern	100
Vermischte Nachrichten	103
Uns' plattdütsch Eck	125



Walter Volland: Max Drischner



Walter Volland: Knabekopf

Das Carolinum

Blätter für Kultur und Heimat



25. Jg. - Nr. 30

Göttingen

Winter-
Halbjahr 1959

Alle Rechte vorbehalten

Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten

Im Auftrage der Carolinerschaft herausgegeben

von

Oberstudiendirektor a. D. Gustav Piehler

Göttingen, Guldenhagen 19

Druck: Buchdruckerei und Graphische Werkstätten

Gebrüder Wurm K. G., Göttingen

Wenn wir im folgenden den Aufsatz von Prof. Dr. E. Unger über die Rethra-Frage veröffentlichen, so sind wir uns dessen bewußt, daß dieses jahrhundertalte Problem auch heute noch sehr umstritten ist. Prof. Unger nennt in seinem Aufsatz selbst 29 Orte, die von den Forschern und Gelehrten als Sitz des großen Heiligtums angenommen wurden, Forschern, die z. T. berühmte Namen trugen wie Professor Schuchardt. Umsomehr glauben wir, den Ausführungen von Prof. Unger die Spalten öffnen zu sollen, zumal er eine Reihe ganz neuer Gesichtspunkte ins Feld führt. Dabei ist es unsere Absicht, die jüngere Generation mit dieser Frage überhaupt erst einmal bekannt zu machen und gleichzeitig unser Wunsch, das gesamte Problem zur Diskussion zu stellen.

Die Schr.

Rethra, das heidnische Heiligtum in Wanzka und das christliche Sachsen (Merseburg, Halberstadt) und Bayern (Rinchnach)

Von Eckhard Unger

§ 1. <i>Bischof Thietmar von Merseburg</i>	S. 3
§ 2. <i>Propst Günther von Rinchnach</i>	S. 5
§ 3. <i>Bischof Burchardt II. von Halberstadt</i>	S. 7
§ 4. <i>Rethra und Wanzka</i>	S. 11

§ 1. *Bischof Thietmar von Merseburg**)

Der erste christliche Kirchenfürst in Sachsen, der am ausführlichsten das wendische heidnische Heiligtum in Rethra beschrieb, war Bischof Thietmar (Dietmar) von Merseburg. Als Sohn des Grafen Siegfried von Walbeck und der Kunigunde von Stade, am 23. VII. 975 oder 976 geboren, war Thietmar Mönch und geistlicher Bruder an St. Mauritius in Magdeburg, dann Propst von Walbeck (7. V. 1002 bis 1009). Die Priesterweihe erhielt er am 21. XII. 1004 in Allstedt, in Gegenwart des ihm verwandten Kaisers Heinrich II. (1002—1024), dessen Vertrauter Thietmar durch seinen Beschützer, Tagino, Erzbischof von Magdeburg, wurde und fortan blieb.

Im Jahre 1003 kamen nun die heidnischen Redarier, auch Liutizen genannt, aus Rethra nach Quedlinburg, um ein Bündnis mit dem Kaiser abzuschließen, das auch in Rethra bestätigt wurde. Thietmar verstand die Sprache der Slaven. Die Bischöfe waren damals die Feldherren, und so machten Tagino und Thietmar, zusammen mit dem Kaiser Heinrich II.

*) Im folgenden sind meine beiden ersten Aufsätze über Rethra „Rethra, das Heiligtum der Wenden in Mecklenburg“: Offa XI, (Veröffentlichungen zur Vor- und Frühgeschichte) 1952 S: 101—112, Neumünster, Wachholtz als Rethra I zitiert, sowie „Rethra-Wanzka“, das seit 575 Jahren gesuchte slawische Heiligtum im Spiegel von Sagen und Flurnamen: Forschungsfragen unsrer Zeit V, 1958, S. 39—53 als Rethra II zitiert. — Sondergenehmigung Nr. 5062 der Zentralstelle für wissenschaftliche Literatur, Berlin W 8, Unter den Linden Nr. 8.

mehrere Feldzüge gegen die christlichen Polen, 1005, 1007, 1008, 1010, 1012, bis zum Frieden am 24. V. 1013 mit dem König Boleslav I. Chrobry von Polen (992—1025), der in Merseburg abgeschlossen wurde. 1015 kam es zu neuem Feldzuge. 1018 wurde der Friede zu Bautzen abgeschlossen, woraufhin Boleslav Ruhe hielt.

Daß die christlichen Polen gemeinsam von den heidnischen Redariern und vom christlichen Kaiser bekriegt wurden, erregte aber damals bei christlichen Kirchenfürsten Ärgernis und Widerspruch, z. B. in einem langen vorwurfsvollen Briefe, der erhalten ist und den der „Erzbischof der Heiden“, Apostel der Preußen, Brun von Querfurt (974—1009), im Jahre 1008, während des dritten Feldzuges, an Kaiser Heinrich II. sandte. Brun fragte hierin, wie es möglich sei, daß der „Teufelsgott“ von Rethra und der Heilige Mauritius zusammen ins Feld ziehen könnten? Ebenso die „teuflischen, mit Menschenblut getränkten Feldzeichen“ Seite an Seite mit der heiligen Lanze Christi? Trotz alledem aber wurde Heinrich II. heilig gesprochen (1146). (Rethra I, I, § 6, Urkunde Nr. 4 — sowie H. G. Voigt, Brun von Querfurt, Stuttgart, Steinkopf, 1907, S. 436—443.)

Rethra

Das Bistum Merseburg, in dem der Friede von 1013 geschlossen wurde, war 962 gegründet, aber 981 wieder aufgehoben, jedoch 1004 wiederhergestellt worden. Nach dem Tode des Bischofs Wigbert (März 1009) wurde nun Thietmar am 24. IV. 1009 in Neuburg an der Donau zum Bischof von Merseburg geweiht, vom Kaiser und von Tagino dazu bestimmt. Am 6. V. 1012, dem Geburtstag des Kaisers, war er bei der Einweihung des Doms zu Bamberg zugegen. Auf Initiative des Kaisers legte Thietmar am 18. V. 1015 den Grundstein zu seinem Dom in Merseburg, der aber erst durch seinen Nachfolger, Bischof Bruno (1019—1036) am 1. X. 1021 vollendet und geweiht wurde.

Die besondere Bedeutung Thietmars liegt in seiner Merseburgischen Chronik („Chronicon Merseburgense“), die er in acht Büchern verfaßte, und wo er im 6. Buche, Kapitel 17, die wertvolle Beschreibung von Rethra aufzeichnete (Rethra I, Urkunde Nr. 1). Thietmar starb am 1. XII. 1019. Seine Amtszeit wird auf zehn Jahre, sieben Monate und sieben Tage angegeben. Sein Grabstein trägt die ehrenvolle Inschrift:

„Reverendus dominus,
Ditmarus episcopus;
Gratia dei sum, quod sum,
Quid sapiant, faciant, doceant,
Qui recta sequuntur
Corde, manu, lingua, Ditmari gesta loquuntur.“

(Friedrich Kurze, Bischof Thietmar von Merseburg: Neujahrsblätter der Historischen Kommission der Provinz Sachsen und des Herzogtums Anhalt, Heft 14, 1890. — Derselbe, Abfassungszeit und Entstehungsweise der Chronik Thietmars: Neues Archiv XIV, S. 61—86. — Derselbe, Nachlese zur Quellenkunde des Thietmar: Neues Archiv XVI, S. 459—472. — O. Rademacher, Die Merseburger Bischofschronik, Merseburg, Friedrich Stollberg, 1903, S. 33 ff. — Robert Holtzmann,

Thietmars Leben: Monumenta Germaniae Historica, scriptores IX, 1935, S. XVI ff. — Beschreibung von Rethra: S. 302f. — P. Pius Bonifatius Gams, Series episcoporum ecclesiae catholicae. Leipzig, Hiersemann, 1931, S. 29 (für die Daten bez. Neuburg und bez. den Tod). — Die Literatur über Rethra: Wilhelm Heeb, Geschichtliche Bibliographie von Mecklenburg, I, Rostock, 1944, Hinstorff, S. 156 ff. Nr. 1966—2001. Über die Idole von Prillwitz: a. a. O. S. 153 ff. Nr. 1930—1965).

§ 2. Propst Günther von Rinchnach

In der friedlichen Periode zwischen den Heiden und den Christen, die durch das Bündnis zwischen Rethra und dem Kaiser Heinrich II. seit 1003 sanktioniert war, wurde das Interesse für das wendische Heiligtum auch in Bayern wachgerufen, und zwar im Bayrischen Wald, der damals noch „Nordwald“ oder „Böhmisches Waldgebirge“ (saltus Boemicus) hieß. Hier hatte der Propst Günther von Rinchnach zuerst die Kultivierung dieses Urwaldes vorgenommen. Auch Günther war ein Verwandter und Vertrauter des Kaisers Heinrich II., wie Thietmar, und es ist wahrscheinlich, daß Günther, als Thietmar in Neuburg an der Donau 1009 zum Bischof von Merseburg geweiht wurde, in Gegenwart des Kaisers, dort auch anwesend war und durch diesen und Thietmar für Rethra interessiert wurde. Denn im Jahre 1017 wurde Günther vom Kaiser nach Magdeburg berufen, und besuchte dann die Liutizen, oder Redarier. Er versuchte hier, also in Rethra, als Missionar zu wirken. Dies war ihm jedoch wegen des Freundschaftsbündnisses unmöglich, und so kehrte Günther dann nach einigen Monaten wieder nach Rinchnach zurück.

Ich verdanke diese wertvolle Nachricht Herrn Pfarrer Wagner, der mir in Rinchnach am 24. IX. 1957, das Buch von Gotthard Lang, „Günther der Eremit in Geschichte, Sage und Kult“ zugänglich machte, das in den „Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige“, Band 59, Heft 1, München, 1940, Verlag der Bayrischen Benediktiner Akademie, erschienen ist, aber sehr selten ist. — Eine ältere Beschreibung des Lebens von Günther fand ich in der ausführlichen Schrift in Regen, im Verlag von Felix Dirmaier: Gotthard Oswald, „Das Kloster Rinchnach“, 1903, 160 S.

Mein Aufenthalt in Rinchnach, das ich eigens wegen meiner Rethrastudien aufgesucht hatte, war also von besonderem Erfolg gewesen.

Rinchnach ist ein Dorf und ehemaliges Kloster, das 1803 aufgehoben wurde, am Flusse Rinchnach, östlich von Regen, am Schwarzen Regen, am Fuße des südöstlich gelegenen 1042 m hohen Eschenberges und nördlich des sogenannten Pfahls im Bayrischen Wald. Dieser Pfahl ist ein seltenes und sehenswertes Naturphänomen. Es ist ein nur 25 m breiter, aber etwa 150 km langer Querstreifen aus Gangquarz, z. T. mit Mylonitzone (Pfahlgesteine). Er ist aus einer Erdspalte zwischen Granit im Süden und Gneis im Norden hervorgequollen und verläuft von Südosten nach Nordwesten. Der Pfahl kommt von Österreich und geht schnurgerade an folgenden Orten entlang: Südlich des Dreisesselberges bei Grainet, Freyung, Grafenau, Kirchdorf, Bruck, Stadl, Weißenstein (mit eindrucksvoller Burgruine), Kattersdorf, Sumpering (südlich der Stadt Regen), Patersdorf, Viechtach (mit

gewaltiger Erhebung über den Bergen), Moosbach, Altransberg, Pösing, Schwarzenfeld (nördlich von Schwandorf), bis zum Flusse Naab.

(Geologische Karte von Bayern 1: 500 000, Bayrisches Geologisches Landesamt, München, 1954).

Günther, der Vertraute der Kaiser Heinrich II., Konrad II. (1024 bis 1039) und Heinrich III. (1039—1056), stammte aus einem sehr reichen thüringischen Adelshause — man nimmt an, aus Schwarzburg —, wurde geboren 955 und ist gestorben am 9. V. 1045. Er bekehrte sich erst mit 50 Jahren zu Weihnachten 1005, legte den Rittergürtel 1006 ab, trat als Mönch ins Benediktinerkloster Niederaltaich an der Donau, östlich von Deggendorf, ein, dessen Abt Godehard 1022 Bischof von Hildesheim wurde. Günther ging 1008 als Eremit auf den Ranzingerberg bei Lalling, an der Ohe, die bei Niederaltaich in die Donau fließt, und stieg dann 1011 den Nordwald hinauf bis nach Rinchnach.

Hier hatte er eine Eremitenzelle, östlich auf dem Berge, Frauenbrünnl genannt, die man nach ihm auch „Güntheri-Bründl“ nannte. Hier wurde ihm am 14. XII. 1766 eine Kapelle geweiht, auf einer Art Kalvarienberg mit den sieben Leidensstationen, die vom Orte Gehmannsberg zur Höhe hinaufführen. Hier und in St. Anton in Regen und in der Diözese Passau wird Günther noch heute verehrt, obgleich er offiziell nur als „seliger Günther“ galt, da der Antrag auf seine Heiligsprechung 1261 beim Papste keinen Erfolg hatte.

In Rinchnach gründete Günther 1011 auch ein Kloster, dessen Kirche des Johannes des Täufers, des Heiligen Kreuzes und der Maria im Jahre 1019 durch den Bischof Berengar von Passau geweiht wurde.

Die besondere Bedeutung des Günther lag in seiner Kultivierungstätigkeit, in der Rodung des Urwaldes. Daher wird er in der Diözese Passau in Statuen als Benediktinermönch mit der Hauè dargestellt.

Den Anfang seiner Erschließung des Nordwaldes bildete die Schaffung eines neuen Pfades, von Niederaltaich, hinauf nach Rinchnach. Man nannte ihn daher den „Günthersteig“ oder den „Goldenen Steig“ (semita aurea), mit dem Namen des Kultivators und als einen einzigartigen Pfad, so bedeutsam wie Gold. Der Günthersteig begann in Niederaltaich, stieg im Tal der Ohe hinauf über Hengersberg, Auerbach, Euschertsfurth, Rohrstetten, ging über das Gebirge, den Leopoldswald, nördlich hinab nach Kirchberg zur Rinchnacher Ohe, Furthmühle, Pfahlbach (am Pfahl), Stadl, Ellerbach, Rinchnach und noch weiter nach Klessing, Aßberg, Bärnzell bis nach Zwiesel, nahe der bayrischen Grenze bei Bayrisch Eisenstein.

So wurde Günther der friedliche Eroberer des Bayrischen Waldes.

Nach der Erhebung seines Klosters zur Propstei und nach dessen Einverleibung in das Mutterstift Niederaltaich durch eine Urkunde des Kaisers

Heinrich III. vom Jahre 1040, ging Günther weiter als Eremit von Rinchnach fort nach Gutwasser in Böhmen, nördlich von Eisenstein, wo er als Einsiedler die letzten fünf Jahre seines Lebens verbrachte. Hier starb er am 9. V. 1045 im Alter von 90 Jahren und wurde in der Kirche zu Brzenow begraben. Der große St. Günthersberg, im Süden von Gutwasser, aber erinnerte auch fernerhin an den bedeutenden Mann.

Nach dem Tode von Günther war seine frühere Missionsfahrt nach Rethra, im Jahre 1017, in Erinnerung geblieben, und zwei Mönche wollten es ihm gleich tun, machten sich auf den weiten Weg nach Rethra im Jahre 1050, wie eine Notiz zu Adam von Bremen meldet. Rinchnach war das einzige Kloster des Böhmisches Waldgebirges, wie dieser Urwald damals hieß. Zu jener Zeit aber bestand Feindschaft zwischen den Heiden und Christen, und die beiden Missionare kamen in grausamer Weise als Märtyrer um (Rethra I, Urkunde Nr. 9). Die Urkunde teilt mit: „Die Namen der beiden Mönche sind uns unbekannt geblieben, aber, wie wir wahrhaft glauben, sind sie im Himmel angeschrieben worden.“ Es ist rührend, zu sehen, wie sich der Chronist tröstet, ihre Namen nicht zu wissen. Diese beiden Märtyrer wären sonst gewiß unter die Heiligen aufgenommen worden.

Erst die Entdeckung der ersten Missionsfahrt des Günther im Jahre 1017 aber gibt uns den Schlüssel und die Bestätigung der Beziehungen von Rinchnach in Bayern zu dem weit entlegenen Rethra in Mecklenburg, dessen Heiligtum damals 1050 noch in seinem vollen Ruhme strahlte.

§ 3. Bischof Burchardt II. von Halberstadt

Im Jahre 1066, 16 Jahre nach der Ermordung der beiden Mönche von Rinchnach, aber begann ein allgemeiner Aufstand der Wenden gegen die Christianisierung mit der Ermordung des christlichen Wendenfürsten Gottschalk in Lenzen. Der Bischofssitz Mecklenburg (Mekilnburg), der am sogenannten Wallensteingraben zwischen Wismar und Schwerin gelegen war, wurde von den Wenden erobert, der greise Bischof Johannes, einst Bischof der Schotten, wurde gefangen und im Triumph unter Märtern durch das Land geführt. Schließlich wurden dem Bischof Hände und Füße und der Kopf abgeschlagen. Das Haupt aber wurde auf einen Spieß gesteckt und dem Gotte Redigast in Rethra geopfert, am 10. XI. 1066, wie Adam von Bremen meldet (Rethra I, Urkunde Nr. 8). Eine Illustration hierzu bietet eins der Felder der Bronzetür des Doms zu Gnesen aus dem ersten Drittel des 12. Jahrhunderts (Abb. 1). Man sieht den Leichnam des Heiligen Adalbert, eines gebürtigen Tschechen, namens Woytech, des Missionars der Preußen, eingewickelt auf einem Brett liegen, das hoch in der Luft zwischen zwei Bäumen an deren Ästen angebracht ist. Kopf, Hände und Füße sind abgeschlagen. Der Baum links hat eine kuglige Krone von Eichblättern. Am Baume rechts sind alle Äste am Stamme abgeschnitten. Auf die Spitze dieses Baumes ist der Kopf des Missionars, in Vorderansicht dargestellt, gesteckt. Zwischen den Bäumen wächst ein schlanker Baum, auf dessen palmenartigem Wipfel ein Raubvogel sitzt, wohl

ein Adler, der seinen Kopf rechtshin zum Haupte des Adalbert wendet und mit den Flügeln schlägt, um diesen gegen andere aassfressende Vögel zu schützen. Diese Opferung geschah am 23. IV. 997. In gleicher Weise muß man sich den Opfertod des Bischofs Johannes in Rethra vorstellen.

Diese Untat erregte in Sachsen eine gewaltige Empörung. Bischof Burchardt II. von Halberstadt, der in besonderer Gunst des Kaisers Heinrich IV. (1056—1106) stand, hatte durch den Papst Alexander II.

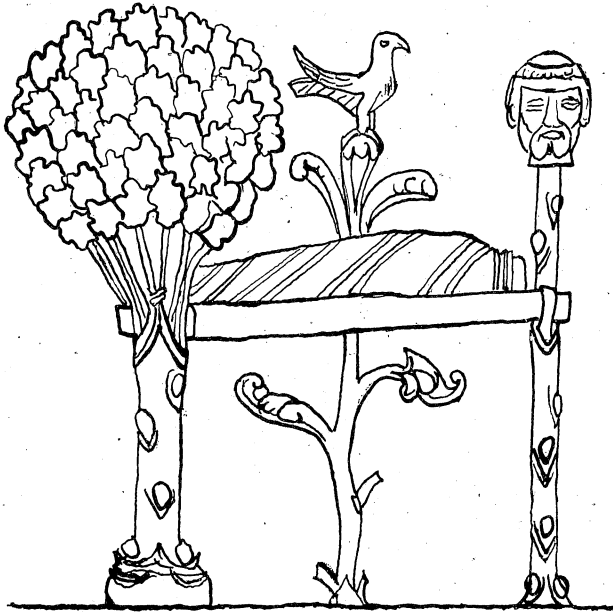


Abb. 1

die besondere Gnade erlangt, Pallium und Mitra und erzbischöfliche Insignien zu tragen. Er hatte das Recht, auf einem Schimmel bei Festlichkeiten in die Kirche zu reiten. Auch hatte er eine Reiterei mit Lanzen zur Verfügung. Mit dieser machte sich Burchardt auf zu einem Vergeltungsfeldzuge gegen Rethra, und zwar im Winter 1068, wo nur ein Vordringen auf dem gefrorenen Moorboden und auf dem Eis der Seen möglich war. Die Notiz der Annales Augustani vom Jahre 1068 ist in einer bewunderungswürdigen und prägnanten Kürze abgefaßt, in Mönchsletein, das nur 22 Worte in einem einzigen Satze enthält (Rethra I, Urkunde Nr. 3). Er lautet:

„Burchardus, Bischof von Halberstadt, die Provinz der Liutizier, dort eingedrungen, verbrannte er, verwüstete er, und auf dem Pferde, das sie in Rheda als Gott verehrten, auf ihm sitzend, kehrte er nach Sachsen zurück.“

Es handelt sich um das im Tempel von Rethra befindliche wahrsagende Pferd.

Im folgenden Jahre 1069 unternahm der Bischof einen zweiten Feldzug, im Beisein des Kaisers, ebenfalls im Winter.

Dieser Blitzfeldzug des Jahres 1068, der das berühmte Heiligtum Rethra völlig vernichtete, und gleichzeitig auch eine ungeheure Beute einbrachte, hat aber seine Wirkung noch bis in unsere Gegenwart beibehalten, und zwar in Kinderliedern, die man in Halberstadt sowie in Ostmecklenburg noch bis heute zu singen pflegte (Rethra I, Urkunde Nr. 18 und 19, zu Urkunde Nr. 3 von 1068, sowie Rethra II, § 11). In Ostmecklenburg sind es die Städte Teterow, Neubrandenburg und Neustrelitz, aber auch umliegende Dörfer, in denen das Lied gesungen wurde. Hierbei ist auffällig, daß die Lieder im großen und ganzen übereinstimmen, jedoch ist das Lied in Halberstadt länger (sechs Zeilen), es war aber den Sängern die Beziehung zu Rethra nicht mehr bekannt. Dagegen ist das Lied in Ostmecklenburg kürzer (vier Zeilen) und die Beziehung auf Rethra wohlbekannt geblieben. Ich gebe hier nochmals den Text der Kinderlieder:

Mitteilung von Herrn Kreuzner aus Halberstadt (Berlin-Charlottenburg, Kunstbibliothek), aber auch von andern Halberstädtern in ähnlicher Weise:

„Buko von Halberstadt
Schenk doch usem Kinneken wat.
Wat soll ick ehm denn bringen?
Rode Schauh mit Ringen,
Rode Schauh mit Golle beslahn,
Da soll use Kinneken oppe danzen gahn.“

Mitteilung von Ursula Scheven aus Teterow und von andern Einwohnern der genannten Städte:

„Buko ut Halberstadt
Bring mien lütten Kinde wat.
Wat sall ick em denn bringen?
Güldne Spang un Ringen.“

Richard Wossidlo**) hat ausführlich Buko von Halberstadt behandelt und viel Material aus Halberstadt, Anhalt, Grafschaft Hohnstein, Schleswig-Holstein, Lübeck, Hamburg, Bremen, Oldenburg, Westfalen, ganz Mecklenburg, Pommern und Nord-Thüringen (Nordhausen) gesammelt (s. u. Nr. 81, S. 30—32, 298—305). Im übrigen Thüringen, Sachsen, West- und Süd-Deutschland aber ist das Schlummerlied unbekannt. Wossidlo sieht die Form Buhköhking als die Hauptform an und deutet sie als Kuh, bunte Kuh, die dem Kinde etwas bringt. Die Beziehung auf den Bischof Bukko lehnt Wossidlo ab; er geht auch nicht auf seine Bedeutung und auf Rethra ein. Für den Bischof aber spricht die alte Überlieferung von Reimann**), die bis ins 17. Jahrhundert zurückgeht. Dieser weist

**) Richard Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen III, 1906, Wismar, Hinstorff. — Reimann, Versuch einer Einleitung in die Historien derer Teutschen, Magdeburg, 1709. — Carl Friedrich Müller, Der mecklenburgische Volksmund in Fritz Reuters Schriften, Leipzig, Max Hesse, 1901.

ausdrücklich auf Bukko, den Bischof hin. Ursprünglich hat Bukko den Anlaß zum Liede gegeben, das sich später als Schlummerlied mit Buhköhking verbreitet hat. Es ist auffallend, daß der Mittelpunkt der Verbreitung in Halberstadt liegt, auch daß sein Dom in einigen Liedern eine Rolle spielt (Wossidlo, S. 304), ebenso auch das Pferd (s. Nr. 82 und S. 301).

Fritz Reuter gibt nun vortreffliche Ergänzungen zu Wossidlo, wie lange sich historische Persönlichkeiten oder Vorgänge im Volksmunde gehalten haben, worüber Carl Friedrich Müller**) gehandelt hat. Bolzendahl (Müller, Nr. 66) und Kotelmann (a. a. O. Nr. 390) sind noch unbekannt, aber „Lewerenzen sin Kind“ (a. a. O. Nr. 416) war ein Riese von 3 m Länge, um 1611 aus Hamburg, den auch Wossidlo (Nr. 109, S. 39) anführt. Der schwedische Kanzler Gustav Adolfs, Oxenstierna (1583—1654), ist in Liedern bei Wossidlo (Nr. 235, S. 49) bekannt, ebenso der Seeräuber Störtebecker, der 1401 in Hamburg hingerichtet wurde (Wossidlo, Nr. 1228, S. 173). Till Eulenspiegel, der 1350 starb, tritt bei Reuter (Müller, Nr. 755) auf und bei Wossidlo (S. 437), der ihn als Sagengestalt rechnet. Der Verrat der Bürgermeister Belz und Grieben 1425 in Prenzlau war dort im 18. Jahrhundert noch sprichwörtlich lebendig (Müller, Nr. 544). Reuter hat dies weitergegeben in „Stromtid“ I, S. 173 (Werke, herg. von Seelmann), Band II, S. 466, wo darauf hingewiesen ist, daß Seeckt in seiner „Geschichte von Prenzlau“ II, S. 4, 1787, mitteilt, daß die Redensart „un kek mi dorbi an, as hadd hei Prenzlow verraden“, wie sie Reuter (auch im „Schurr-Murr“, Bd. IV, S. 25) hat, zu Seeckts Zeit, also im 18. Jahrhundert noch im Gebrauch war, also nach 350 Jahren, ähnlich, wie es Reimann von Bukko von Halberstadt erzählt, 1709. Am weitesten zurück aber liegt die Erinnerung an den Baumeister der Elbbrücke in Dresden, 1173, an Matthäus Fotius, der durch sein Reliefbild am vierten Brückenpfeiler sein Andenken verewigt hat. Das Bild selbst machte einen einfältigen Eindruck vom Meister, so daß der Vers entstand:

„dor sitt Matz Fots von Dräsen
kann nich schriwen, un nich lesen.“

Dieser Spottvers wurde durch reisende Handwerksburschen bis nach Norddeutschland verbreitet, und ist auch Fritz Reuter bekannt geblieben (Müller, Nr. 201, von diesem ermittelt). Das Relief wurde 1845 mit dem Pfeiler weggerissen, befand sich aber um 1900 im „Italienischen Dörfchen“ aufbewahrt. Es ist erstaunlich, wie lange sich solche Erinnerungen im Volksmunde erhalten, und es ist kein Grund vorhanden, den um 100 Jahre älteren Bukko von Halberstadt, vor allem wegen seiner Aufsehen erregenden Tat, nicht als Urquelle für das Kinderlied gelten zu lassen.

Burchardt II. genannt „Bucco“, wie in den Kinderliedern, wurde 1028 in einer niederen Familie in Schwaben geboren. Aber seine Mutter war die Schwester zweier Erzbischöfe, Hanno von Köln und Wezil von Magdeburg, die auf den Kaiser Heinrich IV. bedeutenden Einfluß

hatten. Burchardt wurde 1057 Propst an St. Simon und Juda in Goslar, und 1059 durch die Gunst der Kaiserinmutter Agnes Bischof von Halberstadt, als Nachfolger von Burchardt I. (18. X. 1036 bis 18. X. 1059).

Er führte ein sehr unruhiges Leben, war ehrgeizig, herrschsüchtig, prachtliebend, prahlerisch, ungestüm, wild, wiederholt auch gegen den Kaiser auf-tretend, und sich mit ihm wieder versöhnend. Der Dom in Halberstadt, der am 10. IV. 1060 verbrannte, wurde am 13. VI. 1071, zu Pfingsten, wieder vollendet und geweiht, ermöglicht durch die in Rethra eingebrachte ungeheure Beute. 1075 wurde Burchardt vom Kaiser gefangen, er entfloh, unterstützte den Gegenkaiser Rudolf von Schwaben, 1080, dessen Bronzegrabplatte im Dom zu Merseburg aufbewahrt ist. Heinrich IV. eroberte 1085 Halberstadt, aber Burchardt nahm sein Bistum mit dänischen und wendischen Scharen wieder ein. Auf einer Zusammenkunft der sächsischen Fürsten in Goslar, wo sich Burchardt wieder gegen den Kaiser erklärte, wurde er von der Volksmenge am 11. IV. 1088 ermordet. So endete sein geistliches Leben in derselben Stadt, wo es angefangen hatte. In der Kirche in Ilsenburg, bei Wernigerode, wurde er be-graben.

Burchardt II. war ein durchaus kriegerischer Bischof, wie es seine Zeit erforderte, wenn auch ein unruhiger Geist und Unruhestifter. Aber sein Blitzfeldzug und die Zerstörung des Heiligtums in Rethra 1068 hat ihm bis heute noch zum Ruhme gereicht.

(Ernst Boll, Geschichte Mecklenburgs, 1855, S. 41. — Gotthilf Sellin, Bischof Burchardt II. von Halberstadt: Jahresbericht des Gymnasium Fridericianum, Schwe-rin, 1870, S. 2 ff. — Gustav Schmidt, Urkunden des Hochstifts Halberstadt I, Leipzig, 1883, Publikationen des Kgl. Preuß. Staatsarchivs XVII, Nr. 83, Urkunde des Papstes Alexander II. dd. San Quirico, 13. I. 1063. — Joh. Fritsch, Die Besetzung des Halberstädter Bistums in den ersten 4 Jahrhunderten des Bestehens, Dissertation, Halle, 1913, S. 28 ff. — P. Pius Bonifatius Gams, Series Episcoporum ecclesiae catholicae, Leipzig, 1931, S. 279).

§ 4. Rethra und Wanzka

Die Lage des ehemaligen berühmten Heiligtums Rethra an der Stelle der späteren Nonnenklosterkirche Wanzka, auf der etwa 9 m hohen Land-zunge des Wanzkaer Sees, an der See-Enge (= Wanzka) dieses 6 km langen halbmondförmigen romantischen Gewässers (Abb. 2), habe ich 1948 ermittelt und eingehend begründet (Rethra I und II).

Als wertvollste Quelle hierfür gilt die Beschreibung des Thietmar von Merseburg, zurzeit als die heidnischen Redarier und der christliche Kaiser Heinrich II. seit 1003 im Bündnis standen zum langwierigen Abwehrkampf gegen die christlichen Polen. Durch die beiderseitige Freundschaft hatten die deutschen Geistlichen, wie Thietmar, der Bischof, und der Propst Günther, sowie der Kaiser und seine Ritter und Gesandten die beste Ge-legenheit, Rethra kennen zu lernen, so daß die Beschreibung des Thiet-mar als authentische Betrachtung zu werten ist.

Die Lage des Heiligtums war, wie ein Wallfahrtsort, wie eine Kopfstation, nur vom Norden her zugänglich (Rethra II, § 10). Das dreihörnige (tricornis) Rethra (Abb. 3) ist als Ort mit drei Landzungen zu erklären, die es auf der Halbinsel gibt (Rethra I, I, § 4—5; Rethra II, § 6). Die zwei Tore, jedes an der Spitze der Landzungen, sind charakterisiert durch einen scharfen Knick der Zufahrtsstraße (Rethra II, § 6). Das dritte Tor, bei der dritten Landzunge, bei dem Tempel (heute Kirche), ist sehr genau als hierher gehörig beschrieben: Das 3. Tor „sieht sich nach Osten um“ (d. h. nach dem See), „es ist das kleinste“, „es zeigt den Nebenpfad (Querweg) zum See“ — dieser ist heute noch vorhanden — „es hat einen schauerlichen Anblick“ — durch die Abfälle von Tierknochen, die man dort schon ausgegraben hat (Rethra II, § 6 — aber wohl auch durch Menschenknochen und -schädel von den geopfert Menschen — und „das (wohl deshalb) keinem leicht offensteht“ (Rethra II, § 6, 12). Durch die Orientierung nach Osten der 3. Landzunge ist auch das 3. Tor festgelegt.

Die Ausgrabung eines wendischen Dorfes, 1925, 500 m östlich des Tempelplatzes (Abb. 2, nördlich der Zahl „3“ im See), also abseits des Heiligtums, als „De Dörpstedt“ bezeichnet, würde im Einklang stehen mit der Feststellung des Thietmar, daß im eigentlichen Rethra nur der Tempel und die drei Tore gestanden hätten. Es steht jedenfalls schon fest, daß sich hier eine wendische Siedlung befunden hat (Rethra I, I, § 6; Rethra II, § 12).

Rethra lag in einem Urwald (Rethra I, I, § 3) und mitten im Lande der Redarier und war das Zentralheiligtum der benachbarten fünf Gaue. Es lag als mittleres Heiligtum auch mitten innerhalb der fünf Gaue (Rethra I, I, § 2). Diese waren von Osten nach Westen: Der Gau der Ukrer (= Uckermark), der der Ritzaner (= Feldberg, Rethra II, § 8), der der Redarier (Zentrum: Rethra = Wanzka), der der Tollenser (am Tollensesee) und der der Zirzipaner (weiter in Mecklenburg-Schwerin). Vgl. Rethra I, Urkunde Nr. 6.

Rethra, das Thietmar mit dem Namen seines Gottes Riedegost benannte, war der Tempel des slavischen Feuergottes. Auch Adam von Bremen kennt ihn unter dem Namen Redigast. Während aber der Verbündete mit Rethra, Thietmar, den Göttern mehr Achtung zollte, bestand zu der Zeit, als Adam in Bremen weilte (1072—1085), tödliche Feindschaft zwischen den Heiden und den Christen. So erklärt es sich, daß Adam von Bremen in dem Gotte Redigast den leibhaftigen Teufel erblickte und Rethra mit der antiken Unterwelt verglich, wie ich (in Rethra I, II, § 2) nachgewiesen habe. Das Heiligtum war 1068 zerstört worden, und die spätslavischen Reste an Keramik und die Schneckenhäufen, die 1925 in Wanzka-Ost ausgegraben wurden (Rethra II, § 7), beweisen den kümmerlichen und ärmlichen Zustand von Rethra nach seiner Zerstörung.

In dieser Zeit der Feindschaft, die wohl bald mit dem Tode des Kaisers Heinrich II. begann, und für die das Martyrium der beiden Mönche von Rinchnach, 1050, schon zeugt, hatte niemand mehr Gelegenheit, durch

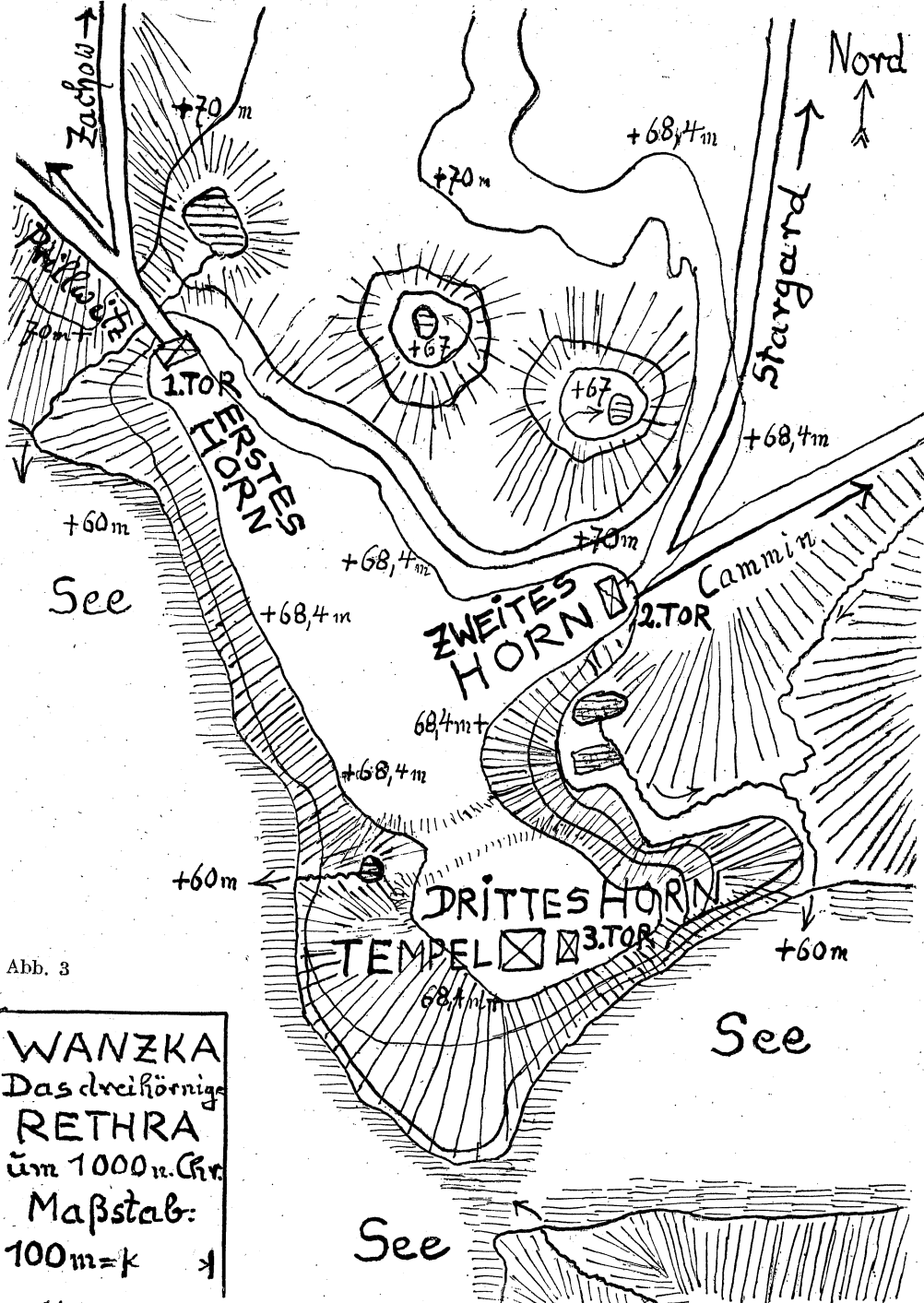


Abb. 3

WANZKA
 Das dreihörnige
RETHRA
 um 1000 n. Chr.
 Maßstab:
 100m = k

Augenzeugen eine Beschreibung von Rethra zu erhalten, außer dem Bischof Burchardt II. von Halberstadt, 1068, als er Rethra zerstörte. Dies geschah aber als Vergeltung für die Opferung des Bischofs Johannes von Mecklenburg, wobei es um die völlige Vernichtung des heidnischen Heiligtums ging. Und auch im Domschatz zu Halberstadt wird man kein einziges Stück aus Rethra mehr finden wollen. Denn es war teuflisches Zeug aus Gold oder Silber, das nur durch Feuer umgeschmolzen und geläutert werden konnte und als Münzen nun auch zum Neubau des Doms in Halberstadt einem heiligen Zwecke zugeführt wurde, so daß der Dom bereits 1071 vollendet und geweiht werden konnte.

Die beiden verschiedenen Beschreibungen des Heiligtums Rethra durch Thietmar und Adam aber hatten die Gelehrten so verwirrt, daß man im Laufe von 575 Jahren, wie ich festgestellt habe (Rethra II, § 2—4), 29 verschiedene Örtlichkeiten für Rethra angesetzt hatte, und zwar in Mecklenburg, Pommern und Brandenburg. Seit 1378 (Ernst von Kirchberg) ist dieses Rätselraten im Gange gewesen. Ich zähle hiermit kurz die Örtlichkeiten auf, in ihrer chronologischen Reihenfolge der Ansetzung für Rethra:

Demmin (1378); Röbel (1519, 1593, 1596, 1653, 1728, 1753); Stargard in Mecklenburg (1519, 1653, 1728); Faulenrost bei Malchin (1521, 1530, 1596, 1610, 1737); Malchow (1610); Prillwitz (1610, 1753, 1768 (Idole), bis 1835 (Feststellung der gefälschten Idole); Loitz (1698); Gadebusch (1724, 1753); Gransee (1724); Rese (Alt-Rese) (1724, 1753); Groß-Helle (1753); Löcknitz an der Randow (1753); Rehna (1753); Wolgast (1753); Altentreptow (1840); Himmelpfort (1847); Nemerow (1847); Wanzka (1847, 1883, 1948); Broda (1861); Stargard in Pommern (1861); Lieps (1875, 1912); Rieth am Stettiner Haß (1878); Wustrow am Tollensesee (1879, 1887); Carwitz (1881); Conow (1881); Fischerinsel (1883, 1887); Lenzen (1885); Feldberg in Mecklenburg (1921); Rothemühl in der Uckermark (1952).

Die meisten Ansetzungen sind reine Phantasiegebilde, z. B. sind Gadebusch und Rehna wegen des Flusses Radegast für Rethra in Anspruch genommen. Prillwitz hatte am längsten (von 1610 bis 1835) für 225 Jahre als Rethra gegolten, wegen der falschen Idole. Später machte man Ausgrabungen bei Wustrow, Carwitz, Conow, Lieps, auf der Fischerinsel, in Feldberg, in Wanzka (auf den Inseln), aber ohne den Beweis für Rethra erbringen zu können. Wie der von Schuchhardt ausgegrabene wendische Tempel auf der Höhe der Halbinsel Arkona in Rügen (1168 zerstört), liegt auch Rethra in Wanzka ebenfalls auf der Höhe der dortigen Halbinsel, auf dem heutigen umfangreichen Kirchplatze (Abb. 3), wo ein großer Raum für den „templum magnum“ vorhanden ist. Auf diesem Platze steht heute die kleine Klosterkirche, an sich ein bedeutender Bau gegenüber den Dorfkirchen, jedoch bescheiden gegenüber dem ehemaligen Rethratempel, der ostwärts orientiert war und ganz gewaltige Dimen-

sionen gehabt haben kann. Das Kloster war ein Zisterzienserkloster; die Kirche der Jungfrau Maria und dem Allmächtigen Gotte geweiht. Die Gründung des Klosters geschah vor 1283 (Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Freistaates Mecklenburg-Strelitz I, 3, S. 145—172, Georg Krüger).

Erst die genaue Interpretation der beiden Mönchshandschriften des Thietmar von Merseburg gab mir die völlige Übereinstimmung der Beschreibung mit der Ortslage von Wanzka. Man hatte bisher nur die Dresdner Handschrift zu Grunde gelegt. Die Brüsseler Handschrift aber enthält zwei wertvolle Zusätze zur Beschreibung von Rethra. Der eine erklärt den etwas ungewöhnlichen Ausdruck *tricornis* (dreihörnig) und stellt fest, daß Hörner und Tore zweierlei waren: „*una quaeque per singula cornua*“ mit Bezug auf die Tore (*portas*), vgl. Rethra I, Urkunde-Nr. 1, S. 109²⁶: „Ein jedes Tor wegen der einzelnen Hörner.“ — Der andere Zusatz gibt die Charakterisierung des dritten Tores als eine Geheimtür: „*quae nulli facile patet*“: „Die niemandem leicht offensteht“ (Rethra I, Urkunde Nr. 1, S. 109²⁶).

Eine Grabung in Wanzka würde, wie ich gezeigt habe (Rethra II, § 12), äußerst einfach und leicht sein, aber man hat bisher, seit 1952, noch nicht einmal den Versuch gemacht, meine Beweisführung zu widerlegen. Darum sagen wir mit Fritz Reuter

„Wat den einen sin Ul is, is den annern sin Nachtigal.“

Konservator Konrad Hustaedt

Zum 85. Geburtstag am 26. November 1959

In diesem Jahr hätte K. Hustaedt seinen 85. Geburtstag feiern können, wenn ihn nicht am 17. Oktober 1947 der Tod abgerufen hätte. In seiner Todesanzeige, die er vorsorglich entworfen hatte, nannte er sich „akademischer Architekt und Kunsthistoriker“. Praktisch hat er nie als Architekt gewirkt, aber theoretisch hat er in zahlreichen Aufsätzen, die in der Landeszeitung von 1895 bis 1944 erschienen sind, seinem architektonischen und kunstgeschichtlichen Wissen Ausdruck verliehen.

„Von der Schönheit des Daches“; „die alte Schmiede zu Hohenzieritz“; „Baugeschichte des Schlosses zu Neustrelitz“; „das weiße Herrenhaus zu Neustrelitz“; „das Orangeriegebäude zu Neustrelitz“; „Kirche, Schloß und Fürstengruft zu Mirow“ usw. sind nur einige Themen der Aufsätze.

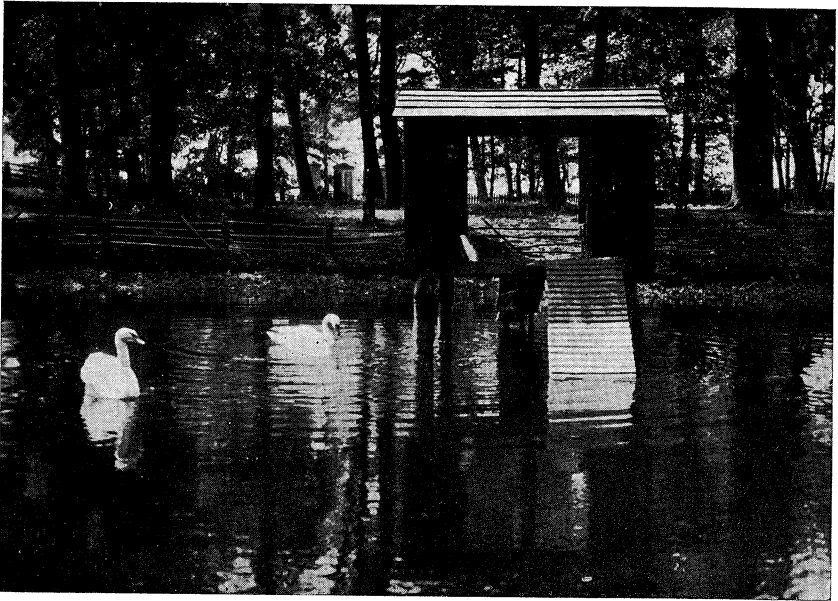
K. H. wurde als Sohn des Baumeisters Ferd. Hustaedt in Neustrelitz geboren und war Schüler des Carolinums. In Berlin und München studierte er Architektur und Kunstgeschichte. Zur Erweiterung seiner kulturhistorischen Kenntnisse ging er nach Athen und arbeitete am Deutschen Archäologischen Institut unter Prof. W. Dörpfeld (Ausgrabung von Pergamon). Weitere Studienreisen führten ihn durch den Peloponnes und das griechische Inselreich (auch Troja), ferner nach Sizilien und Paris. Etwa 1904 ließ er sich, nach Beendigung seiner



Konservator Hustaedt im Copiensaal des Landesmuseums



Schloß Hohenzieritz



Schwanenteich im Tiergarten

Ausbildung und Studienreisen, als Privatgelehrter in seiner Vaterstadt nieder und widmete sich archivischen Studien der historischen Vergangenheit seiner engeren Heimat.

Seine enge Verbundenheit mit dem Hofe und sein vornehmes Wesen verschafften ihm bald Eintritt in Hof- und Theaterkreise und schließlich beim Hof selbst. Er wurde überall als Experte empfohlen und gerufen, da seine gründlichen Studien in den kostbaren fürstlichen Sammlungen dem Hohen Haus und schließlich auch dem Lande zugute kamen. So war dann die 1916 erfolgte Einstellung als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter beim Aufbau des Landesmuseums eine natürliche Folge seiner privaten Tätigkeit als Kunsthistoriker. 1919 wurde er zum Konservator am Landesmuseum ernannt, wo er bis 1940 erfolgreich tätig war.

In seiner 20jährigen Konservatorentätigkeit hat er für die Stadt sehr segensreich wirken können. Die drei wichtigsten Ausstellungen dieser Zeit sind: 1926 „Ausstellung alter meckl. Kulturwerte“, die auch in Berlin gezeigt wurde, 1927 zum 100jährigen Geburtstag Wilhelm Riefstahls eine Ausstellung seiner Werke im Weißen Saal des Schlosses, die auch der Sohn Dr. Erich Riefstahl aus München besuchte, 1931 die hochinteressante Theaterausstellung im Schloß sowie 1933 eine historische Schau zum 100jährigen Stadtjubiläum.

Hustaedts Stärke waren lokalhistorische Studien und seine besondere Liebe galt dem Rokoko, wie es sich im Mirower Schloß und im Hobe-Saal (weißes Herrenhaus) am reinsten verkörperte. Dazu kam die Begeisterung für Schauspiel und Oper. Bei jeder Premiere war er auf seinem Stammplatz zu treffen. Er war ein so ernster Theaterfreund, daß er sich nicht nur geistig zu jedem Theaterbesuch vorbereitete, er tat es auch äußerlich, durch den gepflegten Anzug, Ruhe, Besuch der Generalprobe usw. Nicht, daß er Theaterkritiken schrieb, diese teilte er gefragt oder ungefragt mit begeisterter oder auch manchmal entrüsteter Geste seinem Freundeskreis mit und verglich die Inszenierung mit den früheren, u. U. auch mit denen, die er theoretisch in seiner 200jährigen Neustrelitzer Theatergeschichte nacherlebt hatte und deren Kritiken ihm stets gegenwärtig waren. Denn ihm stand die reiche äußerst kostbare Schauspiel- und Musikbibliothek als Theaterbeirat zur Verfügung und ihr galt später auch seine letzte Arbeit. Sie zu ordnen und zu erschließen war ihm nach 1940 aufgetragen worden.

Seine Tätigkeit im Landesmuseum wurde bis in die 30iger Jahre erfolgreich und dankbar von allen Besuchern des Museums anerkannt. Sein Riefstahlzimmer, die Galerie der Strelitzer Maler: Unger, Kannengießer, Eggers u. a. sowie Porzellane, Möbel und Gemälde wußte er in den fürstlichen Räumen (auch in Mirow und Hohenzieritz) stilgerecht und repräsentabel zu arrangieren.

Aber neben dieser hauptberuflichen Tätigkeit widmete er sich 25 Jahre voll Eifer als Schriftwart dem Gewerbeverein (über den Gewerbeverein und seine reiche Kulturarbeit wird wahrscheinlich 1960 noch eingehend von mir berichtet werden, da ich s. Zt. von K. Hustaedt sämtliche Vorträge der über 100jährigen Tätigkeit des Gewerbevereins käuflich erwerben konnte), in dem er oft Vor-

träge (auch mit Lichtbildern) hielt. Auch im mekl. Strel. Verein für Geschichte und Heimatkunde (1925—35) arbeitete er maßgeblich mit, besonders in den zwei Sonderheften zum 200jährigen Stadtjubiläum. In den letzten 15 Jahren widmete er sich ganz seiner Neustrelitzer Theatergeschichte (1745—1945), die er auch noch vollendete und die hoffentlich später noch einmal herausgegeben wird.

(Einsichtnahme oder Studium derselben ist vorläufig nicht möglich, da sie im Handschriftenmagazin der Bezirksbibliothek der Öffentlichkeit nicht zugänglich ist.)

K. Hustaedts Verdienste um die Kulturgeschichte der Stadt Neustrelitz sind unbestritten. Ob es „alte Häuser und ihre Bewohner“; der alte Friedhof mit seiner Grabmalkunst, die er 1913 inventarisiert und im Vortrag sowie auch in der Zeitung zum Abdruck brachte, ob es die „alte Hofapotheke“ oder „das Prinz Ernst Palais“ (Haus der früheren Landeszeitung), ob es „Gartenlokale im alten Neustrelitz“ oder „die Badegärten“, „die Orangerie“ oder die „Virtuosen am alten Theater“ sind, überall ist er den Spuren der Vergangenheit nachgegangen und hat sie uns in zahlreichen Aufsätzen aufgezeichnet. Das Walter-Karbe-Archiv hat etwa 50 Aufsätze gesammelt, dies dürften seine gesamten Veröffentlichungen sein.

Im Ganzen wäre zu diesen Arbeiten kritisch zu bemerken, daß besonders die frühen Aufsätze überarbeitet werden müßten, falls später an eine neue Veröffentlichung gedacht wird. Der typisch Hustaedtsche Stil mit seiner überladenen Architektur- und kunsthistorischen Sprache müßte korrigiert werden. Die oft unverständlichen Adjektive decken den eigentlich wichtigen Stoff völlig zu. Sogenannte Bandwurmsätze können dem heutigen Leser nicht mehr zugemutet werden. Trotzdem sind aber seine Arbeiten als Quellenmaterial für jeden Strelitzer Chronisten wertvoll. Den zwei schon in diesem Heft neu zum Abdruck kommenden Aufsätzen wird später ein umfangreicherer „Gestalten aus dem Alten Neustrelitz“ folgen. Daß sich all seine Arbeiten ausschließlich auf lokaler Ebene: Neustrelitz, Hohenzieritz, Mirow bewegen, sei noch einmal erwähnt. Im Vordergrund stehen die Schlösser (nicht die Person des Fürsten oder seine Familie), sekundär sind Städtebauliches und die Bewohner der Stadt zu verzeichnen.

In den letzten 15 Jahren widmete er sich ganz den theaterwissenschaftlichen Studien, „Vom Hoftheater zum Landestheater“. Wir wollen dankbar sein, daß K. Hustaedt diesen umfassenden Studien so mit Eifer und Fleiß nachging, denn da 1945 das Theater mit seinem kostbaren Fundus durch Kriegseinwirkung vernichtet wurde, ist wenigstens in den Niederschriften seiner Theatergeschichte alles Wesentliche in chronologischer Folge enthalten.

Zum Abschluß soll über den Menschen K. H. gesagt werden, daß er in seiner würdevollen Art sich jedermann zu geben, mehr Freunde als Feinde hatte. Er fiel nie aus der Rolle, selbst in höchster Kunstbegeisterung nicht. Dieser gab er mit erhobenen Armen beredten Ausdruck und dem kurz aufeinanderfolgenden stoßweise hervorgebrachten „woll, woll, woll“, was bedeuten und bekräftigen sollte: jawohl, so war es.

In seiner schönen mütterlichen Wohnung, in der er bis zum Tode wohnte, pflegte er in seinem interessanten Studio im Hausmantel mit großem weißen

Halstuch (á la Goethe im Arbeitszimmer) am Schreibtisch vor- und nachmittags einige Stunden zu arbeiten. So gediegen wie er selbst war auch seine Wohnung. Die Bücherreihen standen wohlgeordnet in den Regalen, als würden sie nur selten benutzt. Kleine marmorne Säulenfragmente und Tempel, die er aus Griechenland mitbrachte, zierten die Ecken der Borde. In der prachtvollen großen Mahagoni-Biedermeierstube seiner Eltern, die einem Museumsinterieur gleichkam, zierten edles Porzellan die Vitrinen und herrliche Kopien alter Meister in breiten Goldrahmen die Wände. Die schönsten der alten Tassen übereignete er dem Märkischen Museum in Berlin. Aber die große vergoldete, mit der Burg Stargard und die der Stadtkirche vom Mühlenberg aus gesehen stehen noch mit dem anderen KPM-Porzellan und den herrlichen Gläsern in den Vitrinen und werden, wie auch die Möbel, von der früheren Haushälterin treuhänderisch verwaltet.

„Ich mag nicht mehr und ich will nicht mehr leben“, war seine tägliche Rede, nachdem er den Untergang seiner geliebten Wirkungsstätte, des Landesmuseums, gesehen hatte. Der Aufenthalt in seiner Vaterstadt war ihm verleidet und sein Werk war getan. So trat er denn feierlich und würdevoll im festen christlichen Glauben, mit Gesangbuch und seinem kleinen Konfirmandenkreuz, im Gehrock und weißem Oberhemd, Handschuhen und Reiseplaid seine letzte Reise an, um sich in der Familiengruft auf dem Neustrelitzer Friedhof beisetzen zu lassen.

In seinem reizenden kleinen Rokokogärtchen hinter dem Hause betreute er Rosen und Biedermeierblumen und saß an sommerlichen Abenden gern mit seinem Buchhändlerfreund Fritz Michaelis in der entzückenden, klassisch eingerichteten Gartenstube und Veranda bei einer Flasche Wein in angeregtem literarischen Gespräch, um dem klassischen Weimar, seiner liebsten Literatur-epoche, nachzuträumen.

K. Hustaedt war ein Lebenskünstler, wie es nicht viele in der Stadt gab. Ein von der Ungunst und dem Ungeist der Zeit völlig verschont gebliebener stiller Heimatforscher, bei dem die Sorge um das tägliche Brot und alle Notdurft nie an die Tür geklopft haben. Die zwei Weltkriegsepochen hinderten ihn nicht, seine Arbeit zielstrebig fortzusetzen. Leid und politische Bedrängnis hat er nie kennengelernt. Er und Walter Karbe waren die letzten vornehmen Originale und Heimatforscher der Stadt Neustrelitz sowie auch die beiden einzigen Konservatoren des Strelitzer Landesmuseums.

Annalise Wagner

Die Philosophenbuche

Im Schloßpark hält getreu bei Tag und Nacht

Verträumt die alte Riesenbuche Wacht.

Jahrzehntelang hab' sinnend ich erschaut,

Was tief man schnitt in ihre graue Haut.

Es ist ja nur ein kurzer, kleiner Spruch,

Jedoch dem Denker sagt er wohl genug.

Drum Achtung! Höret zu und spitzt die Ohren:

AM ENDE ALLER WEISHEIT SIND WIR TOREN.

Neustrelitz.

Friedrich Warncke

Humanismus, Staat und Gesellschaft

Von Hermann Brunswig

„Von den Studenten, die zur Prüfung erscheinen, können 90 Prozent nicht reden: Sie sprechen Worte, Wortgruppen, die jedoch keinen Sinn haben. Sie gestikulieren, können aber nicht reden. Wie sollen sie eine Wissenschaft lernen, wenn sie nicht einmal die Sprache beherrschen.“

Professor Dr. Enrique Caviola, Universität Córdoba.

Die bemerkenswerte Feststellung Dr. Gaviolas über den Mangel im argentinischen Bildungswesen wirft die Frage auf, wieweit dieser Mangel Schuld trägt an der Verworrenheit der politischen Ideen, die Argentinien zur Zeit überschwemmen. Alles wird in falscher Perspektive gesehen und behandelt, ein unklares Denken verwirrt nicht nur die Gemüter, sondern vor allem die Köpfe, sofern man von Köpfen sprechen kann. Wir überlassen die Beantwortung dieser Frage den Argentinern, die wie Dr. Gaviola und Dr. Houssay sich darüber deutlich genug aussprachen. Uns sei die bewegliche Klage Gaviolas ein Anlaß, die Grundlagen der heute so verschrienen „humanistischen“ Bildung zu untersuchen, eine Bestandsaufnahme der Werte vorzunehmen, die der Humanismus für Staat und Gesellschaft gehabt hat. Denn der Verfall des Humanismus hat uns in die große geistige Krise geführt, die unsere individuelle Kultur der Persönlichkeit in den Grundfesten erschüttert. Jakob Burckhardt hat in seinem berühmten Kapitel „Historische Krisen“ dargelegt, wie immer der Eintritt der Massen in die Geschichte solche Krisen hervorrief. Schon die Zeit vor dem ersten Weltkriege war beherrscht vom quantitativen Denken, was ein bestürzendes Nachlassen der Qualität zur Folge hatte. Überall in der Welt der gleiche Vorgang, das Einströmen der Massen in die höheren Schulen und Universitäten, das zu einer Nivellierung auf der tiefsten geistigen Ebene führte, die der Durchschnitt noch gerade erreicht. Daher auch in Argentinien der typische Kampf der Studenten gegen die geistige Bewährungsprüfung, das Examen, daher das erstaunliche Absinken des Wertes hier jeder geistigen Arbeit.

Wissen durch Denken bleibt die unabdingbare Aufgabe des humanistischen Menschen. Der Humanismus hat seine Wurzel im abendländischen Rationalismus, in dem klaren Bewußtsein, daß der „ratio“ Grenzen gezogen sind, die sie nicht überschreiten kann. „Ratio est instrumentum, non est iudex.“ Diese Bescheidung, diese „Bescheidenheit“ ist das Kennzeichen des echten Humanisten, der den Nachdruck legt auf die Fähigkeit zu denken, Begriffe zu bilden, Vorstellungen klar auszudrücken in Worten. Damit wird die Sprache das Werkzeug des Humanisten, das zu handhaben er sich dauernd bemüht. „Vielen Studenten habe ich empfohlen, die Grammatik zu lernen“, schreibt Gaviola. Klar zu denken, das Gedachte klar auszusprechen, „unter allen Bedingungen das Vernünftige zu tun“ (Goethe), ist unter allen Lebewesen dem Menschen allein eigentümlich, ist das eigentliche Menschliche, das „humanum“ in ihm. Von diesem nimmt der „Humanist“ seinen Namen, sein Programm. Er weiß, jede Erkenntnis ist erst rein und gesichert, wenn sie ihren „adäquaten“ Ausdruck in der Sprache gefunden hat. „Sapientia et eloquentia“, die Erkenntnis bleibt dunkel ohne das Licht der Sprache. Aus der Animalität zur Humanität,

durch Wissen und Bildung zu jener Menschlichkeit zu gelangen, die sich über das Tier erhebt, auf dem Mitgefühl mit dem Mitmenschen beruht — das ist das Ziel des Humanismus. Den Gegenpol nehmen jene ein, die ohne Ausbildung des Denkens ein „vita cyclopica“, ein „grob viehisch Leben“ führen, „où alléon algéousin — und keiner achtet des andern, ritu ferarum — wie wilde Tiere“ nach Melanchthons Wort. Goethe sprach vom „Pöbelsinn der verworrenen Geister“, Plato vom „anthropos barkarikos“, „inhumanus ac barbarus“ heißt er bei Cicero. Und von Sokrates stammt der Satz, Wissen ist Tugend, ist die sittliche Kraft, die alles Tun des Menschen zu beherrschen hat. In diesem Sinne sollte jede Schule eine „humanistische“ Schule sein, die den Menschen zum denkenden Menschen erzieht durch „gymnázien“, durch die strenge Schulung, die Gymnastik des Geistes, wie es die Gymnasien noch heute in ihrem Namen ausdrücken.

Was der Humanismus im Dienste des Staates und der Gesellschaft geleistet hat, bleibt unvergänglich, und das stolze Wort von der Kirche des Geistes ist keine leere Phrase gewesen. Die höheren Lehranstalten stellten den Gipfel dar, „in dem alles, was unmittelbar für die moralische Kultur der Nation geschieht, zusammenkommt. Der Staat hat dafür zu sorgen, daß die wissenschaftliche Bildung sich nicht nach äußeren Zwecken zersplittert, sondern zur Erreichung der allgemein menschlichen in einem Brennpunkt sich sammelt, den Geist des Zöglings zu einem einheitlichen Gebilde gestaltet, aber nicht durch Erwerbung isolierter Fachkenntnisse bloße Handwerker des Geistes hervorbringt“ (Humboldt). Nur jene Bildung, die über das alltägliche Bedürfnis hinausführt, hebt den Einzelnen empor, formt jene geistige Schicht, in der die Herkunft keine Rolle mehr spielt. Das Examen ist die Form der demokratischen Auslese geworden, erst der freie Wettbewerb des Geistes hat alle Privilegien der Geburt, der Sippe, der Rasse, der Kaste wirklich beseitigt. Der Einzelne machte durch Bildung sich frei, und so hat der Humanismus den modernen Staat überhaupt erst ermöglicht. Wo der humanistische Bildungsgedanke lebt, scheidet man zwischen den „artes humaniores“ und den „artificia necessaria“. Verachtet ist der „Banause“, der nur die „quaestuosas artes“ erstrebt, die nützlichen Dinge, von denen Lessing fragt, was denn der Nutzen des Nutzens sei. Das eben war die Staatsidee des modernen humanistischen Staates, daß er sich weder mit einer Gruppe identifizierte noch in der Masse versank, daß er zu handeln verstand jenseits der Gruppen, jenseits der Massen. Und so ist es auch zu erklären, daß die beiden Epochen, in denen ein neuer Staat und eine neue Gesellschaft erstanden, die Jahre um 1500 und 1800, die Blütezeit des Humanismus gewesen sind. Er durchdrang das gesamte Leben des Staates und der Gesellschaft, hat jenen Staat heraufgeführt, den wir seit Robert Mohl — um 1830 — als modernen Rechtsstaat bezeichnen. Dieser Staat hat die Rechte des Menschen verwirklicht und jene freie Entfaltung der Persönlichkeit im Rahmen des Sittengesetzes und der Rechtsidee gesichert, wie es Kant in seinen „metaphysischen Anfangsgründen“ als Abschluß einer jahrhundertelangen ideologischen Entwicklung für immer statuiert hat. Fürwahr, eine uns heute noch überwältigende Stellung nahm der Humanismus in Staat und Gesellschaft ein, ehe

ein rastlos vorwärts stürmendes 20. Jahrhundert jene Umwälzung einleitete, in deren Mitte wir stehen.

Die ungeistigen Kräfte, die den Absturz der humanistischen Bildung bewirkten, sollten nicht unterschätzt werden. Immer mehr Widersacher des Geistes erheben das Haupt. Denn wenn der Humanismus alles umfaßt, was dem Maß des Menschen entspricht, so ist unhumanistisch alles, was dieses Maß sprengt. Alle die Mystiker der Ekstase, der Sektierer, alle die Schwarmgeister der französischen Revolution kehren in modisch rationalistischer Verkleidung wieder. Nicht mehr der einzelne Mensch und seine persönliche Entfaltung ist das Bildungsideal der heutigen Zeit, sondern die Masse Mensch mit ihrer Anpassung an das soziale Milieu, an die Gesellschaft, an den Staat. Kein Wunder, daß diese neue Bildung an Stelle des Humanismus nichts weiter zu setzen wußte als die Typisierung bei einem Minimum an Bildung, das die Masse gerade noch zu verdauen vermag. Der „Facharbeiter“ dominiert, das Dasein des Gelehrten, des Forschers trägt seine „soziale“ Rechtfertigung nicht mehr in sich selber, er hat nur noch „qualifizierte Arbeit“ zu leisten. Die Aura des Humanismus ist verblaßt, aus den Humanisten, die dem Staate und der Gesellschaft selbstlos dienten, werden Realisten, die um den Brotkorb raufen, nach der Stallfütterung an der Krippe des Staates sich drängen. Aus der Nullität der Persönlichkeiten ging die Totalität des Staates hervor. Aus der Kirche des Geistes ist ein Laboratorium geworden.

„Die Mauern stehen sprachlos und kalt, im Winde klirren die Fahnen.“

Schwanenteich

im

Herbst

*Die Blätter taumelten als bunte Stücke
Zum Spiegel, der sich atmend hob,
Indes am dunkeln Wasser bei der Brücke
Die frühe Abenddämmerung wob.*

*Die letzte Sonne schmeichelt ihren Zauber
Am Buchengold und kleinen Teich.
Die Stille feiert. Einmal lockt der Tauber
In nahen Wipfeln sammetweich.*

*Und als das Licht vertropft und Schatten fallen
Und Zwielficht in der Runde war,
Da gleitet durch die Flut, wo Nebel wallen,
Das leuchtendhelle Schwanenpaar.*

Fritz Hagemann

Chronik der Stadt Burg Stargard und ihrer Gemarkung im Rahmen der Landesgeschichte

Von Paul Steinmann

II.

Von der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts bis zum Jahre 1576

In seinem Werk: „Alt- und Neues Mecklenburg“ hat David Franck die einzelnen Abschnitte (Bücher) dieser Epoche mit folgenden Überschriften versehen: Mecklenburgs: Einrichtung, Verwirrung, Erhöhung, Bedrückung, Vereinigung, Reinigung, Ordnungen. Diese originellen Bezeichnungen charakterisieren auch die Perioden der Geschichte des Landes Stargard in dem genannten Zeitraum.

Aus den Jahren nach der Erhebung des Burgfleckens Stargard zur Stadt am 11. Januar 1259 sind nur wenige Nachrichten über die Stadt überliefert. Zwar datieren brandenburgische Markgrafen in den Jahren 1261, 1267, 1271 und 1279 Urkunden in Stargard, aber diese wurden, wie aus den Zeugenreihen hervorgeht, auf der Burg Stargard ausgestellt. Einmal heißt es ausdrücklich: „... in castro nostro Stargarde“. Im übrigen betreffen diese Urkunden Privilegien für die Stadt Neubrandenburg, für das Bistum Havelberg und für das Kloster Broda.

Offenbar hat aber die Stadt nach der Stadtrechtsverleihung einen Aufschwung im Handel und Wandel genommen. Dafür sprechen folgende Tatsachen oder Nachrichten: Zunächst wurde die ehemalige, größtenteils bereits in der pommerschen Zeit erbaute Dorf- und Burgfleckenkirche, („dreischiffige Pfeilerbasilika nach romanischer Art, aber schon mit den stumpfen Spitzbögen des Übergangsstiles“: E. Brückner in: Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Freistaates Mecklenburg-Strelitz, I, 3, 1929, S. 116), zu einer großen Stadtkirche ausgebaut. Wahrscheinlich erfolgte die Einweihung dieses Erweiterungsbaues (Chor in frühgotischem Stil) im Jahre 1288, als der Bischof Heinrich von Havelberg in Stargard eine allgemeine Synode hielt. — Die Existenz einer ansehnlichen Pfarrkirche war hierfür die Voraussetzung. — Auf dieser Synode wurde bestimmt, daß „die Pfarrkinder die Wehdem (Pfarre) zu bauen schuldig sein“ (Regest von 1577 betr. eine nicht mehr erhaltene Urkunde). Diese Regelung erfolgte offenbar deswegen, weil die Pfarre, welche eine der größten des Landes war (Quastenberg und Sabel gehörten dazu), nur eine Hufe besaß, während die meisten, oft nur ein Dorf umfassenden Pfarren des Landes Stargard mit vier Hufen dotiert waren. (Über die späteren Regelungen, welche die Bauverhältnisse der Pfarre erfuhren, vgl. unter 1534 und 1541). Ferner ersehen wir aus der am 25. Januar 1290 zu Stargard (d. h. auf der Burg) ausgestellten Urkunde (Markgraf Albrecht III. von Brandenburg stiftet offiziell und dotiert reich das — zwischen 1270 und 1283 gegründete — Cisterzienser Nonnenkloster Wanzka), daß der Industriebetrieb des Mittelalters, das Mühlenwesen, bei Stargard bereits einen großen Aufschwung genommen hatte: Fünf bei Stargard gelegene Mühlen werden in der Urkunde erwähnt. Vier von ihnen sind ihrer Lage nach nicht genauer gekennzeichnet. Es ist nur die Rede von, „quatuor molendinis apud dictam civitatem Stargard sitis“. Die fünfte Mühle lag in nächster Nähe des Stargarder, nach Rowa führenden Tores („molendinum proximum valve Stargardensi, ex qua itur Rovim“), in späteren Zeiten Neubrandenburger Tor genannt. (Im übrigen vgl. unter 1603). Das Kloster Wanzka erhielt diese Mühle mit allen Nutzungen und Gerechtsamen, von den andern

Mühlen Hebungen im Gesamtwert von 32 Schillingen. Schließlich muß auch die Bebauung der Stadt einen gewissen Abschluß um 1290 erreicht haben, denn Markgraf Albrecht III. überwies den gesamten Wöhrden- (Baustellen-) Zins („totum census arearum“) der Stadt Stargard, später Orbör (Ertrag, Pauschale) genannt, dem Kloster Wanzka.

Um die Wende des 13. zum 14. Jahrhundert trat ein Ereignis ein, das für unsere Heimat von größter Bedeutung sein sollte: Das Land Stargard (samt Besisitz) ging von der Mark Brandenburg auf Mecklenburg über. Die Ursachen und Ereignisse, welche die Erwerbung des Landes Stargard durch das mecklenburgische Fürstenhaus herbeiführten, sind sehr bemerkenswert, aber auch ziemlich verwickelt, so daß wir hier näher darauf eingehen müssen. Dasselbe gilt auch von den teils friedlichen, teils kriegerischen Auseinandersetzungen, welche um die Behauptung und Vergrößerung dieses wertvollen Besitzes entstanden. — (Für Einzelheiten muß verwiesen werden auf die grundlegenden Abhandlungen von: F. Boll: Geschichte des Landes Stargard bis zum Jahre 1471, I, 1846, S. 117/117, 119, 120 ff. K. Koppmann und H. Krabbo in den Jahrbüchern des Vereins für Mecklenburgische Geschichte (Mecklbg. Jahrb.) 55, 1890 und 91, 1927).

Markgraf Albrecht III. gebot seit 1284 über einen Teil der askanischen Lande einschl. des Landes Stargard. Noch mehr als sein Vater Otto III. (der Fromme oder der Gütige genannt, † 1267), „der seinerseits bereits stark unter dem Einfluß der Dominikaner gestanden hatte, . . . war er je länger um so stärker von weltflüchtigen, asketischen Gedanken beherrscht . . . Er legte eigentlich nur für die Kirche und ihre Vertreter Interesse an den Tag. Namentlich in seinen letzten Lebensjahren, als ihm die beiden Söhne und die Gattin wegstarben, hat er mit vollen Händen sein Gut an die Kirche . . . verschleudert . . . Die Namen der 1299 bzw. 1300 von ihm gestifteten und bewidmeten Klöster Himmelfort und Himmelstätt beweisen, in welcher Richtung die Gedanken des frommen Markgrafen sich in seinen letzten Jahren bewegten“. (Krabbo, S. 4—6). Er war des Regierens völlig überdrüssig geworden, sah sein Ende nahen, lebte wie ein Mönch und dachte nur an sein und seiner Vorfahren Seelenheil! Aus dieser weltabgewandten Stimmung heraus übertrug er seinem tatkräftigen Schwiegersohn, Heinrich II. von Mecklenburg, dem infolge seines draufgängerischen Wesens bald der Beiname: der Löwe¹⁾ zuteil wurde, das

¹⁾ Heinrich II., der Löwe, von Mecklenburg (gest. 1329) wird neuerdings häufiger mit dem Sachsen- und Bayernherzog Heinrich dem Löwen (gest. 1195), dem bekannten Gegner von Kaiser Friedrich I., Barbarossa, zusammengeworfen! Das ist auch der Fall in der Einführung von Annalise Wagner: „Geschichtliches zum Lande Stargard“ zu ihrem Buch: „Walter Karbe: . . .“, der sich die Heimat erwanderte“. Die Einführung enthält auch sonst noch eine Anzahl von Fehlern und schiefen Darstellungen, auf die ich hier nicht weiter eingehen kann. Ihre Richtigstellung ergibt sich durch Vergleich mit meiner Abhandlung. — Annalise Wagner mußte als das Manuskript schon abgegeben war, auf Verlangen des Amtes für Volksbildung, in aller Eile die Einführung verfassen, ohne Zeit zu Quellenstudien zu haben. Hauptschuld an den Mißständen in der Darstellung trägt der Verlag, zumal da er die Einführung und auch sonst Teile des ganzen Buches nicht genügend hat lektorieren lassen! Die Herstellung des Buches wurde in größter Eile vollzogen, außerdem gingen zwei Korrekturen der Autorin nicht zu, da sie verloren gingen. Ferner konnten die vielfach von ihr nachträglich vorgenommenen Korrekturen betr. Rethra, Serrahn und andere Themen vom Verlag nicht mehr berücksichtigt werden. So waltete ein merkwürdiges Mißgeschick über der Herstellung des Buches
Steinmann.

abseits gelegene Land Stargard als brandenburgisches Lehen. Als weitere Erklärung für diesen ungewöhnlichen Entschluß hat die Erwägung zu dienen, daß Albrecht die Zukunft seiner ältesten Tochter Beatrix, Heinrichs II. Gattin, sichern und ihr einen Anteil an seinem Erbe verschaffen wollte. Aus diesem Grunde erfolgte auch 1298/99, wie aus dem Wortlaut des Vietmannsdorfer Vertrages von 1304 hervorgeht, gleichzeitig mit Heinrichs Belehnung mit dem Lande Stargard die seiner Gattin mit demselben zu einem rechtem Leihgedinge. D. h. sie hatte den lebenslänglichen Nießbrauch des Landes Stargard. — Heinrich II. hatte sich bereits im Jahre 1292 zu Neubrandenburg mit Beatrix vermählt. Somit schuf letzten Endes diese Vermählung die Grundlage für die Erwerbung des Landes Stargard durch das mecklenburgische Fürstenhaus. 1292

Ein Urkunde über die Belehnung Heinrichs II. mit dem Lande Stargard ist nicht erhalten, aber aus gelegentlichen Angaben in Urkunden geht hervor, daß die Übergabe des Landes nach dem 24. Juni 1298 und vor dem 25. November 1299 erfolgt sein muß. (Vgl. auch Koppmann, S. 203/04). Für die Abtretung der Verwaltung des Landes Stargard durch Albrecht III. sollte Heinrich II, wie aus späteren Urkunden hervorgeht, seinem Schwiegervater beträchtliche Summen bezahlen. „Wahrscheinlich kaufte Heinrich das Land Stargard von seinem Schwiegervater, um es unter einem Rechtstitel zu besitzen, und die Mitgift seiner Gemahlin wurde auf die Kaufsumme abgerechnet: darauf scheint später der Vietmannsdorfer Vertrag zu deuten“, meint Boll (S. 117). — Es lag vielmehr eine Kombination von Belehnung und Kauf vor, vgl. Koppmann, S. 202/03. Nach dem Tod Albrechts III. am 4. Dezember 1300 erhob sein Neffe und Nachfolger, Markgraf Hermann, Ansprüche auf den Besitz des Landes Stargard, da er „das durch seinen Oheim geschaffene Rechtsverhältnis nicht anerkannte“ (Krabbo, S. 7). Jedoch sah er sich bald genötigt, den Lehnsbesitz Heinrichs an Stargard zu bestätigen, weil er dessen Kriegshilfe bedurfte, und zwar gegen den deutschen König Albrecht (von Österreich). Ja, Markgraf Hermann erweiterte, wahrscheinlich aus diesem Grunde, sogar den Lehnbesitz Heinrichs, indem er ihm auch Lychen mit der Heide und offenbar auch Wesenberg mit einem Teil der Lizee²⁾ zu Lehn gab. Diese Neubelehnung muß vor dem 30. Januar bzw. vor dem 15. August 1302 erfolgt sein. Das geht aus Heinrichs Privilegien betr. Lychen und Wesenberg hervor (Boll, S. 123/125). Beide Länder wurden dem Lande Stargard angegliedert. — Die alte, im Vertrag zu Kremmen (1236) zuerst und zuletzt genannte terra Baseritz wurde im Verlauf des 13. Jahrhunderts der terra Stargard eingegliedert, d. h. sie unterstand keinem besonderen Vogt, son-

²⁾ Die slawischen Länder (terrae) wurden meist nach ihren Hauptburgen bezeichnet (vgl.: terra Staregard, terra Bezeriz). Jedoch kommt es auch vor, daß sie nach besonderen Eigenschaften oder nach den für ihre Landschaften charakteristischen Tieren oder Pflanzen ihre Benennung erhielten. So wird mit: terra dicta Liza (vom slav. * lyszj, vgl. polnisch lysz: kahl) der kahle, sandige und unfruchtbare Landstrich zwischen Mirow und Wittstock, gekennzeichnet, d. h. genauer gesagt: die Heidegegend zwischen dem Lande Turne (in dem Mirow lag) und dem Oberlauf der Dosse bis Rossow und Netzeband. Die terra Turne, die Landschaft nördlich von Mirow bis nach Zechlin erhielt — ebenso wie die terra Ture (Thure), die Landschaft bei der Eldenburg (Lübz) — ihre Benennung nach dem Auerochsen (slaw. * turna, polnisch turzna, altpolnisch tur), also: Land bzw. Wald der Auerochsen. Vgl. Turow (Thurow) = Auerochsenort. R. Trautmann: Die slavischen Ortsnamen Mecklenburgs und Holsteins, 1950, S. 95, 156, 157. Derselbe: Die Elb- und Ostseeslawischen Ortsnamen, II, 1949, S. 28, 53. Fr. Lisch: Mecklbg. Jahrb., 2, 1837, S. 87 ff.

dern der von der Burg Stargard verwaltete die betreffenden Dörfer. Alle übrigen Länder unterstanden besonderen Vögten. — Die alte terra Stargard (samt Besitz) war fortan eine Vogtei des erweiterten Landes Stargard, das — zutreffender — auch als Herrschaft Stargard bezeichnet wurde. Mit dem Titel: „dominus Mychelburgensis et de Stargarde“ begegnet uns Heinrich zuerst in einer von ihm für das Kloster Wanzka zu Stargard (d. h. auf der Burg) am 24. Juni 1302 ausgestellten Urkunde.

Bald entstanden aber zwischen dem Markgrafen und Heinrich wieder Differenzen, wahrscheinlich wegen der von Heinrich noch zu leistenden Geldzahlungen. Sie drohten sich zu kriegerischen Verwicklungen auszuwachsen. Jedoch wurden diese Streitigkeiten durch den Vertrag zu Vietmannsdorf vom 15. Januar 1304 geregelt: Markgraf Hermann gibt seine Ansprüche auf das Land Stargard auf und gibt es Heinrich erneut zu Lehn, gleichzeitig verleiht er das Land Stargard wiederum an Beatrix zu einem rechten Leibgedinge. Werden Heinrich (von Beatrix männliche) Erben geboren, so sollen auch diese das Land als Lehn erhalten, ist das nicht der Fall, so fällt das Land an die Markgrafen zurück. Die von Heinrich an den Markgrafen zu zahlende Summe wird auf 5000 Mark erhöht. Für die Zahlung dieser Summe bürgen außer Heinrich noch Nikolaus von Werle, der Fürst von Rügen, zwei Schweriner Grafen, der Graf von Gützkow, ferner 43 Ritter und 7 Knappen (alle 50 wahrscheinlich Lehnsleute des Landes Stargard) sowie der Rat der Städte Neubrandenburg, Friedland, Stargard, Lychen und Woldegk. — Wenn Stargard in dieser Aufzählung an dritter Stelle erscheint, so verdankt die Stadt das offenbar nur der Bedeutung der bei ihr gelegenen großen Landesburg Stargard. Nichts deutet darauf hin, daß die Stadt Stargard im Mittelalter größer war als Lychen und Woldegk. 1496 hatte Woldegk fast doppelt so viel Einwohner wie Stargard (vgl. unter 1496). Nach dem ersten erhaltenen generellen Aufgebotsanschlag Mecklenburgs aus dem Jahre 1506 (für die Fehde mit Lübeck) hatte Stargard nur 10 Mann zu stellen, Woldegk 30, Wesenberg 20 und Strelitz 15 (Neubrandenburg 360, Friedland 200 Mann). — Das Fehlen von Wesenberg in der Aufzählung der Bürgen im Jahre 1304 erklärt Boll (a. a. O., I, S. 128, Anm. 2) damit, daß die Stadt „ein Vasallen-Städtchen (später dem Geschlechte von Plote gehörig) war“. Wenn das auch erst ausdrücklich in der Urkunde vom 28. Oktober 1326 bezeugt ist, so wäre es möglich, daß Wesenberg bereits vor dieser Zeit eine hintersässige Stadt war.

Als Markgraf Hermann im Jahre 1308 starb, übernahm für dessen minderjährigen Sohn Johann I. Markgraf Waldemar die Vormundschaft, Johann wurde zwar „im Sommer 1314 nach Sachsenrecht mit 12 Jahren mündig, tat aber natürlich bei seinen jungen Jahren nach wie vor nur das, was sein bisheriger Vormund Waldemar verlangte“ (Krabbo, S. 11). Fest steht, daß Heinrich II., der Löwe, um diese Zeit von Johann — also mit Einverständnis Waldemars — erneut mit dem Lande Stargard belehnt wurde. In der Urkunde vom 24. November 1317 (Templiner Friede) ist das noch ausdrücklich bezeugt.

Das Verhältnis zwischen Heinrich und Waldemar begann sich zu trüben, als König Erich II., Menved, von Dänemark, in seinen Bestrebungen, die Ostseeküste zu beherrschen, auch Pommern in seine Gewalt bringen wollte. Die Herzöge von Pommern waren aber Lehnsleute der brandenburgischen Markgrafen. Diese wollten und konnten es auch nicht zulassen, daß so wichtige Wasserwege, wie es die Oder und ihre Mündungen für die askanischen Lande waren, in die Hände des Dänenkönigs gerieten. Nun hatte sich aber Heinrich

der Löwe infolge einer Interessengemeinschaft mit König Erich gegen die Seestädte Wismar und Rostock verbündet. Diese hatten als Glieder der wendischen Hanse, zu der auch Stralsund und Greifswald gehörten, versucht, die Oberhoheit ihrer beiden Landesherrn abzuschütteln. Heinrich war es gelungen, seine alte Residenzstadt Wismar im Jahre 1311 und Rostock im Jahre 1312 zur Übergabe zu zwingen. Die Belagerung von Rostock hatte Heinrich als König Erichs Feldhauptmann geleitet. Durch die enge Verbindung mit dem Dänenkönig kam Heinrich in einen Konflikt mit seinem Lehnsherrn, dem brandenburgischen Markgrafen, als der Kampf um Stralsund entbrannte: Diese Stadt war mit ihrem Landesherrn, dem Fürsten Wizlaw von Rügen, der ein Vasall des Dänenkönigs war, in Streit geraten und hatte sich unter den Schutz des Markgrafen Waldemar gestellt. Im Verlauf des Jahres 1315 hatte der Dänenkönig eine große Koalition benachbarter Fürsten, unter ihnen befand sich auch Heinrich II. der Löwe von Mecklenburg, gegen Brandenburg und Pommern sowie gegen die Städte Stralsund und Greifswald zusammengebracht.

Der Entschluß, bei den kommenden Auseinandersetzungen als dänischer Feldhauptmann gegen seinen Lehnsherrn Waldemar zu kämpfen, wurde, wie Krabbo (S. 11) mit Recht hervorgehoben hat, Heinrich dadurch erleichtert, daß Beatrix bereits am 22. September 1314 gestorben war. Als Heinrichs Stellungnahme klar in Erscheinung trat, verlangte Waldemar von Heinrich die Rückgabe des Landes Stargard. Auch hatte Beatrix nur eine Tochter hinterlassen. Somit war der im Vietmannsdorfer Vertrag des Jahres 1304 vorgesehene Heimfall des Landes Stargard akut geworden. Aber ein Mann wie der Löwe dachte nicht daran, das Land, welches er seiner Zeit für schweres Geld erkauft hatte, gutwillig herauszugeben!

So kam es, daß Waldemar gegen Ende des Jahres 1315 mit starker Kriegsmacht in das Land Stargard von Osten her eindrang. Fürstenhagen war schnell erobert, Woldegk wurde von Waldemar sieben Wochen lang belagert und bestürmt. „Hier aber zeigte sich, wie so oft im Mittelalter, daß die damaligen Verteidigungsmittel den Angriffswaffen überlegen waren“ (Krabbo, S. 12). Waldemar mußte die Belagerung aufgeben. Nach Angaben unserer Hauptquelle, der in einer Prachthandschrift im Mecklenburgischen Landeshauptarchiv befindlichen mecklenburgischen Reimchronik des Ernst von Kirchberg, der zu einem niederhessischen Adelsgeschlecht gehörte (W. Knoch, Mecklenburgisches Jahrbuch, 104, 1940, S. 1 ff., bes. S. 58/59), hatte Waldemar infolge der Nässe und Kälte vor Woldegk 2000 Pferde eingebüßt und erhebliche Verluste an Kriegern. Dann rückte Waldemar weiter in das Land hinein, um Neubrandenburg zu belagern. Als er aber bei einem Ausfall der Belagerten 30 Ritter als Gefangene eingebüßt hatte, zog er südwärts, die Burg Stargard umgehend, gen Riepke, war aber nicht in der Lage, den befestigten Hof zu erobern! Die Besatzung der Burg Stargard setzte dem in Richtung auf Fürstensee abziehenden Gegner nach und nahm 60 Ritter seiner Nachhut gefangen.

Als im Verlauf des Jahres 1316 eine nach Kirchberg 94 Mann starke Schar der Brandenburger einen Streifzug in das Land Stargard unternahm, war auch sie vom Mißgeschick verfolgt. Der Stargarder Burghauptmann Heinrich von Maltzan zog ihnen mit 32 Gewappneten entgegen, griff sie zwischen Quastenberg und Dewitz an und nahm 62 Ritter und Knappen der Märker gefangen. Die Folge war, daß „Stargarden (d. h. das Land Stargard) bleyb dy selbin czid unvirheret durch den stryd“, wie Kirchberg bemerkte (Kap. 159).

Die übrigen kriegerischen Ereignisse spielten sich in der näheren und weiteren Umgebung des Landes Stargard ab: Treffen bei Mölln und Lupelow, Er-

oberung der Eldenburg (Lübz) durch Heinrich, Niederlage der Verbündeten vor Stralsund (Juni 1316). Die Entscheidung des Krieges fiel in der Schlacht bei Gransee: Heinrich der Löwe hatte Ende August des Jahres 1316 mit 800 Rittern und viel Fußvolk einen Vergeltungszug in die Mark Brandenburg unternommen und den Märkern durch Raub, Plünderung und Brand großen Schaden zugefügt. Als sich die Mecklenburger mit vieler Beute auf dem Rückmarsch befanden, griff Markgraf Waldemar sie mit nur 500 Rittern an³⁾. Es kam zu einem erbitterten Kampf. Sowohl Heinrich wie Waldemar fochten in den ersten Reihen und wurden arg mitgenommen. Heinrich verlor infolge eines schweren Hiebes mit einer Streitaxt auf den Helm zeitweise die Besinnung. Waldemar büßte seinen Helm ein, wurde von dem Stargarder Ritter Michel Kratz und von dem Grevesmühlener Bürger Nyclus Schrapentrog schwer bedrängt, arg im Gesicht verwundet und verlor sein Streitroß. Er wäre den Streichen des mecklenburgischen Fußvolks erlegen oder in Gefangenschaft geraten, wenn ihm nicht der Graf von Mansfeld zu Hilfe gekommen und auf ein lediges Roß geholfen hätte, wobei der Graf aber selbst in Gefangenschaft geriet. — Zwei zeitgenössische Chronisten betonen, daß die Schlacht bei Gransee durch die Tapferkeit des mecklenburgischen Fußvolks gewonnen wurde. „Diese Truppe fing eben damals an, beim Ausgang des Kampfes entscheidend mitzuwirken“ (Krabbo, S. 15; Boll, S. 241). — Die Brandenburger wandten sich eiligst zur Flucht, von den Mecklenburgern hart verfolgt. Diese machten noch viele Gefangene und zogen mit ihrer großen Beute unbehelligt ab.

Der Dänenkönig und Markgraf Waldemar waren kriegsmüde. „Für Heinrich von Mecklenburg lag kein Grund vor, das Ringen allein fortzusetzen; seinen Zweck, die Behauptung des Landes Stargard gegen den Markgrafen, hatte er voll erreicht“ (Krabbo, S. 16). Am 13. Dezember 1316 wurde zu Meyenburg ein 1317 Präliminarfrieden und am 24. und 25. November 1317 zu Templin der endgültige Frieden geschlossen: Markgraf Waldemar — der junge Markgraf Johann war bereits vorher verstorben — mußte den Lehnbesitz Heinrichs des Löwen am Lande Stargard anerkennen, während Heinrich die Eldenburg mit dem Land Ture an den Markgrafen zurückgab. Dafür leisteten aber die Burgmannen und Vasallen der Länder Ture und Wredenhagen Heinrich dem Löwen Erbhuldigung: Beide Vasallen und Länder sollten an Fürst Heinrich und seine Erben fallen, falls der Markgraf ohne einen männlichen Erben sterben würde. Dieser Fall trat bereits durch das Aussterben der märkischen Askanier im Jahre 1320 ein. Für die Mark Brandenburg setzte nun eine Periode der Anarchie ein, bis König Ludwig der Bayer 1323 bzw. 1324 seinen ältesten Sohn Ludwig mit der Mark Brandenburg, einschließlich des Landes Stargard, belehnte. Eine Neubelehnung Heinrichs von Mecklenburg mit Stargard fand aber nicht statt (Koppmann, S. 228/232). Andererseits wagte man auch nicht, das Land dem Löwen streitig zu machen. Dieser gelangte sogar vor dem 15. November 1328 noch in den Besitz des Landes Ahrensberg-Strelitz.

s

„Unter Waffengeklirr und Kriegsgetümmel war Heinrich der Löwe in die Geschichte eingetreten. Es ist sein ganzes Leben hindurch sein treuester Be-

³⁾ So Krabbo (a. a. O., S. 15) nach dem Continuator Alberti Stadensis. Kirchberg, dem Witte: Mecklbg. Geschichte, I, 1909, S. 195 und Vitense: Geschichte von Mecklenburg, 1920, S. 110, folgen, spricht von einer vierfachen Übermacht der Märker. Hierzu bemerkt Krabbo (S. 16) treffend: „Kirchberg . . . erweist sich hier als echtes Kind des Mittelalters, das stets geneigt war, den Eindruck von Siegen noch dadurch zu steigern, daß sie als wunderbare Erfolge einer Minderheit dargestellt wurden, der Gottes Allmacht Stärke verliehen habe . . .“ Vgl. auch Boll, I, S. 239, Anm. 2.

gleiter geblieben; . . . er starb in kräftigem Mannesalter (am 21. Januar 1329) inmitten der Vorbereitungen eines vom Papste (Johannes XXII.) angestifteten neuen Kampfes wider den wittelbachschen Markgrafen“, schreibt Hans Witte (Mecklenburgische Geschichte, I, 1909, S. 201) ⁴⁾. Graf Heinrich von Schwerin, der Vormund von Heinrichs des Löwen minderjährigen Söhnen aus zweiter Ehe Albrecht und Johann, war aber bemüht, eine Aussöhnung mit den Wittelsbachern herbeizuführen. Der Schweriner Graf gab die an Heinrich verpfändeten brandenburgischen Ämter Meyenburg, Liebenwalde, Stolp und Jagow zurück (24. September 1329). Dafür belehnte der Markgraf Ludwig Heinrichs Söhne mit den Ländern Stargard, Lychen mit der Heide, Wesenberg mit der Lizee, Ahrensberg-Strelitz und mit der Eldenburg (Lübz) samt der Ture. 1329

Ludwig des Bayerns Nachfolger, Karl IV., war bestrebt, die Macht seiner Gegner, der brandenburgischen Markgrafen, zu beschränken und die mecklenburgischen Fürsten stärker an sich zu fesseln. Daher befreite er im Jahre 1347 das Land Stargard und die andern brandenburgischen Lehne von der brandenburgischen Lehnshoheit, in dem er diese Länder zu Reichslehen machte, und am 8. Juli 1348 die beiden mecklenburgischen Fürsten Albrecht und Johann als Herzöge zu Reichsfürsten erhob. 1347 1348

Schloß, Stadt und Land Fürstenberg wurden von der Mark Brandenburg (vom falschen Waldemar) nach dem 11. September 1348 an das mecklenburgische Herrscherhaus abgetreten, wogegen dieses auf eine Hebung in Höhe von 200 Pfund, die bislang aus der Vogtei Jagow zu zahlen waren, Verzicht leistete. In dem Vertrag zu Friedland am 23. Juni 1350 verzichteten die wittelbachschen Markgrafen endgültig auf jegliche Lehnshoheit über das Land Stargard und andere Länder Mecklenburgs, ferner bestätigten sie von sich aus die Abtretung von „Fürstenbergh, hus, stad, land und man“. — Das Land Fürstenberg war bereits am 25. Januar 1349 von den Herzögen Albrecht und Johann samt dem Lande Ahrensberg-Strelitz an den mächtigsten und erprobtesten Mann des Landes Stargard: Otto von Dewitz, Grafen zu Fürstenberg, verliehen worden. Dieser und sein Bruder Ulrich waren sehr wahrscheinlich im Jahre 1348 von Karl IV. in den Grafenstand erhoben worden. Jedoch bestand diese Grafschaft nicht lange (Boll, II, S. 24 ff., 53 ff). 1350

Heinrich der Löwe hatte durch kluge, auf die Erreichung großer Ziele gerichtete Politik und nicht zuletzt durch sein unentwegtes Draufgängertum seinen Kleinstaat um das Dreifache vergrößert: um den Lehnbesitz des Landes Stargard, den der Herrschaft Rostock und um den Pfandbesitz der Vogtei Grabow,

⁴⁾ In seiner Charakteristik der Lebensweise der Fürsten jener Zeiten und der von Heinrich dem Löwen betont Boll (I, S. 210/11), daß sie „voller Mühen und Beschwerden war“. Es gab keine feste Residenzen, sondern nur bevorzugte Aufenthaltsorte. In der Hauptsache zogen die Fürsten aber durch ihre Länder, von Stadt zu Stadt, von Burg zu Burg, von einem Kloster zum andern, „überall persönlich anordnend, entscheidend und richtend. Zu diesem beständigen Umherziehen kamen noch die häufigen Kriege . . . Nicht leicht hat ein Fürst in dieser Hinsicht mehr geleistet, als Heinrich von Mecklenburg, der von seiner Jugend bis zur Bahre wenig aus dem Harnisch gekommen ist; Heinrich „mit der Platen“ d. i. mit dem Harnisch pflegte man ihn zu nennen. Er war überhaupt die bedeutendste Persönlichkeit seiner Zeit im nördlichen Deutschland, von nie rastender Tätigkeit, großer Umsicht, ausgezeichneter Tapferkeit und raschen, kühnen Entschlüssen. In einer kriegerischen Zeit ist er der kriegerischste Fürst: daher die Hinneigung des Adels zu ihm, so wie die Abneigung der Handelsstädte gegen ihn, die sich deutlich durch seine Geschichte zieht“.

eines Teiles der ehemaligen Grafschaft Dannenberg. Aber seine ewigen Kriege und Fehden hatten das Land aufs äußerste mit Schulden belastet. Zahllose Hebungen, Nutzungen und Dörfer sowie fast alle Burgen und Vogteien waren verkauft oder verpfändet, und zwar an Lehnsmannen und Städte.

So hatte auch die Stadt Stargard ihre verhältnismäßig kleine Gemarkung bereits in den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts durch Ankauf oder Überweisung von Heinrich erweitern können: 1307 den Sabelschen Berg (das sogenannte Freie Land), 1311 zwei Hufen auf der Feldmark des Dorfes Sabel und 1319 den Galgenberg (Töpferberg) erworben. — Hinzu kam im Jahr 1357 noch der „camp ackers“ (die sogenannte Hagenkämpe), gelegen zwischen dem Kleinen Hagen, dem St. Georgsbach und dem Stargarder Bach, welchen Herzog Johann Stargard zu Stadtrecht überließ. Vermutlich erwarb die Stadt zu diesen Zeiten auch ihren wertvollsten Waldbesitz, die Hufentannen.

Inzwischen war im Jahr 1352 eine Landesteilung zwischen den Söhnen Heinrichs des Löwen, Albrecht II. und Johann, erfolgt, wobei Herzog Johann das Land Stargard sowie die Vogteien Eldenburg (Lübz) und Sternberg erhalten hatte. So wurde durch Johann ein selbständiges Herzogtum Mecklenburg-Stargard begründet, das bis 1471 bestand.

Johanns älterer Bruder Albrecht II. hatte sich bereits in seinen jungen Jahren — er wurde 1336 mit 18 Jahren mündig — durch politischen Weitblick sowie durch Tatkraft und zielbewußtes Handeln ausgezeichnet. Im Gegensatz zu seinem Vater stützte er sich auf die Städte, insbesondere auf die Seestädte Rostock und Wismar. Durch deren finanzielle Unterstützung konnte er die verpfändeten Ämter wieder einlösen, so daß er nicht mehr „ein gerupfter Vogel“ war. Mit Hilfe der Städte und der ihm besonders ergebenen Lehnsmannen des Landes Stargard schlug er die Revolte des Adels seines Stammlandes Mecklenburg nieder. Er brach dessen Burgen und ging dem Raubritterwesen energisch zu Leibe. Dann schloß er sich im Jahre 1338 dem großen sechsjährigen Landfriedensbündnis der norddeutschen Fürsten und Städte an. Das war um so bedeutsamer, als bald der schwarze Tod, die Pest, die Bevölkerung heimsuchte. Im Jahre 1358 konnte Albrecht durch Kauf die Grafschaft Schwerin und 1372 den größten Teil der ehemaligen Grafschaft Dannenberg erwerben. Diese als Entgelt für seine den Sachsenherzögen geleistete Kriegshilfe. So hatte Albrecht die territoriale Expansionspolitik seines Vaters konsequent fortgesetzt und zum Abschluß gebracht. Hatte aber Heinrich noch in enger Anlehnung an Dänemark sein Machtstreben durchsetzen können, so gelang es seinem Sohn Albrecht II., dem die Geschichte die Bezeichnung „der Große“ verlieh, seinen Einfluß auf den Norden des baltischen Raumes auszudehnen. Er erreichte es infolge Verschwägerung mit dem schwedischen Königshaus, daß sein zweiter Sohn Albrecht III. König von Schweden wurde. So stieg Mecklenburg zeitweise zu einer nordeuropäischen Großmacht empor. Die Bestrebungen, auch den Königsthron von Dänemark für sein Haus durch einen Krieg zu gewinnen, vereitelte Albrechts des Großen Tod im Jahre 1379. Seinen Söhnen und Nachfolgern mangelte es an der Willensstärke, an der kriegerischen Tüchtigkeit und an der Verhandlungsgeschicklichkeit ihres Vaters. So kam es, daß die Herrschaft Königs Albrecht III. in Schweden im Jahre 1389 im Kampf mit Dänemark zusammenbrach. Er selbst geriet nach einer verlorenen Schlacht in Gefangenschaft, aus der er sich erst im Jahre 1395 auslösen konnte.

Vergebens hatte sich der betagte Herzog Johann von Stargard bemüht, aus dem Zusammenbruch der nordischen Großmachtstellung Mecklenburgs noch etwas für seinen Neffen zu retten. Einem altnordischen Seekönige ähnlich war

er in den Jahren 1391—93 mit seinen Vitalienbrüdern nach der von den Dänen belagerten Stadt Stockholm sowie nach Norwegen gesegelt. Bei der Erstürmung der Stadt Bergen scheint er im Jahre 1393 den Soldatentod gefunden zu haben (Witte, a. a. O., I, S. 223 ff.). 1393

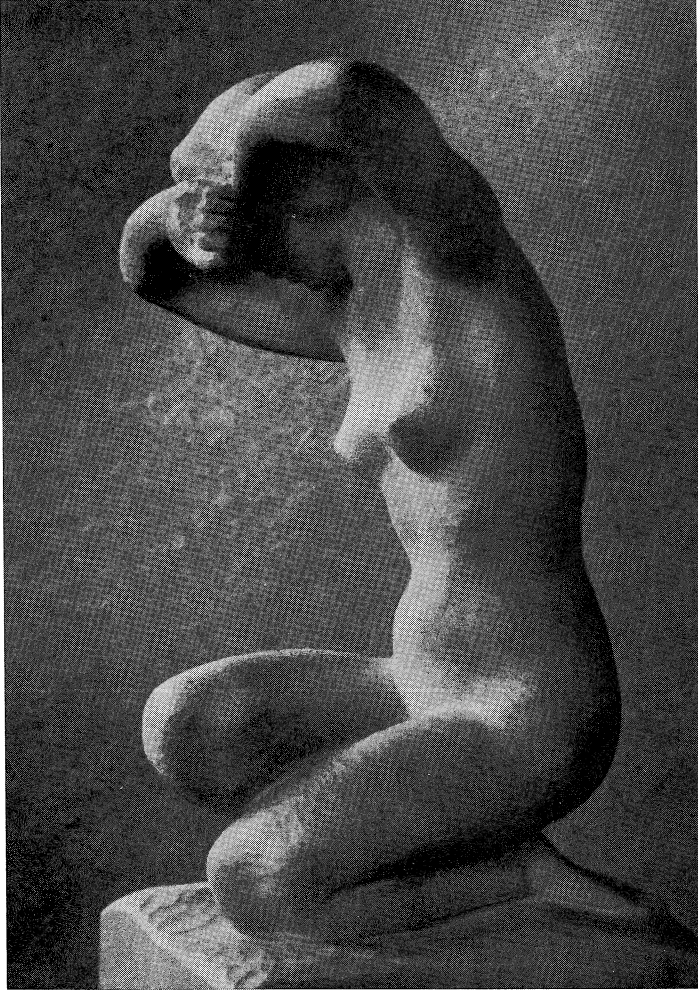
Mecklenburg versank um die Wende des 14. zum 15. Jahrhunderts wieder in das Schattendasein von kleinen Territorialstaaten, die sich gegenseitig befehdeten und erfüllt waren von wirren Kämpfen, Händeln und Räubereien zu Wasser und zu Land. Auf kulturellem Gebiet übernahm aber die Hauptherrschaft Mecklenburg-Schwerin eine Führerstellung für Norddeutschland und für die nordischen Länder durch die Stiftung der ersten Universität im baltischen Raum, durch die Stiftung der Universität Rostock im Jahre 1419. Albrechts des Großen Enkel, die Herzöge Albrecht V. und Johann IV., begründeten sie im Verein mit dem Rat der Stadt Rostock und dem Bischof von Schwerin. 1419

Die folgenden fünf Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts sind besonders berüchtigt durch endlose Kriege und Fehden aller gegen alle sowie durch das Überhandnehmen von Räubereien, Bedrückungen und Mordbränden, welche die bäuerliche Bevölkerung Mecklenburgs und der Nachbarländer zu erdulden hatte. Vor allem waren die Ritter mit ihren reisigen Knechten an den Raubzügen beteiligt. Aber auch Bürger und Bauern begegnen uns unter den Straßenräubern. — Vgl. hierzu und zum folgenden auch E. Boll: Geschichte Mecklenburgs, I, 1855. S. 150 ff. — Gegen solche Überfälle und Heimsuchungen konnten sich die Städte durch ihre Einungen (Bündnisse zur gegenseitigen Hilfeleistung), Landwehren und Befestigungen schützen. Aber das platte Land hatte schwer unter diesen Plagen zu leiden. „Haust und plünderst Du meine Bauern, so hau und brandschatze ich Deine Bauern“, so dachte und handelte man zu jenen Zeiten! Häufig brachen auch die Fürsten Fehden vom Zaun und unternahmen Raubzüge in benachbarte Länder. — Mit der gleichen Leidenschaft, mit der die Fürsten der Neuzeit ihrer Jagdleidenschaft fröhnten, gaben sich ihre Vorfahren im Mittelalter den Fehden hin! — Nicht die Vernichtung des Gegners war das Ziel einer Fehde, sondern das Heimbringen von Gefangenen, um Lösegelder zu erpressen. Ferner wollte man große Beute machen. So werden in den langen Kriegsschädenrechnungen, welche die mecklenburgischen und brandenburgischen Fürsten sich wechselseitig präsentierten, neben Waffen und Streitrossen, eiserne Grapen, Kleidungsstücke, Schinken, Speck, Ackerpferde, Ochsen, Schafe, Schweine, Ziegen und vor allem Kühe aufgeführt. Überhaupt war die Erbeutung von möglichst viel Kühen oft das taktische Ziel eines Kriegszuges! So berichtet der pommersche Chronist Thomas Kantzow über Herzog Heinrich von Mecklenburg-Stargard folgendes: „Diesser Heinrich streiffete oft in die Marck und [in das] Land zu Stettin, und was allen Kühen gram, die in anderen Landen weren, und treib sie in sein Land; also das sich Hertzog Jochim von Stettin verwunderte, wo er doch alle Hewte (Häute) mochte lassen, und verbant sich darum mit Marggraf Fridrich und seinem Vettern Hertzog Barnim von Bart (Bard), das sie widderum seiner Kühe wolten kosten und gewinnen ime ab Waldegk, Lichem und Galembeck, 1440.“ — Ferner wurden etliche Dörfer an der uckermärkischen Grenze, auch die rote und graue Kirche in der „Wüstenei“ (bei Hinrichshagen), zerstört, „wie die wüste Feldmarke und sechs dorflöse kirchengebäude des Orts noch heut zu Tage Zeugnis geben“, vermerkte um 1610 der Neubrandenburger Chronist Latomus. — Die Gegner übergaben im Wittstocker Frieden von 1442 den Herzögen von Mecklenburg-Stargard wieder Woldegk, Galenbeck und die gleichfalls eroberte Burg zu Helpt, aber Lychen und das Kloster Himmelpfort blieben für immer im Besitz der Mark Brandenburg. 1440 1442

Der letzte große Krieg dieses fehdereichen Jahrhunderts, unter dem das
1468 Land Stargard wiederum schwer zu leiden hatte, entbrannte im Jahre 1468.
Jetzt hatten sich die mecklenburgischen und brandenburgischen Fürsten gegen
Pommern verbündet! Große, nicht beglichene Geldforderungen des Stargarder
Herzogs und Gebietsansprüche des brandenburgischen Kurfürsten an Pommern
waren die Ursache. Zunächst errangen die beiden Verbündeten bei ihren Ein-
fällen in Pommern Erfolge. Schließlich mußten sie sich aber aus Lebensmittelmangel
1469 und wegen des zähen Widerstandes der Bürger der von ihnen belagerten
Stadt Ückermünde fluchtartig aus Pommern zurückziehen. Nun brachen die
Pommern in die Mark Brandenburg und in das Land Stargard ein. Sie „ver-
hereten und branten alle Dorffer und Flecken umb Alten Stargard in die Grunt
und verwüsteten das Land so jemerlich, daß es zum Erbarmen war . . .“, be-
richtet Thomas Kantzow. — Von den Folgen dieses Vergeltungszuges der Pom-
mern, der sich fast bis vor die Tore der Stadt Stargard erstreckte, konnte sich
das Land lange nicht erholen: Noch im Jahre 1508 waren wüst: in Quastenberg:
30 Hufen und 2 Kossatenstellen, in Brohm und Klockow je 28 Hufen und 5 bzw.
4 Kossatenstellen, in Kotelow 26 Hufen und 5 Kossatenstellen, in Lübbestorf
21 Hufen und 9 Kossatenstellen usw.

Wie sehr Kriege, Feuden und Turniere das Sinnen und Trachten der Fürsten
jener Zeiten beherrschten, ersehen wir aus den oft zitierten Worten, mit denen
1471 der letzte der Stargarder Herzöge, Ulrich II., im Jahre 1471 aus dem Leben
geschieden sein soll: „O Gott, wie hat man gekämpft und gerannt um vier Bretter
und ein Laken.“ — Noch 1470/71 hatte er eine an Beschwerden und Gefahren
reiche Wallfahrt nach dem Berge Sinai zum Grabe der Heiligen Katharina
unternommen, um sich von dieser männliche Nachkommen zu erbitten! Er
hinterließ aber nur zwei Töchter. Somit fielen seine angestammten Lande
(Stargard, Sternberg, Eldenburg [Lübz] mit der Ture) samt seinem Anteil an
dem Fürstentum Werle (Wenden) an die Herzöge der Schweriner Linie. Diesen
und denen von Stargard gehörten seit dem Aussterben des männlichen Stammes
der Werleschen Fürsten im Jahre 1436 deren Lande gemeinsam.

Derjenige Fürst, dem diese große Erbschaft zufiel, war Heinrich IV. (re-
gierte von 1436 bis 1477). Als Herrscher der vereinigten mecklenburgischen
Lande besaß er ein bedeutend größeres Gebiet, als sein Ahnherr Niclot († 1160)
je besessen hatte! Aber Heinrich „zeigte sich dieser Gunst des Glückes wenig
würdig. Er war so verschwenderisch, daß er sein Land übermäßig mit Schulden
belastete, und fröhnte sinnlichen Genüssen in solchem Grade, daß die sichtbare
Folge derselben ihm den Beinamen der Dicke zuzog, während er geistig immer
mehr erschlaffte und sein Regentensehn so wenig aufrecht zu erhalten wußte,
daß sein Land beständig Schauplatz von Feuden, Räubereien und gewalt-
tätiger Selbsthilfe war“ (Ernst Boll: Geschichte Mecklenburgs, I, 1855, S. 146).
Nicht nur unzählige einzelne Nutzungen und Einkünfte, als Zölle, Orbören,
Beden, Pächte, sowie ganze Dörfer waren veräußert oder verpfändet, sondern
vor allem die meisten Vogteien (Ämter) befanden sich in fremden Händen.
Ständig blieb er den Vögten Geld schuldig. Zeitweise ging es ihm so schlecht,
daß er von den Steuereinnehmern Geld haben wollte, bevor die Landessteuern
überhaupt erhoben waren oder wenn nichts mehr da war. Dann mußten die
Vögte Geld vorschießen oder es für den Herzog leihen! So arg hatte er es mit
seiner Verschwendungssucht getrieben, daß er, wie der Lübecker Chronist
Reimar Koch berichtet, von seinem Silbergeschirr nicht einen Becher mehr
besaß. Als Ersatz hatte er sich von den Banzkower Drechslern hölzerne Schalen



Walter Volland: 1945



Walter Volland: Der Heimkehrer

und Kannen anfertigen, anmalen und mit goldenen Blumen verzieren lassen! (Paul Steinmann, Jahrb. des Vereins f. Mecklbg. Geschichte, 86, 1922, S. 96—98.)

Noch einmal wurde das Land Stargard durch einen Raubzug, und zwar des Herzogs Bogislaw von Pommern im Jahre 1476, heimgesucht. — Dieser hatte sich auch nicht geschämt, seinen Schwager, Herzog Magnus, Herzog Heinrichs IV. Sohn, auf seiner Hochzeitsfahrt ins Pommernland zu überfallen und ausplündern zu lassen! — Dann aber wurde, vermutlich auf Initiative von Magnus, durch den Wilsnacker Landfrieden von 1479 den Fehden der Fürsten von Mecklenburg, Brandenburg und Pommern unter einander ein Ende bereitet: Die Fürsten verpflichteten sich, alle Streitigkeiten nicht mehr gewaltsam, sondern rechtlich auszutragen. Sie mußten ja auch ihren Rittern erst mal selbst mit einem guten Beispiel vorangehen! Ferner schlossen die Fürsten mit ihren Städten ein Bündnis zur gemeinsamen Verfolgung aller Straßenräuber ab. — Allerdings sollten noch Jahrzehnte vergehen, bis diesen das Handwerk gelegt wurde. 1476
1479

Wieweit die Stadt Stargard unmittelbar unter den Einwirkungen aller dieser Fehden gelitten hat, wissen wir nicht. Steinerner Tore und Mauern hat die Stadt allerdings niemals besessen, sondern vermutlich nur Plankentore und -zäune, wie das ursprünglich bei den großen Städten des Landes der Fall gewesen war. Aber im Norden, Westen und Süden war die Stadt durch die Burg und durch das sumpfige Bachtal hinlänglich gesichert. An der sehr gefährdeten Ostseite hatte man sich durch einen Graben geschützt und oben auf der die Stadt überragenden Höhe des Papageienberges (Göyenberg: 1727 und 1830) einen doppelten Wall angelegt, in der Art von landwehrartigen „Schanzen“. Als solche wurden sie übrigens in alten Zeiten (so noch 1830) auch nur bezeichnet. Erst hernach wurden sie, wahrscheinlich von dem Stargarder Rektor Genzmer, in Tillyschanzen umgetauft. Tilly konnte von dort aus weder Neubrandenburg beschießen, noch hat er die Burg beschossen. Aber vor Neubrandenburg gab es echte Tillyschanzen, und so mußten sie ihren Namen für die namenlosen Stargarder Schanzen hergeben!

Im Jahre 1496 wurde in Mecklenburg eine allgemeine Reichssteuer, Kaiserbede genannt, erhoben. Erhalten ist in dem Register der Vogtei Stargard als erstes seiner Art das Verzeichnis der steuerpflichtigen Haushaltsvorstände der Stadt mit ihren Namen, 49 an der Zahl. Außerdem werden noch aufgeführt: der Pfarrer, der Schäfer, das Heilige Geist- und das St. Georgs-Hospital, die Stargarder Mühle, sowie der Holzmüller (im Papenholz). Friedrich Stuhr hat im Mecklbg. Jahrbuch 58 die Einwohnerzahl der Stadt auf 222 Personen (139 Erwachsene und 83 Kinder unter 15 Jahren) berechnet. — Die Einwohnerzahl von Woldeck betrug nach Stuhr: 296 Erwachsene und 139 Kinder, die des größten Dorfes in der Vogtei (Amt) Schönbeck: 103 Erwachsene und 62 Kinder. — Im Mittelalter „war man noch ganz in der alttestamentlichen Anschauung befangen, daß ein Zählen der Bevölkerung Sünde sei, und daß Gott ein solch frevelndes Unternehmen mit Hungersnot, Krieg und Krankheit strafen würde“ (S. 232). Diese Anschauung wirkte offensichtlich auch in der evangelischen Zeit noch sehr lange nach. In Mecklenburg wurden erst im 19. Jahrhundert Volkszählungen durchgeführt! Nach Stuhrs Berechnung betrug 1496 in Stargard die Durchschnittszahl der Erwachsenen über 15 Jahre für einen Haushalt: 2,53 Personen. Für die nicht verzeichneten Kinder unter 15 Jahren hat er die Verhältniszahl: 0,60 Kinder auf einen Erwachsenen bestimmt, indem er von den Verhältnissen in 20 Dörfern an Hand der mecklenburgisch-schwerinschen Volkszählung von 1819 ausging (S. 234, 241/242, 253/254). — In der Praxis käme es im ganzen gesehen auf dasselbe hinaus, wenn man die Zahl der Haus- 1496

haltungen mit vier multiplizieren würde. Jedoch sind die Stuhrschen Ansätze zu niedrig, wie Carl August Endler vor fast 35 Jahren dem Verfasser mitteilte. Nach seinen Ermittlungen wäre bei Dörfern des Landes Stargard im allgemeinen als Indexzahl mindestens die Fünf anzusetzen. — Um 1800 war aber die Indexzahl für Stargard rund die Sechs, vgl. weiter unten: 1800. Man wird daher bei Berechnungen der Stargarder Einwohnerzahl aus der Anzahl der Haushaltungen gut tun, diese auch in früheren Zeiten mit sechs zu multiplizieren. Demgemäß ist die Zahl der Stargarder Einwohner für 1496 mit 330 anzusetzen. — Auch die Einwohnerzahl von Woldegk und Schönbeck würde sich entsprechend erhöhen.

Um die Jahrhundertwende war das mittelalterliche, durch die ewigen Kriege, Fehden und Raubzüge arg verwüstete, in der Auflösung begriffene und vor dem finanziellen Zusammenbruch stehende Land Mecklenburg in ein neuzeitliches, wohl geordnetes Staatswesen umgewandelt worden. Das war das Werk von Herzog Magnus II. (regierte von 1477—1503). Sein Sinn war nicht mehr, wie der seiner Vorfahren, auf Raub, Fehden und Landerwerb gerichtet, sondern er widmete sich in erster Linie der inneren Politik. Sein Ziel: Sanierung der finanziellen Verhältnisse des Landes, erreichte er nach Abschluß des Wilsnacker Landfriedens von 1479 durch eine geniale zentralistische Regierungs-, Verwaltungs-, Finanz- und Wirtschaftspolitik. Er war ein typischer Vertreter der neuen, wirtschaftlich orientierten Zeit! Der Hamburger Geschichtsschreiber 1503 Albert Krantz schrieb anlässlich seines Todes im Jahre 1503 über Herzog Magnus: „Bey düßes fürsten dage iß ein gülden tidt in sinem lande gewesen, sehr gute münzte (Münze), ,gah frede, nene schattinge (keine Schatzung) und alle ding wollfeile“. Paul Steinmann: Mecklbg. Jahrb., 86; 1922, S. 91 ff.

Das Land Stargard hatte Herzog Magnus durch einen Stätthalter, den Friedländer Propst Nicolaus Hertzberg, verwalten lassen. Dieser höchste geistliche Würdenträger des Landes war zugleich Stargarder Burghauptmann und Führer der Stargarder Landstände! Hertzberg war eine energische, aber auch rücksichtslose Persönlichkeit. Er scheute sich nicht, Bürgern der Mark Brandenburg, die vermutlich ohne besondere Erlaubnis ins Land gekommen waren, Waren und Geld wegnehmen und sie in das Verließ des Stargarder Burgturms werfen zu lassen, wo sie jämmerlich umkamen. Die Stargarder Bürger aber waren dem Propst, den sie Nicolaus Mus nannten, nicht grün. Hatte er ihnen doch trotz des Privilegs von 1311 die zwei, ehemals auf der Sabelschen Feldmark gelegenen Hufen „mit List und großer Gewalttätigkeit“ abgerungen und zur Pfarre gelegt. Die Stargarder hatten nichts dagegen machen können, „dieweil ehm allhier alle awerkeridt (Obrigkeit) to der tidt bofalen und nemandes dar wedder staen konde“, schrieben sie ingrimmig noch im Jahre 1533.

Unter der Regierung von Magnus ältestem Sohn, Heinrich V., wurden die Bestrebungen, neuzeitliche zentralistische Staatsgedanken in die Wirklichkeit umzusetzen, weiter durchgeführt; durch Errichtung einer Hof- und Regierungsordnung (1504), durch Erlaß einer Hofgerichtsordnung (1513) und einer Polizeiordnung (1516), der ersten in Mecklenburg. Diese richtete sich vor allem gegen das Schlemmen in den Städten bei besonderen Festlichkeiten, gegen zu hohe Zinsen, gegen rücksichtslose Pfändungen und Schuldhafverhängungen. Sie traf Bestimmungen über Rechnungsablegungen städtischer und geistlicher Kassen, über das Braurecht sowie gegen das Vorhandensein von Strohdächern und von Scheunen in den Städten, um die verheerenden Stadtbrände zu verhindern. Freilich, bis das verwirklicht werden konnte, vergingen noch Jahrhunderte! Unter den Vorarbeiten zur Errichtung dieser Polizeiordnung befindet sich auch

eine Niederschrift aus dem Jahre 1514 über Einrichtungen und Ortsgebräuche der Stadt Stargard. Wir ersehen daraus, daß damals zehn Ratsherren vorhanden waren statt der sonst dort üblichen zwölf. Es gab zwei Bürgermeister, die anscheinend aus der Zahl der Ratsherren ernannt wurden. Jeder neu gewählte Bürgermeister und Ratsherr hatte eine halbe Tonne Bier und zwei Fleischgerichte zu stiften. Ein neuer Bürger hatte drei Witten zu zahlen. Die Kirchenvorsteher („gotshußlude“) wurden vom Pfarrer und von den Bürgern eingesetzt, sie hatten diesen Rechenschaft abzulegen. Die Hochzeitsfeiern erstreckten sich auf drei Tage, mit einer bzw. zwei Mahlzeiten. Brautgeschenke waren Nüsse und Äpfel. Zum Kindelbier wurden nur drei Paten geladen, diese spendeten zwei Groschen; wer in der Lage war, gab den Gevattern eine Mahlzeit. In der Stadt existierte nur eine Gilde, „darinne gaen alle gemeyne borger“. Für den Eintritt hatte jeder zwölf Witten zu entrichten für sich und seine Frau, „die kamen to lichte und begengnis“ (Seelmesse mit Vigilie und Begehen, das ist mit feierlichem Umschreiten des Grabes). — Die Gildefestlichkeiten währten vier Tage, dabei wurden elf bis zwölf Tonnen Bier ausgetrunken, das Bier mußten sie aber „uth erhen budeln“ (Beuteln) selbst bezahlen. — Vergleicht man diese Aufzeichnungen mit denen, die über die Verhältnisse in anderen Städten des Landes vorliegen, so ist folgendes zu sagen: In fast allen Städten existierten mehrere Gilden. Nur noch in Strelitz gab es die einzige, alle Bürger umfassende Gilde. Das war die Schützengilde. In Strelitz war man scheinbar solider als in Stargard, die „hoegen“ (Festfeier) dauerte nur anderthalb Tage, aber man verkonsumierte in diesen sechs Tonnen Bier! Neun Schilling erhielt hier der, welcher den Vogel abschoß. Ferner fällt auf, daß weder in Stargard, noch in Strelitz etwas über Handwerksämter gesagt wird. Vermutlich umschloß die eine Gilde auch diese. Schließlich muß man feststellen, daß die alten Stargarder hinsichtlich des allgemeinen Aufwandes und des Umfanges der Schmausereien damals solidere Leute als die Friedländer, Neubrandenburger, Wesenberger und Woldegker waren. Vermutlich wohl nur deswegen, weil sie ärmer waren!

Im Verlauf der Streitigkeiten der Herzöge Heinrich V. und Albrecht VII. um die Landestellung waren im Jahre 1520 auch Aufstellungen über die Stargarder Bürger und über ihre Pflichten gemacht worden. Hiernach gab es elf „bulude“ (Bauleute, Hufner) in der Stadt. Die zwölfte Hufnerstelle mit vier Hufen war offenbar schon damals in den Besitz der Landesherrschaft übergegangen. (Später kam noch eine zweite Vierhufnerstelle hinzu.) Von den Bauleuten heißt es: „dihon wagen-denth“. (Um 1624/25 mußten die Hufner die Amtsdienere nach Neubrandenburg und nach den Bauhöfen fahren.) Die restlichen 34 Bürger hatten Handreichungen zu leisten, wenn auf der Burg gemauert wurde, sie mußten die Burg rein machen und helfen, den Ziegelofen zu füllen und zu entleeren. Das waren die öffentlich-rechtlichen Burgdienste, Relikte aus der dörflichen Vergangenheit der Stadt. Als Äquivalent bot die Burg in Notzeiten den Stargarder Bürgern Schutz und Schirm sowie Zuflucht. Von den 34, mit Namen genannten Bürgern werden leider nur folgende mit ihren Berufen aufgeführt: ein Pfarrer, zwei Landreiter, je ein Müller, Wasserfahrer und Kuhhirte. — Übrigens hatten auch die Bewohner von zwei, gleichfalls aus Dörfern hervorgegangenen Städten ähnliche Burgdienste zu leisten, wie aus späteren Nachrichten hervorgeht. Zu Strelitz: Abfuhr vom Schloß und Fahren der Netze zur Jagd, Stehen vor den Jagdnetzen und Richten bei Neubauten auf der Burg. Zu Fürstenberg: jeder Bürger mußte bei Jagden einen Treiber stellen, hinzu kamen Briefbotengänge, Hilfen in der Ernte sowie in der Korn- und Schneidemühle. Schließlich hatten gefallene Mädchen bis zu ihrer Verheiratung Arbeiten auf dem Hof und in der

Küche der Fürstenberger Burg zu verrichten, sie mußten Wasser tragen, scheuern, Bier fassen helfen und Schweine füttern! — Natürlich waren alle diese Dienstleistungen mit freier Verpflegung verbunden.

1523 Als Reaktion auf Herzog Albrechts VII. Bemühungen, eine Totalteilung des Landes durchzusetzen, erfolgte im Jahre 1523 der Abschluß der Union der mecklenburgischen Gesamtlandstände (Prälaten, Ritterschaft und Städte des Landes). Es kam daher nur zu einer Art von Nutzungsteilung zwischen den beiden Herzögen. So wurden auf der Stargarder Burg zwei herzogliche Residenzen und zwei Amtsverwaltungen eingerichtet, denen man die Dörfer des Amtsgebiets und die Stargarder Bürger hinsichtlich ihrer Dienstleistungen je zur Hälfte zuwies!

Einige Jahre, nachdem die Reformation sich Eingang in Mecklenburg verschafft hatte, wurden hier in den Jahren 1534/35 und 1541/42 die ersten evangelischen Kirchenvisitationen durchgeführt. Diese sind für das Reformationszeitalter die wichtigsten Quellen, nicht nur für die Kirchengeschichte, sondern auch für die Kultur-, Siedlung- und Wirtschaftsgeschichte sowie für das Schulwesen.

Der praktische Zweck der Visitationen bestand zunächst in der Fest- und Sicherstellung der Liegenschaften und Einkünfte der Kirchen und Pfarren. Alle Stände, voran die Ritter, aber auch Ratsherren, Bürger und Bauern, waren bestrebt gewesen, aus dem Wandel der Zeitverhältnisse ihren persönlichen Vorteil zu ziehen: sie wollten Zinsen, Pächte oder Meßkorn nicht mehr entrichten, oder aber sie hatten geistliche Ländereien und silberne Kirchengeräte sich angeeignet! Dabei waren aber diese Besitzungen und Hebungen zweckgebunden, indem sie für die Belange der kirchlichen Gebäude sowie für den Unterhalt der Pfarrer, Organisten, Kantoren, Küster und Lehrer bestimmt waren. Im übrigen hatten sich nicht einmal die herzoglichen Beamten geschaut, Einkünfte der Pfarrer für sich zu verwenden. Ja sogar Herzog Albrecht VII. hatte in seiner argen Geldkalamität Eingriffe in die geistliche Substanz vorgenommen! Infolge des Scheiterns seiner leichtfertig unternommenen, unzeitgemäßen nordischen Großmachtspolitik, die sich auf die Gewinnung des dänischen Königthrons erstreckte, hatte er sich und das Land in eine große Schuldenlast gestürzt. Sie bildete übrigens die Grundlage für die bis ins 19. Jahrhundert sich erstreckende chronische Verschuldung der Fürsten Mecklenburgs!

Die Visitatoren hatten auch die Aufgabe, über die Stellung der Pfarrer zur Reformation und über ihre Eignung für ihr Amt zu berichten. Ferner sollten sie die Obrigkeiten der Städte auffordern, Schulen einzurichten, für den Kirchengesang und für die Armen zu sorgen. Die beiden Kirchenvisitationsprotokolle vermitteln uns Rückblicke in die katholische Zeit und beleuchten die neuen Verhältnisse. Gelegentlich spüren wir unmittelbar den Übergang von der einen zur anderen Epoche. — Vgl. Karl Schmaltz: Kirchengeschichte Mecklenburgs, II, 1936, S. 49 ff.

1523 Aus diesen Protokollen sowie aus Akten des Staatsarchivs betreffend Pfarrbesetzungen vernehmen wir über die Verhältnisse in Stargard folgendes: Die Stadtkirche war landesherrlichen Patronats. Um die Pfarre hatten sich 1523 zwei Bewerber gestritten: Sebastian Schenk und Jochim Schütte. Schenk war Anhänger der evangelischen, Schütte der katholischen Lehre. Dieser erhielt schließlich die Pfarre. Schütte war 1518/19 Küchenmeister (Rechnungsführer, Amtsverwalter) auf der Stargarder Burg gewesen und wurde hernach Küchenmeister bzw. „Verweser“ des Amtes Güstrow. Er konnte daher das Stargarder Pfarramt nicht selbst verwalten, sondern bestellte dafür Kapläne!

Der letzte von diesen, Nycolaus Eggerdt, beklagte sich darüber, daß er nicht in der Lage sei, die baufällige Pfarre ausbessern und ausbauen zu lassen, da er die Pächte und das Meßkorn aus dem Städtchen, aus den Dörfern und aus dem herzoglichen Bauhof zu Quastenberg nicht erhalten könne. Er bat den Herzog Albrecht VII., an die Stargarder Amtsleute einen entsprechenden Befehl ergehen zu lassen. — Jöchim Schütte hatte die Stargarder Pfarre als Pfründe von dem katholisch gesinnten Herzog Albrecht VII. erhalten. Als Schütte aber bald nach 1534 „ein ehelich Weip“ genommen und zur evangelischen Kirche übergetreten war, wurde ihm die Pfründe entzogen. — Wie aus dem Visitationsprotokoll von 1534 hervorgeht, gehörte dem Stargarder Pfarrer das ganze Dorf Sabel. Zwischen 1311 und 1472 muß es von einem mecklenburgischen Landesherren den Pfarrern von Stargard geschenkt worden sein. Im Jahre 1472 wurde diese Schenkung durch Herzog Heinrich IV. erneuert und bestätigt. Damals war auch nach dem Tod des Bargensdorfer Pfarrers die dortige Kirche samt ihren Hebungen der Stargarder Kirche und Pfarre angegliedert und dieser Hebungen aus drei andern Dörfern verliehen worden, weil die seitherigen Einkünfte der Stargarder Pfarre nicht für den Unterhalt des Pfarrers und seiner Kapläne ausgereicht hätten.

Pfarrer war jetzt Anthonius Wernicke. Er war offenbar ein älterer, früher katholischer Pfarrer, der aber zur evangelischen Lehre übergetreten war und das meiste aus seiner katholischen Vergangenheit abgestreift hatte. Heißt es doch von ihm, im Visitationsprotokoll: „... ist ein fromer, zuchtiger, zimlich gelerter Man, der wol lebet und leret, wil sich auch von Tage zu Tage bessern.“ Wernicke glaubte aber, er würde wegen „Schwachheit der Augen“ sein Pfarramt nicht länger verwalten können. Daher bat er, daß die Bude (kleines Haus), welche früher die Chorschüler bewohnt hätten, und die nun ein Schneider bewohnen sollte, ihm lebenslänglich überlassen würde. Beschwerde hatte er darüber zu führen, daß ihm vor 1541 die Vögte und Amtsleute beider Herzöge die Pächte und die Bauerndienste aus Sabel weggenommen hätten. Dabei habe dasselbe Dorf „die Wedeme (Pfarre zu Stargard) im Bau erhalten. Dieweile es nun davon genohmen, so wil niemandts sunst die Wedeme bauen, also zerfelt sie gantz und gar“. — Mit seiner Beschwerde hatte Wernicke offenbar Erfolg, die Stargarder Pfarrer gelangten wieder in den Besitz des Dorfes. Schließlich beklagte sich Wernicke darüber, daß er dem Küster alle Tage „die Maltzeit geben müsse, welchs, dieweile die Pfarre an jährlichen Einkommen sehr geschwecht, ihme alleyne zu schwer und über sein Vermügen“ wäre. Er bat, die Bürger möchten ihm dabei behilflich sein oder daß ihm alle ihm zustehenden Einkünfte zuteil würden.

Herzog Albrecht VII., genannt der Schöne, blieb bis zu seinem Lebensende (1547) stärkster Gegner der Reformation. Hingegen war sein Bruder Heinrich V., der Friedfertige, schon früh der evangelischen Lehre zugetan. Noch unter seiner Regierung, er starb im Jahre 1552, erhielt auf dem Landtag an der Sagsdorfer Warnowbrücke am 20. Juni 1549 die Reformation ihre landesgesetzliche Sanktion.

Das städtische Schulwesen hatte in der katholischen Zeit überall im wesentlichen einen kirchlichen Charakter gehabt: Pfarrer oder Kapläne unterrichteten die Schüler, die in erster Linie für den Chordienst in der Kirche oder für ihren künftigen Beruf als Geistliche ausgebildet wurden. — Aus dem Kirchenvisitationsprotokoll von 1541 ersehen wir, daß es vordem auch in Stargard Chorschüler gegeben hatte, die zusammen in einem kleinen Haus, das vielleicht zugleich Schulhaus war, untergebracht waren. — In der evangelischen Zeit blieben zu-

nächst die genannten Aufgaben noch bei Bestand. „Daneben aber meldet sich jetzt stärker als zuvor das Bedürfnis nach Vorbildung auch für die wichtigeren weltliche Berufe.“ Die mecklenburgische Kirchenordnung von 1552 enthielt auch eine grundlegende Regelung des städtischen Schulwesens (K. Schmaltz: Kirchengeschichte Mecklenburgs, II, 1936, S. 94, 97). Diese wird auch von Bedeutung für die Einrichtung und Organisation des Stargarder Schulwesens gewesen sein.

um
1550

Die erste sichere Nachricht über das Stargarder Schulwesen in der evangelischen Zeit stellt eine undatierte, aus der Mitte des 16. Jahrhunderts stammende Aufzeichnung dar: „Verzeichnis, was der Schuellmester zue Stargart zue heben hatt“ (Mecklbg. Landeshauptarchiv: Kirchenakten, Stargard). Hiernach gab es nur einen Schulmeister in der Stadt, der zugleich Küster war. Seine Einkünfte bestanden aus: je 8 Scheffel Roggen von der Burg und aus der Stadt (je 4 von der Kirche für das Stoßen der Betglocke und von der Pfarre). An Geld erhielt er 8 Gulden, sog. Hausgroschen, „so jerlich aus iderm Hause im Stedlin zur Schulen und Kosterei gesamblet wird, alle Quartal aus iderm Hause 3 Wytte, 12 Pfennige), 3 Gulden für den Seyer (Uhrzeiger) zu stellen neben anderm Dranckgeldt vom Gotshause, 1 Dutken (1 Deut, kleine Münze: 1 $\frac{1}{2}$ Pfennig), alle Quartal für idern Knaben in der Schule, derer gewonlich ufs höchste seindt bey 30, wiewoll die Eltern Armudt und Unvermögen halber das Schulgeldt langsam und unwillig ausgeben.“ Früher hatte er noch für das Einnehmen der Akzise 4 Gulden erhalten, das sei aber vor 3 Jahren „abgebracht, aber nichts darwider erstadet“. — Leider ist der Name dieses ersten Stargarder Lehrers aus der evangelischen Zeit uns nicht überliefert worden. — Im Jahre 1606 war Gregorius Schirrmeister „Schulmeister zu Alten Stargard“.

1550

Das Register der Landbede (ao. Landessteuer) der Stadt Stargard von 1550 verzeichnet, da 20 Häuser abgebrannt waren, nur 27 Hausbesitzer, die Steuer zahlten; arm waren und gaben nichts: 4. Die beiden Landreiter, der Küchenmeister (Amtsverwalter) der Burg, der Richter, der Stadtdiener und der Schließer waren frei von Steuer.

1573

Das Landbederegister von 1573 führt 54 zahlende Hausbesitzer auf. Über steuerfreie oder zahlungsunfähige Hausbesitzer ist nichts vermerkt, auch nichts über die Berufe der Bürger. — Setzt man analog den Ansätzen und den Verhältnissen von 1496 bzw. von 1800/01 den Haushalt durchschnittlich mit 6 Personen und die Zahl der steuerfrei und zur Miete wohnenden Familien mit insgesamt 15 an, so kann man die Einwohnerzahl von Stargard im Jahre 1550 auf 396 und im Jahre 1573 auf 414 Personen schätzen.

Von einem Aufschwung der Stadt in wirtschaftlicher Hinsicht ist noch nicht viel zu spüren: Stargards Einwohnerzahl hatte sich von 1496 bis 1573 nur um rd. 84 Seelen vermehrt. Die Bürger hatten ja auch seit vielen Jahrzehnten unter den Bedrückungen von Seiten der Nachbarn, insbesondere aber durch herzogliche Amtsbeamte, zu leiden gehabt. Diese hatten es auf den Sabelschen Berg und auf den Galgenberg abgesehen, die Bürger von dort verjagt, das Weideland umpflügen und mit Korn bestellen lassen. Es kam zu einem langwierigen Prozeß. Doch konnte die Stadt den ihr strittig gemachten Grundbesitz behaupten, da sie noch im Besitz ihrer Originalurkunden von 1307 und 1319 war.

Für das Stargarder Amtsgebiet wurde aber um diese Zeit durch das Herzoghaus in caritativer Hinsicht etwas Segensreiches geschaffen, das schließlich auch den Einwohnern der Stadt zugute kam. Es erfolgte eine Neugründung des Hospitals als gutfundiertes Alters- und Armenheim.

Das jetzige Hospital war ursprünglich die Kapelle des Heiligen-Geist-Hospitals; nach Brückner etwa um 1300 erbaut, lag es auf der sog. Amtsfreiheit. Gegen Mitte des 16. Jahrhunderts was das Hospital und noch mehr das St. Georgshospital in Verfall geraten. Die alten baufälligen „Häuserchen“ dieses Hospitals wurden 1576 abgebrochen. Bereits vorher, im März 1575, hatte man nach der im Mecklbg. Landeshauptarchiv noch vorhandenen Baurechnung angefangen, die Kapelle des Heiligen-Geist-Hospitals zu einem Wohnhaus umzubauen. Nach der Fertigstellung wurde das Hospital Weihnachten 1576 seiner Bestimmung überwiesen und mit Insassen belegt, wobei die des St. Georgshospitals dorthin verlegt wurden. — Das Hospital war nach seiner ursprünglichen Bestimmung in erster Linie Armen- und Altersheim für fürstliche Bediente und Untertanen des Amtes Stargard. Es wurde daher auch für diese eine besondere Kammer als Krankenstube eingerichtet. Im Laufe der Zeiten fanden immer mehr bedürftige und alte Einwohner der Stadt darin Platz, aber auch adlige und sog. Standespersonen fanden Aufnahme. — Die beiden Inschriften unter dem mecklenburgischen und dem dänischen Wappen auf der über dem Eingang des Hospitals angebrachten Wappentafel lauten unter Auflösung der Abkürzungen: Ulrich, von Gottes Gnaden Herzog zu Mecklenburg, Fürst zu Wenden, Graf zu Schwerin, Rostock und Stargard der Lande Herr. Elisabet, geborene aus königlichem Stamm zu Dänemark, Herzogin zu Mecklenburg, Fürstin zu Wenden, Gräfin zu Schwerin, Rostock und Stargard der Lande Frau. 1564.

Die Jahreszahl 1564 und noch mehr die des linken Pilasters: 1553 haben wir als die Jahreszahl der Anfertigung anzusehen. Sonst könnte man nur noch annehmen, daß der Entschluß, die Kapelle zu einem Hospital umzubauen, schon im Jahre 1564 gefaßt wurde.

Auch nach dem Anfang der „Vorordnung, Matricul und Inventario des Heiligen-Geisthospitals . . .“ vom Dezember 1576 waren die Stifter der Neugründung Herzog Ulrich und seine Gemahlin Elisabeth. Offenbar war aber die Initiative zu dieser Tat von der Herzogin ergriffen worden. Das dürfte auch der Kern der Sage sein, die am Schluß mitgeteilt wird. Caritative Bestrebungen der Herzogin sind auch sonst bezeugt. So heißt es in dem Kirchenvisitationsprotokoll von Stavenhagen aus dem Jahre 1648: „Arme-Haus zum Stavenhagen: Fundatrix deßelben ist Frau Elisabeth, Hertzog Ulrichs . . . Gemahlin, geborne aus königl. Stam (zu) Dennemarck“. — Die Herzogin verstarb am 15. Oktober 1586 auf der Rückreise von Dänemark. David Franck schreibt über sie, über ihren Tod und über ihr Begräbnis im Dom zu Güstrow (Alt- und Neues Mecklenburg, 11. Buch, 1755, S. 50) folgendes: „ . . . das Land verlohrt seine rechte Mutter . . . Das gantze Land bedaurete sie schmerzlich, und sie war es wehrt.“ Franck erwähnt sodann, daß sie das Kloster Rühn hatte wiederherstellen, das Doberaner Münster mit großen Kosten ausbessern lassen, den „zum Wagen-Schaur gemachten Dom zu Güstrow wieder zum geistlichen Gebrauch eingerichtet, das Schlos zu Grabow auf ihre Kosten zierlich erbauet, die tiefen Wege des Landes überpflastert, die dürren Sand-Felder mit Tannen besäet, das abgebrannte Rahthaus zu Greismühlen wieder aufgeführt“. Wir erfahren noch, daß die Herzogin außer den Armenhäusern zu Stargard und Stavenhagen auch die zu Grabow, Bützow und Güstrow „mit Einkünften begabet“. Ferner berichtet der Neubrandenburger Chronist Latomus um 1610, die Herzogin habe die verfallene Umfassungsmauer des von der Sage umwobenen, neben der Jungfernlinde gelegenen Stargarder Jungfernbrunnens wiederherstellen und mit ihrem Wappen versehen lassen.

Während des 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts sind vielfach Fürsten und Fürstinnen künstlich zu Landesvätern und Landesmüttern idealisiert worden. Was aber die Herzogin Elisabeth betrifft, so kann man dem alten David Franck nur beipflichten: Sie war wirklich eine Landesmutter.

Die Matrikel und Verordnung von 1576 gewährt uns übrigens bemerkenswerte Einblicke in die Struktur eines caritativen Instituts des 16. Jahrhunderts: Das Hospital hatte 6 Kammern als Wohn- und Schlafräume. Diese hatten keine Öfen oder Kamine. Einen Kachelofen hatte nur die große gemeinschaftliche Wohnstube. Auf der Diele war ein Kamin, d. h. ein offener Herd, mit einem Kesselhaken. Auch die oben im Hause befindliche Amtskrankenstube war mit einem Kamin versehen. Neben dem Hospital lagen noch zwei kleine Häuser (sog. Buden) mit je einer Stube, je zwei Kämmerchen und je einem Kamin mit Kesselhaken. Ferner gehörte zum Hospital eine dritte Bude, die als Wirtschafts- und Abstellraum diente. Im Hospital und in beiden Nebengebäuden sollten nicht mehr als 12 arme oder alte Leute gleichzeitig sein. Zwei Eheleute sollten nur für eine Person gerechnet werden und eine Kammer bewohnen.

Die Aufnahmegebühr betrug mindestens 3 Gulden. Von den Zinsen und Einkünften sollte jede Person alle Quartal 6 Schilling, die Pflegerin 12 erhalten. Für das restliche Geld sollten Holz oder Kohlen eingekauft werden. Jeder der Hospitalinsassen erhielt pro Jahr einen Scheffel Roggen, die Pflegerin zwei. Der Nachlaß der Insassen gehörte dem Hospital, zu dessen oder der anderen Insassen Nutzen. Der Pfleger (ein Hospitalinsasse) sollte auf den Jahrmärkten, auf den Rechtstagen, bei den Krämern und in den Herbergen mit dem Korbe und mit einer Büchse Almosen sammeln. Der Pastor und der Schulmeister sollten darauf achten, daß gute Ordnung und christliche Übung durch Gebete und Katechismuslehre gehalten würde. Morgens, mittags und abends sollten die Insassen längere Andachten abhalten, fleißig zur Kirche und zum heiligen Abendmahl gehen. Sie sollten wie Brüder und Schwestern in Frieden leben, keine bösen Worte gegeneinander gebrauchen und „vor allem sich des Fluchens enthalten“. Die Starken sollten den Schwachen helfen, und die ganzen Häuser sollten „fein sauber und rein gehalten werden“.

Die drei burgwärts gelegenen Nebenhäuser (sog. Buden) fielen im 19. Jahrhundert dem Eisenbahnbau zum Opfer. — Der Grundbesitz des Hospitals bestand, von einigen Kämpen abgesehen, im Mittelalter nur aus der alten, 1364 zuerst erwähnten Hufe, der sog. Semmelhufe, so nach dem Semmelalmosen benannt. Dieser bestand ursprünglich in einer Spende von je einer halben Tonne Bier und von je 12 Semmeln an die Armen des Heiligen-Geist- und des St. Georgshospitals jährlich um Mittfasten. Die Kosten wurden aus einer auf der genannten Hufe ruhenden Hebung bestritten, die von zwei Neubrandenburgern für den genannten Zweck 1364 gestiftet worden war. Die Darreichung von Semmeln und von Bier an die Hospitalinsassen wurde in späteren Zeiten in eine Brotspende an arme alte Einwohner der Stadt umgewandelt, die noch im 20. Jahrh. bestand. — Umfangreiche Ländereien erwarb das Hospital im 17. Jahrh., als ihm vier Hufen von dem Grundbesitz des infolge der Belastungen und Ausplünderungen während des Dreißigjährigen Krieges in Konkurs geratenen Bürgermeisters Mesterknecht zugeschlagen wurden. Mesterknecht hatte beträchtliche Darlehen vom Hospital aufnehmen müssen. — Im Jahre 1920, also nach der Separation der Stargarder Gemarkung, hatte das Hospital einen Grundbesitz von rd. 60 ha und ein Kapitalvermögen von etwa 50 000 Mark. Den Grundstock hierzu hatten im Jahre 1576 Herzog Ulrich und seine Gemahlin Elisabeth gelegt, wie sie auch die gesamten Baukosten getragen hatten.

Über die Stiftung des Hospitals berichtet die Sage nach A. Niederhöfer:
Mecklenburgs Volkssagen:

„Eine Prinzessin fuhr einmal nach der Burg hinauf und traf zwei junge Leute, die ein Grab machten. Sie fragte, für wen es sein sollte und bekam die Antwort, für den dabei stehenden alten Mann, ihren Vater. Als die Prinzessin verwundert sich weiter erkundigte, warum sie denn jetzt schon ein Grab machten, da der Vater ja doch noch lebe, so erwiderten sie ganz kaltblütig, daß der Alte nicht mehr sein Brot verdienen könne und nach altem Herkommen und dem alten Sprichwort:

„Krup unna, krup unna,
De Welt iß Di gramm!“

hier eingebuddelt werden solle. Da entsetzte sich die Prinzessin und befahl augenblicklich davon abzustehen; auch werde sie Sorge tragen, daß diese barbarische Sitte aufhöre. Und sie hielt Wort. Sie stiftete das noch heut stehende Hospital oder Armenhaus der Stadt Stargard.



Engelhardt-Kyffhäuser: Der endlose Weg

Mädchenerziehung einst und jetzt

Von Erika Grüder

Wir leben in einer Zeit rascher Wandlungen wirtschaftlicher, sozialer, kultureller Art. Äußere Lebensform sowie Lebensinhalt sind davon betroffen. Die Erziehung der Mädchen ist in diesen Wechsel miteinbezogen — stärker vielleicht als manche anderen Lebensgebiete. Ein kurzer Rückblick mag dafür zeugen.

Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts war die Erziehung der Mädchen keine Angelegenheit öffentlichen Interesses. Selbstverständlich gab es Mädchenschulen, aber alle „höhere“ Bildung war dem männlichen Geschlecht vorbehalten. Staat und Wirtschaftsform waren in allen europäischen Ländern auf Alleinherrschaft des Mannes aufgebaut. Die Erziehung des Mädchens war auf eine Beschäftigung innerhalb des Hauses ausgerichtet. Zur Elementarbildung, den Fähigkeiten des Lesens, Schreibens und Rechnens und dem Unterricht in der Religion, kam als „höhere Töchterbildung“ etwas Geschichte, Geographie, Literatur- und Kunstgeschichte, sowie ein wenig Französisch, entsprechend dem von Rousseau geprägten, oft zitierten Ziel der Erziehung des Mädchens „pour plaire à l'homme“. Wenn hier ein Wandel eingetreten ist, so ist dies der sogenannten Frauenbewegung zu verdanken.

Zwei Aufgaben galt es damals zu lösen: Mädchenschulen zu schaffen, die eine Bildungsgrundlage vermittelten, auf der aufbauend die Mädchen eine Fachbildung erwerben könnten, die sie zur Mitarbeit im sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Leben befähigte. Nicht leichter aber als ein solcher Neuaufbau war die andere Aufgabe: den Kampf zu führen gegen die Vorurteile von der geistigen Minderwertigkeit der Frau. In der Öffentlichkeit spukte immer noch die These von Moebius von der „physiologisch bedingten geistigen Minderwertigkeit des Weibes“. Wenn man heute Aufsätze, Reden, Streitschriften, Witzblätter aus den 90er Jahren in die Hand bekommt, muß man lachen! Um so mehr Hochachtung aber gebührt den Frauen, die unbekümmert um Spott und Hohn diesen Kampf aufnahmen, ihn durch Jahrzehnte führten — und ihn gewannen. Nirgendwo spiegelt sich dieser Kampf besser als in den Büchern von Helene Lange („Lebenserinnerungen“) und Gertrud Bäumer („Lebensweg durch eine Zeitenwende“, „Gestalt und Wandel“ u. a. m.). Immer noch empfehlenswert ist auch das in den 20er Jahren erschienene Buch der holländischen Schriftstellerin Jo v. Ammersküller, in dem in Romanform geschildert wird, wie sich im Verlauf von drei Generationen die oft entwürdigende Abhängigkeit der Frau, zumal der unverheirateten, wandelt zur wirtschaftlichen und geistigen Unabhängigkeit, ohne daß die aus dieser Entwicklung sich ergebenden Schwierigkeiten verschwiegen werden.

Für die Frauenbewegung in Deutschland ist charakteristisch, daß als erstes Ziel die Schaffung von Schulen ins Auge gefaßt wurde mit der Möglichkeit einer der Knaben gleichwertigen Bildung, dadurch Zulassung zum Universitätsstudium und damit zu gehobenen Berufen. Gleiche Bildung galt der Frau als Voraussetzung für Gleichberechtigung. An der Spitze dieses Kampfes steht Helene Lange.

Als Helene Lange 1871 nach Berlin kam, um das Lehrerinnenseminar zu besuchen, war dieses die einzige Bildungsstätte für Mädchen, die über die „Höhere Töchterschule“ hinausging. Am Lehrerinnenseminar ist dann Helene Lange 15 Jahre hindurch tätig gewesen. Hier fand sie die Aufgabe ihres Lebens: Die Neugestaltung der höheren Mädchenschule und die Erweiterung der Lehrerinnenbildung durch akademisches Studium. Das bisherige Erziehungsziel entsprach nicht mehr den Erfordernissen der Zeit. Die soziale und kulturelle Entwicklung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schob der Frau neue Aufgaben zu, zu deren Erfüllung eine andere Schulung notwendig war als die überkommene. Die Frauen selbst hatten bisher so gut wie gar keinen Einfluß auf die Gestaltung des Unterrichts. Diese Erkenntnis führte zum Zusammenschluß einer Gruppe von Berliner Frauen, von denen im Jahre 1887 eine Eingabe an das Kultusministerium ausging, in der um größere Berücksichtigung weiblicher Lehrkräfte in den oberen Klassen der höheren Mädchenschule gebeten wurde. Während eine von Helene Lange verfaßte Begleitschrift zu dieser Eingabe „Über die Höhere Mädchenschule und ihre Bestimmung“ bei den Ministerien einen Sturm der Entrüstung entfachte, fand die Frage der Neu- und Ausgestaltung der Mädchenschule die rege Teilnahme der damaligen Kronprinzessin, späteren Kaiserin Friedrich, die Helene Lange und einige ihrer Mitarbeiterinnen anregte, Grundlinien zu einer Art Musteranstalt für eine allseitige Frauenbildung zu entwerfen. Im Herbst 1889 rief Helene Lange die „Realkurse für Frauen“ ins Leben, Vorläufer des späteren Mädchengymnasiums. Bei ihrer Gründung zeigte sie die geistigen Gründe auf, die zu ihrer Errichtung Veranlassung gegeben hatten. Sie erklärte darin, daß die bisherige Schulë in den Mädchen eine Oberflächlichkeit erzeuge, die die Frauen dazu verleite, ihre Zeit mit geschäftigem Müßiggang zu vergeuden. Sie betont, daß gerade die Frau, die gründlich denken gelernt hat, auch am besten imstande sei, ihren Haushalt systematisch zu ordnen und ihre Aufgabe als Mutter und Erzieherin zu erfüllen. Sie will also nicht die Frau ihrem ersten und wichtigsten Berufe entziehen, wie ihr von ihren Gegnern vorgeworfen wurde. Das Ziel der Vorbereitung für das Universitätsstudium stand zunächst in zweiter Linie. Es bestand damals auch keinerlei Aussicht auf Zulassung von Frauen zu Universitäten in Deutschland.

Auf dem Lehrplan der „Realschulkurse“ standen neben Deutsch, Geschichte, Englisch, Französisch Mathematik und Naturwissenschaft sowie Grundlagen der Nationalökonomie und Latein, das die Brücke zur Hochschule bilden sollte.

1888 reichten der „Allgemeine deutsche Frauenverein“ und der Frauenverein „Reform“ Eingaben bei sämtlichen deutschen Unterrichtsbehörden ein mit der Forderung der Zulassung der Frauen zur Reifeprüfung sowie zum wissenschaftlichen Lehrberuf und zum ärztlichen Beruf. Beide Eingaben wurden abgelehnt. 1891 kam die Frage des Frauenstudiums zum ersten Male im Reichstag zur Verhandlung, aber ebenfalls ohne Ergebnis. Doch gingen die Verhandlungen weiter, und zwei Jahre später wurde in Baden eine sechsklassige Gymnasialanstalt für Mädchen eingerichtet, und in Preußen wurden die Realkurse zu einer regelrechten Vorbereitungsanstalt für die Reifeprüfung des humanistischen Gymnasiums umgestaltet. Der erste Jahrgang bestand 1896 die Reifeprüfung mit

besten Leistungen. Es dauerte eine ganze Weile, bis sich die Männerwelt von ihrem Erstaunen erholte, daß eine Frau trotz des von Moebius behaupteten geistigen Schwachsinnns dazu imstande war. Nichtsdestoweniger begleiteten auch weiterhin die Presse, auch die liberale, vor allem aber die Witzblätter, die Frauen mit Hohn und Spott auf ihren Wegen. Aber sie konnten die Entwicklung nicht aufhalten. Anfang unseres Jahrhunderts wurde die Immatrikulation durchgesetzt. Schon 1899 waren Frauen zum medizinischen Staatsexamen zugelassen, nicht aber zum medizinischen Studium. Das aber war in der Schweiz möglich.

Da die Voraussetzung für jede verantwortliche Mitarbeit der Frau an der Gestaltung der Zeit in der Frauenbildung lag, wurde diese dann auch das Hauptziel des von Helene Lange gegründeten und geleiteten Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins. Dieser Verein hat die Pionierarbeit für die Mädchenbildung geleistet. Erst 1908 war durch die Reform der höheren Mädchenschule der Widerstand auch in Preußen überwunden.

Gleichwohl blieb für viele Männer der Name der Helene Lange ein rotes Tuch, war doch — teils unbeabsichtigt, teils absichtlich — ihr Ziel und ihr Wirken entstellt durch die Behauptung, sie wolle durch die Angleichung der Bildung der Mädchen an die der Knaben die Mädchen „vermännlichen“. Nichts lag Helene Lange ferner. Gerade ihr war bewußt, daß Gleichberechtigung nicht gleiche Artung bedeutete, und sie hat in ihren Schriften darauf immer wieder hingewiesen. Formale Schulung des Denkens, Urteilsvermögen und Kenntnisse, mit denen die Hochschule rechnen muß, sind allerdings für Mädchen, die die Hochschule besuchen wollen, ebenso unerläßlich wie für Jungen. Das Mädchen muß dazu nicht auf dieselbe Art geschult werden, aber im gleichen Grade wie der Mann.

Diese Gedanken brachte Helene Lange in einem Vortrag „Intellektuelle Grenzlinien zwischen Mann und Frau“ zum Ausdruck, der damals vom Rektor der Universität verboten wurde und außerhalb der Hochschule gehalten werden mußte. Sie sah die Aufgabe der Frau „überall dort, wo es sich um ein hilfreiches Wirken von Mensch zu Mensch und für Menschen handelt, um die ganze weitverzweigte Tätigkeit, die wir unter dem Namen soziale Hilfsarbeit zusammenzufassen pflegen“. Hierin sah sie, „wie schätzenswert auch die Mitarbeit des Mannes sein mag, die königliche Domäne der Frau der Zukunft“. Es erscheint ihr daher entscheidend, daß die Mädchen in ihrer Entwicklung ihrem eigenen Gesetz folgen. Dem vom Manne abhängigen, gefallsüchtigen Mädchen stellt sie die ihm geistig ebenbürtige Frau gegenüber.

Auf dem Fundament, das Helene Lange und der Allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein gelegt haben, ist weiter gebaut worden. Die Frage der Gleichberechtigung ist lange gelöst. Den jungen Mädchen von heute erscheint es selbstverständlich, daß Frauen zu allen Berufen zugelassen sind und daß sich unzählige in leitenden Stellungen befinden. Und während Ende des vorigen Jahrhunderts die Wirksamkeit der Männer hinsichtlich der Mädchenbildung lediglich darin bestand, die Entwicklung zu hemmen, finden die Belange der Mädchenschule heute auch von dieser Seite volles Verständnis und Förderung.

Die veränderte Situation der Frau stellte die Mädchenbildung vor neue Aufgaben. Die gesetzliche Anerkennung der Gleichberechtigung der Frau auf allen Gebieten war ein historisches Ereignis, das in seiner soziologischen und kulturellen Auswirkung zunächst nur von wenigen erfaßt werden konnte. Die Lockerung der alten Ordnung, in der die Frau ausschließlich in der Familie ihren Platz hatte ohne Stimme in der Öffentlichkeit, und der Eintritt der Frauen in die Berufe vollzogen sich, ohne daß ihre Folgen gleich ganz erkannt werden konnten. Die Problematik, die sich aus dieser Wandlung ergibt, stellt immer erneut die Frage, ob die heutige Mädchenbildung, insonderheit die Vorbereitung auf das Abitur, auf dem richtigen Wege ist. Das Hauptproblem liegt in der Ausrichtung auf Berufstätigkeit und Ausübung des „Familienberufs“, hat doch heute die Mehrzahl der Frauen zwei ganz verschiedenen Aufgaben gerecht zu werden. „Die Mädchen werden zunächst für einen Beruf erzogen und treten in einen Beruf ein, in dessen Ausübung ihre ‚Bildung‘ der Allgemeinheit nutzbar wird. Dann kommt für viele mit der Verheiratung die Aufgabe des vorher ins Auge gefaßten Ziels oder eine Doppelbelastung. In jedem Falle muß die Erziehung der Mädchen darauf gerichtet sein, daß sie die Aufgaben in der Familie, die Schaffung der rechten Lebensbasis und des rechten seelischen und geistigen Lebensrahmens für die Kinder voll erfassen können“¹⁾. Darum erhebt sich immer wieder die Frage: Befähigt die heutige Erziehung die Frau zur Erfüllung ihrer Aufgaben? Das war das Hauptthema der Tagung der Arbeitsgemeinschaft für Mädchenbildung im Oktober 1957 in Bad Ems.

In einer Denkschrift der Direktorenkonferenz vom Oktober 1956 heißt es: „Die Wesensbestimmung der höheren Schule gilt in vollem Umfange auch für das Mädchengymnasium. Die Erziehung der künftigen Frau ist eingeschlossen in die Erziehung zum rechten Menschsein. Auch für die Arbeit des Mädchengymnasiums ist Maßstab und Ziel die Hochschulreife; auch hier bestimmt die Universalität der Bildungstoffe und -prinzipien ebenso wie die charakteristische Arbeitsweise der kritischen Interpretation den Unterricht, auch hier erfährt die Bildungs- und Erziehungsarbeit ihre Krönung in einem gesamt menschlichen Verantwortungsbewußtsein und Verantwortungswillen aus sittlich religiöser Bindung.“

Den Mädchen stehen heute die drei gymnasialen Schulformen offen: das altsprachliche, das neusprachliche — und das mathematisch-naturwissenschaftliche Gymnasium. Weitere Schultypen wie das musische, das sozialkundliche sowie das „Fraueñgymnasium“ befinden sich noch im Versuchsstadium.

Die meisten Mädchen wählen, wenn sie die Wahl haben, das neusprachliche Gymnasium. Für diese Wahl sind mehr traditionelle Gründe und solche der Berufswahl ausschlaggebend als die Begabungsrichtung. Es hat sich inzwischen herausgestellt, daß mathematische Begabung nicht auf das männliche Geschlecht beschränkt ist, ebenso wie es mathematisch Unbegabte unter den Jungen wie unter den Mädchen gibt.

¹⁾ Prof. Elisabeth Blochmann auf der Tagung der Arbeitsgemeinschaft für Mädchenbildung Okt. 57 in Ems.

Gleichheit des Bildungsziels und der Schulformen aber soll nicht bedeuten, daß die Art und Weise, in der Hochschulreife erlangt wird, für Mädchen und Jungen gleich sein sollte, wie schon Helene Lange betonte. Die psychische Andersartigkeit der Frau erfordert einen anderen Weg. Guardinis Wort, daß „die Not unserer Zeit darin bestehe, daß das Erlebnisbild des Menschen von seinem Erkenntnis- und Wirkungsfeld grundsätzlich überschritten wird“, ist in besonderem Maße bei der Mädchenbildung zu beachten und mehr noch als beim Jungen die Ausgewogenheit der geistigen, seelischen und leiblichen Kräfte anzustreben²⁾.

Auf dem Mädchengymnasium müßten bestimmte Fächergruppen, vor allem die musische, ein stärkeres Gewicht bekommen. Diese Forderung ist vom Ausschuß für Mädchenbildung im Philologenverein damit begründet, „daß die musischen Fächer eine einzigartige Möglichkeit entfalten, der zeitbedingten, immer weiter um sich greifenden Spezialisierung entgegenzuwirken. Sie bilden ein Gegengewicht gegen die fortschreitende Mechanisierung des Lebens, die durch Verkümmern eines wesentlichen Teils der menschlichen Natur zur Zerstörung der menschlichen Substanz führt. Diese Entwicklung wirkt sich besonders auf die heranwachsende weibliche Jugend aus“. Zu den musischen Fächern gehört neben Musik, Kunsterziehung und rhythmische Gymnastik auch jegliches Werken. Auch die Biologie muß auf Mädchenschulen eine größere Rolle spielen als bei den Jungen, da die Biologie „die ganze Fülle des Lebendigen umfaßt und weil die hygienischen, sozialen und ethischen Werte, die die Biologie vermittelt, der weiblichen Natur besonders nahe liegen“.

Aber Mädchenbildung und höhere Schulbildung sind nicht identisch. Eine zweite, nicht zweitrangige, Form der Mädchenbildung bilden die Frauenfachschulen. Sie sind Ausbildungsstätten, die den Zugang zu den nichtakademischen mittleren und gehobenen Berufen vermitteln. Sie entwickeln vor allem die Kräfte, die in besonderem Maße der Frau eigen sind: die sozialpädagogischen Fachschulen (Fachschulen für Kindergärtnerinnen und höhere Fachschulen für Jugendleiterinnen) und die wirtschaftlichen Fachschulen: höhere Fachschule für hauswirtschaftliche Betriebsführung, landwirtschaftliche Fachschulen, Fachschulen für Bekleidungsindustrie u. a. m. Diesen Fachschulen gemeinsam ist die Verbindung von Theorie und Praxis, und immer wieder zeigt sich, welche Bedeutung die praktische Arbeit auch für die geistige Entwicklung der Schülerinnen und für ihre Persönlichkeitsbildung hat.

Von dem oben zitierten Erziehungsideal Rousseaus sind wir heute weit entfernt. Durch Berufsausbildung und Berufsausübung wächst ein neuer Frauentypus heran, der befähigt ist, den Beitrag zur Erhaltung und Gestaltung unserer Kultur zu leisten, der dem Wesen der Frau entspricht und dem des Mannes ebenbürtig ist. Das heutige Erziehungsziel muß darin liegen, die Mädchen die Gefahren unserer Zeit mit ihrer Vermassung und Verflachung erkennen zu lassen und sie mit dem Willen zu erfüllen — ganz gleich, in welchem Wirkungs-

²⁾ Oberstudiendirektorin Exleben auf der Tagung des Nordrh.-Westf. Philologenvereins in Königswinter 1957 in ihrem Referat „Das Bildungsziel des Mädchengymnasiums“.

kreis — mitzuarbeiten an der oft genannten, bisher ungelösten Aufgabe: der ethischen Bewältigung des technischen Zeitalters.

Die Entwicklung des Mädchenschulwesens spiegelt sich in der Geschichte unseres Neustrelitzer Oberlyzeums: Als ich 1902 eingeschult wurde, hatte die „Höhere Töcherschule“ acht Klassen, einschließlich der Grundschule. Einige Jahre später wurde eine neunte aufgebaut und schließlich eine zehnte. 1911 wurde Mathematik als Lehrfach eingeführt. Eine Möglichkeit, Abitur zu machen, gab es damals für Mädchen in unserer kleinen Residenz nicht. Als mein Vater 1912 beim Mecklenburgisch-Strelitzer Ministerium anfragte, ob seine Tochter die Oberstufe des Gymnasiums besuchen dürfe, erhielt er eine höchst ungnädige Antwort. Später ergab sich die Möglichkeit, mit Hilfe von Privatunterricht sich auf das Abitur vorzubereiten. Da der Privatunterricht in Latein und Griechisch sowie Mathematik von Lehrern des Gymnasiums erteilt war, durften wir nicht am Carolinum Abitur machen, sondern wurden als sogenannte Extraneeer zur Reifeprüfung nach Neubrandenburg geschickt, was uns wenig freute, da der damalige Direktor als erklärter Gegner des Frauenstudiums galt. Aber wir waren durch Kösting Rjeck und Hannes Hinrichs so gut vorbereitet, daß die Prüfung keine Schwierigkeit machte.

Durch den Umsturz von 1918 kam auch bei uns die Mädchenbildung in Fluß. 1919 wurden einige Mädchen zur Oberstufe des Gymnasiums zugelassen. Zu Anfang der 20er Jahre erschienen die ersten weiblichen Lehrkräfte mit akademischer Bildung am Lyzeum, und den Mädchen wurde die Möglichkeit gegeben, nach Abschluß des Lyzeums in die Untersekunda des Realgymnasiums zu gehen. Zu diesem Zweck war am Lyzeum ein Lateinkursus eingerichtet. 1924 gab es bereits keine Schwierigkeiten mehr für mich, als Referendarin am Carolinum ausgebildet zu werden. Das Lyzeum hatte damals noch keine Oberstufe. Ich denke an diese Zeit mit großem Vergnügen zurück. Eine weibliche „Lehrkraft“ hatte den Reiz der Neuheit. Die Herren Primaner zeigten sich bei meinen Probelektionen als Kavaliere.

Einige Jahre später — 1931 — baute das Lyzeum eine eigene Oberstufe auf und machte sich damit vom Carolinum unabhängig. Aber das freundschaftliche Verhältnis zwischen Bruder- und Schwesteranstalt blieb bestehen.

Die Katastrophe von 1945 bereitete der Tradition beider Anstalten ein jähes Ende. Im Frühjahr 1946 hielten wir noch einmal Abitur am Oberlyzeum ab, und zwar in den Räumen der alten Realschule in der Tiergartenstraße. Dann wurden Carolinum und Oberlyzeum zusammengeschlossen zur Oberschule für Jungen und Mädchen, und damit entstand etwas Neues und Andersartiges, denn naturgemäß ist das Erziehungsziel im Arbeiter- und Bauernstaat ein anderes als in der Bundesrepublik.

So wie Gymnasium und Lyzeum heute in der Oberschule verschmolzen sind, so sind auch die ehemaligen Gymnasiasten und Lyzeistinnen, die durch verwandtschaftliche Bande ja von jeher verflochten waren, zu einer Gemeinschaft zusammengewachsen. Die erstrebte Gleichstellung ist auf jeder Ebene erreicht, und wir sind dankbar dafür, daß unsere Belange, die des alten Oberlyzeums und seiner ehemaligen Schülerinnen und Lehrer, in der Zeitschrift „Das Carolinum — Blätter für Kultur und Heimat“ gewahrt werden.

Noch einmal Goethe und Christiane

Von Ilse Siemers

Es ist und bleibt immer ein kühnes Unterfangen, über das Eheleben anderer Menschen ein Urteil fällen zu wollen, auch dann, wenn man glaubt, einen tieferen Einblick als gewöhnlich gewonnen zu haben. Das Leben Goethes mit Christiane ist nun freilich durch den umfassenden Briefwechsel und andere Schriften, die das Thema eingehend behandeln, für jedermann zugänglich und offenbart mehr, als vielleicht irgend eine Ehe anderer großer Männer. Wir haben außerdem durch die Zeit den genügenden Abstand bekommen, der notwendig für den Überblick ist, und trotzdem bleibt dies Verhältnis auch für das heutige Verständnis im tiefsten Grunde ein Rätsel!

Vielleicht besteht sogar zwischen der bis heute gebliebenen Rätselhaftigkeit und der völligen Verständnislosigkeit, mit der man damals diesem Bund begegnete, kein anderer Unterschied, als nur die größere Nachsicht in der Beurteilung, welche der Zeitabstand mit sich bringt. Doch wie es auch sei, eines darf nie vergessen werden: die feinsten und zartesten Fäden, die zwei Leben verknüpfen und zusammengesponnen haben, bleiben der Öffentlichkeit verborgen. Für uns erkennbar ist nur die unerschütterliche Haltbarkeit, mit der manche Ehen allen Stürmen und Anfechtungen zum Trotz bestehen bleiben. Es gibt — abgesehen von der Goetheschen — auch andere Ehen genug, die uns aus Unebenbürtigkeit oder anderen Gründen unverständlich erscheinen.

Das sagt jedoch nichts gegen ihren sittlichen und erzieherischen Wert.

Um den Gründen näher zu kommen, die Goethe zu einer Verbindung mit Christiane bewogen haben, müssen wir vor allem die Frage stellen: kann ein Dichter, Künstler und Forscher, wie Goethe es war, mit seiner umfassenden Vielseitigkeit und auch Unberechenbarkeit (alle Künstler sind mehr oder weniger unberechenbar) überhaupt seine Ergänzung in einem Wesen und in dem Umfang finden, wie vielleicht andere Menschen? Ein Künstler vereint naturgemäß viele Wesensarten in sich und diese Vielgestaltigkeit schützt ihn nicht vor ebenso viel Anziehungskräften, die von anderen Menschen ausgehend eine andere Seite seines Wesens berühren mögen und zwar stark genug, um eine etwaige vorausgegangene Begegnung für einen lebenslänglichen Bund in Frage zu stellen.

Es kam also für einen Menschen wie Goethe darauf an, im Wesentlichsten seine Ergänzung zu finden.

Jeder, der sich nicht eingehend mit diesem Problem befaßt hat, wird sofort entgegen: der wesentlichste Inhalt, Ziel seines Strebens, war Vergeistigung; warum also heiratete er nicht eine geistig hochstehendere Frau als Christiane Vulpius es war, etwa Lili Schönemann, von der er doch zu Eckermann gesagt hat:

„Ich bin meinem eigentlichen Glücke nie so nahe gewesen als in der Zeit jener Liebe zu Lili.“

Warum nicht Corona Schröter, die ihm durch ihre Qualitäten als Künstlerin und auch als Mensch sicherlich verwandt war? Und warum begegnete er Frauen



oben: Märchenerzähler

Engelhard-Kyffhäuser

umseitig: Der Blinde



wie Lotte Buff, Marianne Willemer und Frau von Stein, als sie schon gebunden waren? Fällt es nicht auf, daß er einer Heirat mit den Ersteren aus dem Wege ging, und daß sich bei den späteren Begegnungen und Freundschaften bis hinauf zu der letzten leidenschaftlich begehrten Ulrike von Levetzow allen Wünschen stets ein natürliches Hindernis in den Weg stellte?

Wir nennen das „Zufall“ und könnten ganz ruhig die „Fügung“ darin erkennen. Unser Schicksal ist klüger als wir und bewahrt uns oft vor Wunscherfüllungen, deren Verneinung wir freilich im Augenblick als „hart“ bezeichnen mögen. Im günstigsten Falle kommen wir vielleicht später einmal zur Einsicht und Erkenntnis des „warum so und nicht anders“, sehr oft aber auch nicht! Wer sich mit den Dichtungen und Äußerungen Goethes aus jener Zeit befaßt hat, weiß, daß ihm diese Einsicht nicht gefehlt hat. Es erfordert jedoch eine besondere Vertiefung in die Aufwärtsentwicklung des Menschen und des schaffenden Genies mit dem Ziel der Ichbefreiung, um der oben aufgeworfenen Frage eine sehr skeptische zweite entgegen zu halten, nämlich die, ob Goethe — vorausgesetzt eine der verheirateten Frauen wäre frei gewesen — nicht doch zuletzt vor einer Verbindung mit jenen zurückgescheut hätte?

Um dieser zweiten Frage näher zu kommen, müssen wir auf Christiane Vulpius eingehen und einmal feststellen, ob man recht daran tut, nur jene Frauen als die sogenannten „geistig hochstehenden“ zu bezeichnen, die ihrem Stand und ihrer Herkunft nach in damaliger Zeit den Vorteil hatten, eine gründlichere Schulbildung und Erziehung zu genießen als Christiane. Wohl stammte sie väterlicher- und mütterlicherseits seit zwei Generationen aus einer Juristenfamilie, war aber im Kreise ihrer vielen Geschwister verarmt und früh verwaist darauf angewiesen, sich ihren Unterhalt selbst zu verdienen. Vermutlich hatte sie nicht das Glück und auch nicht die Muße, sich schöngestiger Bildung hinzugeben und sie pflegen zu können wie etwa die Lengefeldts oder Humboldts. Ist der Begriff von „geistig hochstehend“ hier nicht zum mindesten zu eng begrenzt, wenn man bedenkt, daß Christiane mit mehr gesellschaftlicher Bildung und Erziehung wahrscheinlich keinen Anstoß in Weimarer Kreisen erregt haben würde? Bildung, die Schule und Elternhaus gibt, ist kein Verdienst, ausschlaggebend für den Menschen und seinen Charakter ist das Maß des in ihm liegenden Strebens über sich selbst hinaus im Anschluß an greifbare Möglichkeiten und die Art, wie er bemüht ist, sie zu pflegen, zu nutzen und festzuhalten.

Wenn eine Persönlichkeit wie die Goethes und das Leben an seiner Seite nicht schon genügend für die Qualitäten Christianes spricht, so zeigt uns der umfangreiche Briefwechsel zwischen ihnen, in welcher selbstlos bescheidener Weise sie „festzuhalten“ wußte, was ihrer Entwicklung gemäß war. Es wird kaum einen Menschen geben, auf den man die Worte Schillers besser anwenden kann: „Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an.“

Aber das genügt nicht, um die Frage zu klären, inwiefern sie die wesentlichste Ergänzung für Goethe war.

Wir wissen, daß eine ganze Reihe von Dichtern, Denkern, Forschern und Staatsmännern ihre geistige Anregung überwiegend in der Arbeit, in den Wissen-

schaften und in der Betrachtung suchen und gefunden haben. Der Mensch, bzw. die Frau und Familie, stehen für sie an zweiter Stelle. Anders bei der Frau! Sie war und ist auch heute noch durchschnittlich nicht genügend geistig geschult und durchgebildet, um in diesem Sinne selbständig ihre eigenen Wege zu gehen. Sie sucht ihre Anregung bei Menschen, vielfach bei dem eigenen Mann, was dem Geistesarbeiter oft unbequem ist. Wenn sich hierin auch seit geraumer Zeit eine Änderung angebahnt hat, so muß in diesem Zusammenhang doch die Entwicklungsstufe der Frau von damals berücksichtigt werden. Blieb ihr Dasein von seiten des Mannes ohne die erwartete Anregung, so führte das leicht zu Spannungen zwischen beiden Polen und im weiteren Verlauf mehr zur Entfremdung als zur Annäherung.

Was kann nun eine solche Frau einem ununterbrochen geistig und seelisch angespannten Manne sein? Sie stellt ebenfalls Ansprüche — ihrer Kultur nach berechtigt, aber falsch geleitet, weil Intellekt und Gefühlswelt sich noch nicht das Gleichgewicht halten. Sie ist gewissermaßen elektrisch geladen und folglich nicht frei und genügend aufnahmefähig für den Andern.

Und Christiane?

Sie stellte keinerlei Anforderungen an die Persönlichkeit Goethes, beanspruchte nichts von ihm, was mit der Natur des schöpferischen und schaffenden Menschen unvereinbar gewesen wäre. Sie war und blieb die Bescheidene, in keiner Weise Verwöhnte, die noch wie ein Kind glücklich zu machen und zu erfreuen war. Und mit dieser natürlichen Anspruchslosigkeit geht eine größere Unbefangenheit Hand in Hand, die stete Bereitschaft des unverbildeten und darum unbeschwertem Menschen, Neues aufzunehmen. Das bedeutete für den geistig und seelisch Überlasteten ein Ausruhen. Christiane war für Goethe die belebende unversieglige Quelle der Natur, an der er seine überbeanspruchte Nervenkraft erfrischte, und sie war Gefäß für die Überfülle seines schöpferischen Seins, eins, das sich von Künstlerhänden noch bilden und formen ließ, weil es noch biege- und schmiegsamer Natur war.

Um zu begreifen, was das für Goethe bedeutete, müssen wir einen Zug seines Wesens berühren, der sich durch sein ganzes Leben und seine Werke zieht. Er ist weder in dem Wort „Beschütznatur“, noch in dem „Liebe zum Kinde“ ganz enthalten, obwohl sich die erstere schon früh ankündigt. In „Dichtung und Wahrheit“ erzählt er, wie er als junger Student einen harfenspielenden Knaben nach Frankfurt zur Messe einlädt und verspricht, für ihn sorgen zu wollen, weil er ihm gut gefällt. „In diesem Ereignis“, so schreibt Goethe, „trat wieder einmal diejenige Eigenart hervor, die mich in meinem Leben so viel gekostet hat, daß ich nämlich gern sehe, wenn jüngere Wesen sich um mich versammeln und an mich anknüpfen, wodurch ich dann freilich zuletzt mit ihrem Schicksal belastet werde“. In diesem Fall blieb die Sorge der Mutter überlassen, die es für ratsamer hielt, den „musikalischen Meßläufer“ in der Nachbarschaft unterzubringen. Im späteren Leben setzte sich Goethe jedoch mit ganzer Seele für seine Schützlinge ein wie z. B. die Fürsorge und Anteilnahme an der Erziehung von Fritz von Stein zeigt. In vielen seiner hauptsächlichsten Dichtungen taucht diese Hingabe an das aus Schöpferliebe Ersonnene und Be-

gehrte immer wieder auf, am unverkennbarsten in „Mignon“ („Wilhelm Meister“), in den „Wahlverwandtschaften“ in den Elegien „Euphrosyne“ und „Amyntas“ und in überwältigender Form steigert es sich noch einmal in der „natürlichen Tochter“ und der „Marienbader Elegie“, in der das letzte väterlich-töchterliche Liebeserlebnis mit Ulrike von Levetzow seinen Niederschlag gefunden hat. Überall spürt man den „Bildner“, der aus reinstem unbehauenen Material das weibliche Wesen erstehen sehen möchte, in dem er sich selber findet. Es war der Ausdruck einer verborgenen und doch deutlichen Sehnsucht, die führend ist, aber ihre volle Verwirklichung auf Erden nicht findet. Doch führte sie dem, der innerlich mit Reichtümern gesegnet aus Italien heimkehrte, ein Menschenkind just in dem Augenblick zu, als die Herzen der Weimaraner sich dem fremd und einsam gewordenen Dichter verschlossen hielten. Und diese von allen Begegnungen vielleicht für Goethe aufgeschlossenste Blume wurde die Hüterin seines Dichtens und seiner Schaffenskräfte, indem sie ihm das Aufdringliche allzu großer Wirklichkeitsnähe fernzuhalten suchte und sich seinem Rhythmus ausschließlich ein- und unterordnete. Sollte er, der instinkt-sichere Menschen- und Frauenkenner nicht selbst gefühlt haben, welche Art von Gegengewicht ihm nötig war, um Herr seines Lebens zu werden?

Das Schicksal hatte es gefügt, und Goethe hat es als das seine erkannt und ihm stolz-demütig zugestimmt. Nie hätte er sonst beim Tode Christianens in die Worte ausbrechen können:

„Du versuchst, o Sonne, vergebens
 Durch die düstern Wolken zu scheinen!
 Der ganze Gewinn meines Lebens
 Ist, ihren Verlust zu beweinen.“

HERBST

*Zitternde Zweige hängt
 Über den See der Baum.
 Im sanfteren Fallwind
 Löst die gelben Blätter
 Der Herbst.
 Sie sinken, strahlen im letzten
 Lächeln der matteren Sonnen
 Auf ruhender Flut. —
 Woher nimmst du, einsames Herz,
 Hoffen und wohin die Zuflucht,
 Wenn eine Sichel der Mond
 Schwebt im dürren Geäst,
 Schläft im spiegelglatten, starren Eise
 Der See —*

Fritz Hagemann

Ein Caroliner als Ingenieur und Manager 5 Jahre in Indien

Von Borwin Wendlandt

Nach der Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft versuchte ich wie so viele andere, die ebenfalls engere Heimat, Beruf, Verwandte und Freunde verloren hatten, von neuem mein Leben aufzubauen. Im kleiner gewordenen Deutschland war dieser Start für alle, die nicht mehr über materielle Güter verfügten, besonders schwer. Es gelang mir, in der deutschen Bauindustrie Fuß zu fassen. Mein Streben und meine Gedanken gingen jedoch nach Übersee. Da ich alle Examina, die es im Bauingenieurfach gibt, abgelegt hatte, über gute praktische Erfahrungen verfügte und außerdem Volkswirtschaft studiert hatte, wurde ich von der deutschen Bauindustrie neben anderen Aufgaben zur Ausarbeitung des Projektes in Sarobi (Afghanistan), einem großen Wasserkraftwerk mit Staumauer, Druckstollen, Nebenanlagen usw. herangezogen. Nach Fertigstellung des Entwurfes, der dann zur Auftragserteilung an eine Gruppe deutscher Firmen führte, wurde ich Mitarbeiter im Entwurfsbüro für den Neubau des Hafens Kandla in Indien. Unser Entwurf siegte im internationalen Wettbewerb über ausländische Firmen von Weltrang. Deutsche Firmen erhielten von der indischen Regierung den Auftrag, die Baupläne (etwa 1500 Einzelpläne) in allen Einzelheiten fertig zu stellen und mit dem Neubau des Hafens in Indien zu beginnen. Der Auftrag für die deutschen Firmen, der sich zunächst in der Größenordnung von etwa 90 Millionen DM belief, wurde später um etwa 30 Millionen DM erhöht.



Eintreffen der Familie von B. Wendlandt im Hafen von Bombay

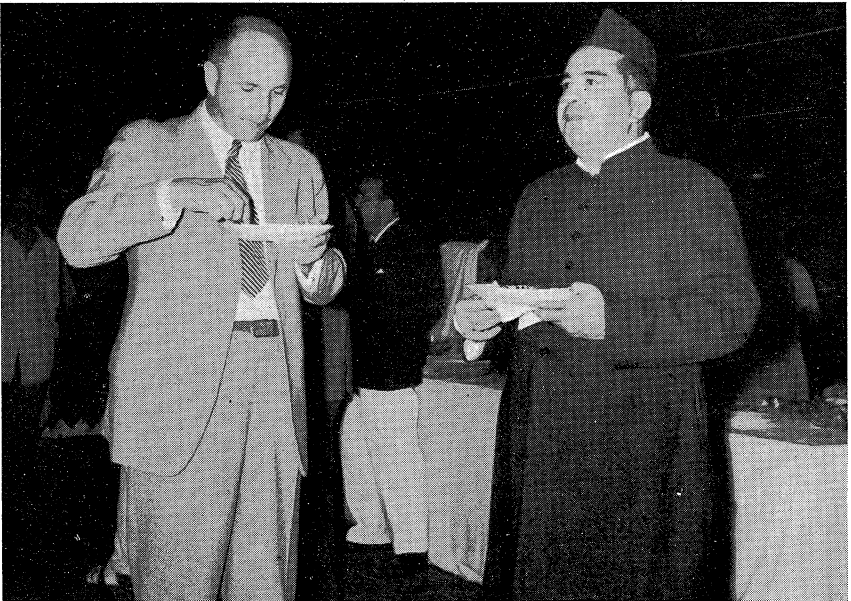
Von der deutschen Bauindustrie wurde ich beauftragt, als General-Manager dieses große Projekt in Indien technisch, kaufmännisch und personell zu leiten. So ging ich zunächst mit drei deutschen Mitarbeitern nach Indien, um Vorbereitungen zu treffen, Verhandlungen zu führen, Bestellungen zu tätigen, Personal anzuwerben, kurz, um alles Notwendige einzuleiten und zu veranlassen.

Der Bau des Hafens Kandla in Indien, der heute der viertgrößte dieses Landes ist, war durch die Teilung zwischen Indien und Pakistan im Jahre 1947 notwendig geworden. Karachi, heute die Hauptstadt von Pakistan, war vor 1947 der Hafen für das Gebiet Nord-West-Indien und ist heute durch den „Eisernen Vorhang“ zwischen Indien und Pakistan von seinem ehemaligen Einzugsgebiet völlig abgeschnitten. Deshalb plante die indische Regierung bald nach der Teilung südlich des Indus-Deltas an der Grenze von Pakistan einen neuen modernen Hafen zu bauen. Dieser Hafen sollte den Namen Kandla führen und nach modernsten Gesichtspunkten angelegt und gebaut werden. Die indische Regierung sah die Erstellung dieses Hafens als so vordringlich an, daß als Bauzeit nur 3^{1/2} Jahre zugebilligt wurden. Es mußte deshalb dieser Bau im wahrsten Sinne des Wortes aus dem Boden gestampft werden. Das Gebiet um diesen neuen Hafen war fast unbesiedelt und fernab von jeglicher Verbindung. Wir hatten deshalb ungeheure technische, organisatorische und personelle Schwierigkeiten zu überwinden. Indien ist erst im Beginn, eine eigene, größere Industrie aufzubauen, deshalb mußten Material, Maschinen, Geräte usw. aus Übersee herangeschafft werden. Für Unterkunft des Personals, für Wasserversorgung, für elektrische Energie usw. hatten wir selber zu sorgen. Auch Zubringerstraßen, Eisenbahnen waren zunächst von uns zu bauen, bevor mit dem eigentlichen Neubau des Hafens begonnen werden konnte. Während der Bauzeit beschäftigten wir bis zu 7000 indische Angestellte und Arbeiter, die in drei Schichten arbeiteten. An deutschem Personal waren nur 26 Ingenieure, Meister und Gesellen auf der Baustelle. Trotzdem lag die gesamte technische, organisatorische und kaufmännische Führung allein in deutschen Händen. Wir trugen dort die Verantwortung für termingerechte wirtschaftliche und technisch einwandfreie Ausführung gegenüber unseren Stammhäusern und der indischen Regierung.

Es könnte nun eingewendet werden, wenn in Indien nicht genügend Fachkräfte vorhanden sind, hätten mehr deutsche Spezialisten eingesetzt werden müssen. Dieser Einwand hat eine gewisse Berechtigung, da den indischen Arbeitern und Technikern moderne Maschinen zum Teil unbekannt sind, und Wartung und Pflege oft vernachlässigt werden. Ich stellte aber, in dem Bestreben möglichst wenige deutsche Kräfte in Indien einzusetzen, nachstehende Überlegungen an. Einmal sind deutsche Spezialisten im Ausland sehr teuer, durch An- und Abreise, Versicherungen, hohes Auslandsgehalt, Unterbringung, Heimurlaub, Familien-An- und Abfahrt usw. Zum anderen verfügt Deutschland über wenig gute technische Kräfte, die bereit sind, sich von der Familie für lange Zeit zu trennen, um Gefahren, Entsagungen und oft gesundheitliche Schäden in Übersee auf sich zu nehmen, und die in der Lage sind, technische, organisatorische Probleme usw. bei anderen klimatischen, sozialen, und sprachlichen Verhältnissen usw. zu meistern. Zum dritten ist Indien überbevölkert (370 Millionen) und hat deshalb viele Arbeitslose. Die indische Regierung ist daher bestrebt, in erster Linie ihren eigenen Landsleuten die Chance eines Arbeitsplatzes zu geben.

Es ist uns gelungen, hervorragende deutsche Kräfte für den Einsatz auf der Baustelle in Kandla zu interessieren. Jeder hatte sein großes Arbeitsgebiet und sie alle waren von der Aufgabe so begeistert, daß sie nicht einmal auf Sonn- und Feiertage Rücksicht nahmen. Nach neunmonatiger Probezeit stand es dem

deutschen Personal frei, die engere Familie auf Kosten der Firma nach Indien kommen zu lassen. Da sehr viele hiervor Gebrauch machten, entstand in unserem Wohngebiet in der Nähe der Baustelle bald *eine beachtliche deutsche Kolonie*. Wir alle achteten sehr darauf, daß in unseren eigenen Reihen keine sozialen Unterschiede sich bemerkbar machten. In der Zuteilung der Wohnung, der Wohnungseinrichtung, auf den gesellschaftlichen Zusammenkünften (parties) durfte es keinen Unterschied zwischen Akademiker und einem Gesellen geben. Entscheidend für uns war nur der Charakter und die Leistung. So nahmen an einer Hochzeit eines deutschen Maschinengesellen mit seiner nach Indien nachgekommenen deutschen Braut zwei indische Prinzen, eine indische Prinzessin, und hohe indische Offiziere mit ihren Damen als unsere Gäste teil. Unsere deutschen Kinder spielten gemeinsam mit den Kindern anderer Nationen und besuchten gemeinsam die Schule. Drei deutsche Kinder wurden während der Bauzeit in Indien geboren. Die Unterrichtssprache für die deutschen Kinder war in Ermangelung eines deutschen Lehrers natürlich Englisch. Für die Erholung nach harter Arbeit wurde von uns ein Club mit herrlichem Garten, Schwimmbecken, Gesellschaftsspielen, Gastzimmern usw. gegründet. Meine Frau übernahm die Leitung des Clubs, die Betreuung der deutschen Frauen und unserer Gäste. Der Club erfreute sich bald einer so großen Beliebtheit, daß wir viele Gäste aus allen Nationen bei uns sahen, die sich für die Entwicklung der Baustelle, unsere gesellschaftlichen Veranstaltungen, unsere Jagden usw. interessierten. Besonders gute Beziehungen konnten wir zu den Angehörigen der britischen Nation unterhalten, deren Familien oft in der dritten und vierten Generation in Indien ansässig waren, und so über ausgezeichnete Kenntnisse und Beziehungen in Indien ver-



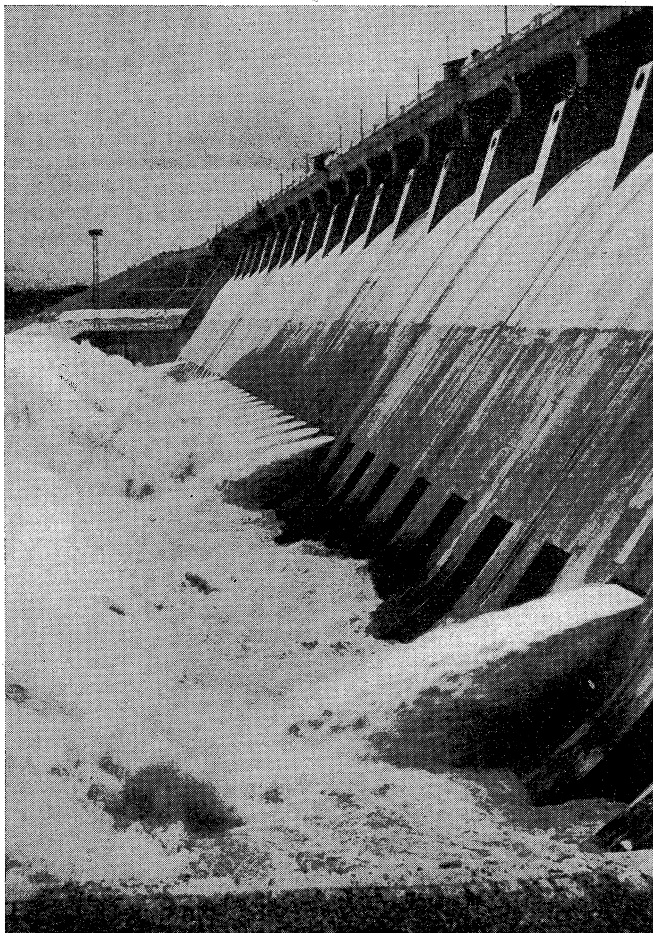
B. Wendlandt mit einem der reichsten indischen Kaufleute (Niederlassungen in 53 Ländern), bei dem er zu Gast ist

fügten. Hatte man ihr Vertrauen und ihre Freundschaft gewonnen, so standen sie mit Rat und Tat jederzeit hilfreich zur Seite. Es war ein erlösendes Gefühl nach den Jahren der Schmähungen nach dem Kriege, dort draußen wieder als voll angesehener Europäer aufgenommen und geachtet zu werden. Voraussetzung dafür ist es, nie gegen die Regel der society zu verstoßen. Ich selber verdanke besonders zwei Engländern viel, einem Kapitän zur See, der im Kriege gegen uns gefahren war und einem Oberstleutnant der ehemaligen Kolonialtruppen, der sich in Indien selbständig gemacht hatte. Beide waren alte Hauden, grundanständige Menschen, mit warmem Herzen und Gemüt. (Auch unsere Frauen und Kinder verkehrten miteinander.) Bei den schwierigen Verhandlungen, die ich mit den indischen Behörden, den Gewerkschaften, der Industrie, den Banken, dem Zoll, den Gerichten usw. in Indien zu führen hatte, waren mir ihre Ratschläge, auf die ich mich restlos verlassen konnte, immer eine ausgezeichnete Hilfe. Oft bekam ich von ihnen rechtzeitig Aufklärung, durch die es möglich war, so manches zu glätten oder ganz beizulegen.

Als wir im Jahre 1956 den Neubau des Hafens von Kandla praktisch vollendet hatten, stellte ich mich mit einem großen Teil der alten deutschen Stammmannschaft für den *Neubau der großen Talsperre in Koyna* etwa 250 engl. Meilen südlich von Bombay zur Verfügung. Dieser Auftrag, der abermals von der indischen Regierung an deutsche Firmen vergeben worden war, belief sich auf rd. 130 Millionen DM. In Indien werden heute die meisten Talsperren in der Welt gebaut oder sind in der Planung begriffen. *Nur während der Monsunzeit von Juni bis Mitte September regnet es in Indien.* Dann aber in unvorstellbaren Mengen. In Deutschland haben wir eine durchschnittliche Niederschlagsmenge von etwa 60 bis 90 cm im Jahr. Dagegen gibt es in Indien Gebiete, in denen allein in den drei Monsunmonaten 7 bis 11 m Niederschlagsmengen vom Himmel herabstürzen. Diese Wassermengen führen oft zu gewaltigen Überschwemmungen und Zerstörungen, wenn sie nicht geleitet, aufgefangen und gesammelt werden. — Bei richtiger Bewässerung ist das Land sehr fruchtbar; ohne Wasser verdurstet es in kurzer Zeit bei der sengenden Sonne am immer blauen Himmel. So ist die richtige Bewirtschaftung des Wassers heute die wichtigste Lebensaufgabe für die 380 Millionen Inder. Wasser spendet Leben und Reichtum; Dürre, Armut und Tod. Die Bevölkerung Indiens nimmt jährlich etwa um fünf Millionen Menschen zu. Alle wollen leben. Deshalb sehnen Mensch, Tier und Pflanzen den Regen während der Monsunzeit herbei. In althergebrachten religiösen Riten und Gebräuchen wird das kostbare Naß von den Göttern erfleht. Beim Fallen der ersten Regentropfen umarmen sich die Menschen und laufen wie Kinder, — auf Kleidung nicht achtend — im Regen umher. Bei starken Regengüssen werden ganze Gebiete vorübergehend bis zu einem halben Meter unter Wasser gesetzt.

Außerhalb der Monsunzeit scheint die Sonne erbarmungslos 9 Monate vom Himmel herab. Wir hatten in Indien um Mitternacht oft noch Temperaturen bis zu 45 Grad Celsius in unseren Schlafräumen und ich erinnere mich noch, daß sich das Neue Jahr in einer Sylvesternacht mit 31 Grad Celsius auf der Terrasse einführte. Bei diesen hohen Temperaturen schwitzt der Europäer täglich etwa drei bis vier Liter Wasser aus und muß seinem Körper dieselbe Menge Flüssigkeit laufend zuführen. Wir achteten darauf, dem Trinkwasser immer den nötigen Salzgehalt beizumengen, um im Körper das Gleichgewicht zu erhalten. Auch die *Nahrung* muß diesen Temperaturen angepaßt werden. Unsere Frauen lernten bald auch die richtige Nahrung zu bereiten. In den großen Städten Indiens mit dem Import aus Übersee, den Kühlanlagen, den großen Lagerräumen usw. ist

das richtige Zubereiten der Nahrung für den Europäer bedeutend einfacher als in den weniger entwickelten Gebieten im Innern des Landes. Die Inder sind im allgemeinen Vegetarier, genießen kaum Fleisch, niemals aber das der „heiligen“ Kühe. Um in dem heißen Klima die Nahrungsmittel besser erhalten zu können, werden sie stark gewürzt. Als Europäer muß man sich umstellen, wenn man nicht nur von Konserven, die etwa fünfmal so teuer sind wie in Europa, leben will. Es ist aber durchaus möglich — in den einzelnen Gegenden natürlich unterschiedlich — bei gutem Willen von Jagd, Fischfang und den Früchten der Felder zu leben. Im allgemeinen kocht die Europäerin nicht selber. Dafür steht ihr ausreichendes indisches Personal zur Verfügung. Die Küche wird von ihr kaum betreten. Aus diesem Grunde wird bei der Wahl des Koches darauf geachtet, daß er möglichst längere Jahre bereits in europäischen Familien Dienst getan hat.



Staudamm Hirakul

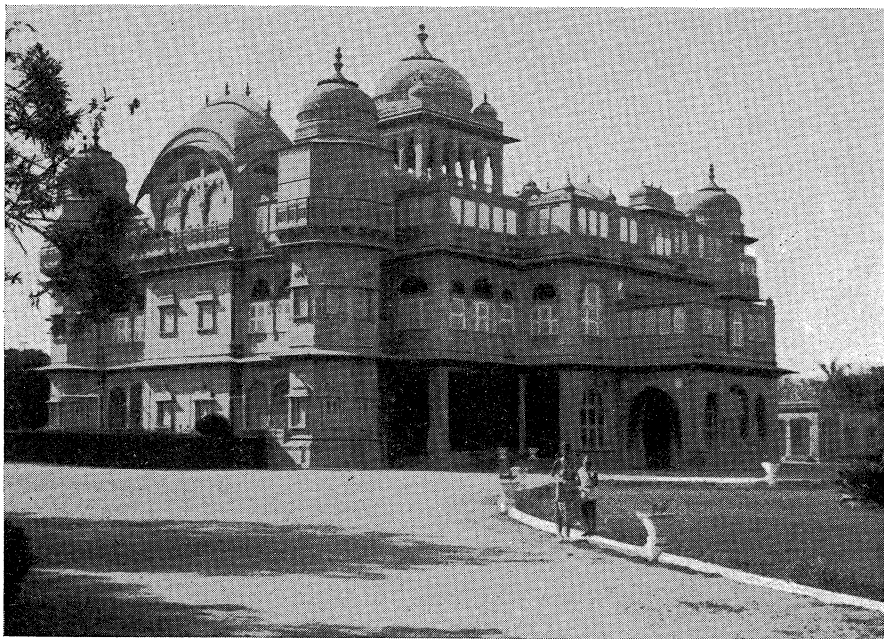
Die Hauptstütze der Hausfrau im Haushalt ist der Bearer (Hauptdiener), der eine Vertrauensstelle genießt, die anderen Bediensteten anleitet, den Einkauf überwacht und überhaupt alles veranlaßt, was für die Führung eines Haushaltes notwendig ist. Je nach den Bedürfnissen besteht so ein „Hofstaat“ einer mittleren europäischen Familie aus drei bis sechs Bediensteten. Zu diesen kommen noch deren große Familien, die alle mitessen wollen. Wenn die Europäerin auch selber nicht bei den hohen Temperaturen körperlich so hart zu arbeiten braucht, so hat sie doch bei der Unzuverlässigkeit des Inders auf alles zu achten, alles zu organisieren und daraufhin nachzusehen, ob ihre Weisungen auch ausgeführt worden sind. Es gibt viel untreue Hausbedienstete. Andererseits sind grundehrliche Menschen dazwischen, die für ihre Mensahib und den Sahib durchs Feuer gehen. Persönliche richtige Behandlung tut viel. Während unseres Aufenthaltes in Indien hatten meine Frau und ich nur zwei Bearer. Der erste ging wegen Altersschwäche, und der zweite, der gleichzeitig der Fahrer meiner Frau war, stand am Kai, weinte, winkte und sah sich die Augen aus, als das Schiff uns für immer nach Europa zurückbrachte.

So persönlich das Verhältnis oft zwischen Europäern und indischen Hausangestellten sein kann, so kühl und voller Mißtrauen ist es oft mit den Angestellten und Arbeitern in der Firma, mit Geschäftsleuten, Staatsbeamten usw. Jeder Inder ist in erster Linie Kaufmann, d. h. Geschäftsmann, und will möglichst schnell zu Reichtum kommen. Treue zum Beruf, zur Firma, zum Vorgesetzten sind mehr oder weniger unbekannt. Der zeitweilige Job, der oft nur aus Verdienstgründen gewechselt wird, ist dem Inder alles. Die Stellung muß ihm das Nebengeschäft bringen. So nutzt er die ihm übertragene Macht für persönliche Zwecke aus, um schnell selber zu Geld zu kommen. U. a. wurde mir eines Tages bekannt, daß die morgens angelieferten Güter abends an die Einkaufsstelle wieder zurückgingen, um in den nächsten Tagen mit neuer Rechnung abermals angeliefert zu werden. Betrug, Bestechung usw. sind überall vorhanden. Es wird viel Zeit damit verbracht, die beste Möglichkeit zu finden, den anderen übers Ohr zu hauen. —

In der Hindu-Religion steht der Reiche den Göttern näher als der Arme. Nach dieser Religion muß jede Seele Millionen von Leben durchschreiten. Nach dem körperlichen Tode wandert die Seele sofort in einen anderen neugeborenen Körper. Je nach dem Verhalten auf Erden wird sie im Tier, z. B. in einer Kröte, Schlange oder im Menschen einer armen oder reichen Kaste wieder geboren. Die derzeitige Daseinsform wird aus dem Ergebnis der vorher zurückgelegten Leben hergeleitet. Arm, ein Krüppel, oder krank zu sein, ist Selbstverschulden. Dagegen haben die Götter in Anerkennung für frühere gute Leben den Menschen mit Gesundheit, scharfem Geist, körperlichen Vorteilen, Reichtum, hoher Kaste usw. belohnt. Nur aus dieser Vorstellung heraus ist die indische Seele, das Leben in Indien, sind alte Gebräuche zu verstehen.

Jeder Hindu soll drei Etappen in seinem Leben durchschreiten. Zunächst die Kindheit mit Erziehung, beruflicher Ausbildung, dann die Mannesjahre mit beruflichem Erfolg, Gründung einer Familie und zuletzt die Jahre der Besinnung. Schon früh zieht sich der Hindu vom Beruf, von Familie, vom irdischen Wohlstand und Glück zurück und flieht in die stille Abgeschlossenheit einer menschenleeren Gegend, um dort durch Buße, Selbstkasteiung, Selbstbesinnung, Meditieren sich auf ein neues Leben vorzubereiten. Natürlich wird dies heute, im moderneren Leben, oft nicht mehr so streng eingehalten. Die Grenzen beginnen sich zu verwischen. Während früher ein wohlhabender Hindu noch im

kräftigen Mannesalter sich in Höhlen des Himalajas in das Einsiedlerleben zurückzog, schließt sich heute der modernere Hindu im Alter von etwa 40 Jahren vom Beruf aus und führt in aller Stille sein beschauliches Dasein. Aus diesem Grunde gibt es in Indien bereits junge Menschen in hohen verantwortlichen Stellungen. — Im allgemeinen spielt die Hindufrä u bei gesellschaftlichen Ereignissen keine Rolle, insbesondere dann nicht, wenn Männer anwesend sind, vor allem Europäer. So kann es vorkommen, daß ein Europäer in einer Familie viel verkehrt, ohne die Frau des Hauses kennen gelernt zu haben. Dies ist nur durch die untergeordnete Stellung der Frau zu erklären. Kinderehen sind heute noch durchaus Sitte. Wenn auch nach Gesetz diese Ehe vor einem bestimmten Alter nicht vollzogen werden darf, so werden doch die Kinder bereits von ihren Eltern verheiratet, bevor sie sich kennen und werden erst nach Eintreten der Geschlechtsreife zusammengeführt. Noch heute sind die indischen Zeitungen voller Annoncen von Kinderwitwen, deren unbekannter Mann im Kindesalter verstorben ist. — Die Witwenverbrennung ist zwar durch Gesetz verboten, wird aber noch viel auf dem Lande ausgeübt, ohne daß die Polizei einschreiten kann. Wenn man mir die Kinderehe damit zu erklären suchte, daß sie ein Schutz der Frau sein sollte vor den (früher eingefallenen) Mohammedanern, um also die Hindufrä u vor dem Harem zu bewahren, so war es doch schlecht möglich, mir die wahren Hintergründe für die Witwenverbrennung zu verdeutlichen. Diese Witwenverbrennung wurde bis vor noch nicht langer Zeit in Indien überall durchgeführt. Es gab vornehme Männer, wie die Maharadschas, bei deren Ver-



Der Palast des Maharadschas von Kutch, wo der Verfasser und seine Mitarbeiter oft zu Gast waren

brennung 300 bis 500 Menschen, darunter deren Frauen, Diener, Getreue usw., lebendig mitverbrannt wurden. Eine der vielen Erklärungen für die Witwenverbrennung, die ich hörte, ist die folgende: Eine Frau, die ihrem verstorbenen Gatten unmittelbar nach dessen Tode folgt, kann durch diese Tat die Seele ihres Gatten zu einem höheren Leben führen. Sie selber wird damit belohnt, daß sie im folgenden Leben abermals die Gattin ihres verstorbenen Mannes wird. Man findet heute noch in vielen indischen Familien Mißachtung gegenüber einer lebenden Witwe. Sie wird von den Söhnen zur geringsten Dienstmagd degradiert, hat kein Ansehen und lebt dürrtig dahin.

So stark die Anerkennung des Mannes in der Hindufamilie ist, so gering wird die Frau eingeschätzt. Aus diesem Grunde ist eine Ehe zwischen einem Hindu und einer Eropäerin kaum denkbar; wird sie doch vollzogen, so ist nach wenigen Wochen gemeinsamen Zusammenlebens mit der Familie des Mannes



Alte indische Ölmühle

die Trennung das einzig Mögliche. — Es gibt viele Kasten, bei denen der älteste Mann der Sippe alle Einkünfte der Angehörigen kontrolliert und nach eigenem Gutdünken verteilt. So ist es z. B. durchaus möglich, daß ein kleiner Angestellter, der der Älteste in seiner Familie ist, die Einnahme seines jüngeren Bruders, sei er Minister oder hervorragender Geschäftsmann, auf sein Konto einnimmt und nach eigenem Ermessen aus der Gesamtsumme der Einnahmen aller Familienmitglieder die Verteilung vornimmt.

Erinnerungen an Ludwig Duncker

Von Hans Erich Stier

Im Frühling 1918 verlegten meine Eltern ihren Wohnsitz von dem waldumkränzten Doberan unweit des Ostseestrandes nach Neustrelitz. Ich mußte das mir liebgewordene Gymnasium Friderico-Francisceum verlassen, dessen Schüler ich von Quarta bis Untersekunda gewesen war. Der Abschied wurde dadurch erleichtert, daß die im März unter Hindenburg und Ludendorff in Nordfrankreich mit bedeutenden Erfolgen begonnene große Offensive nach dem bitteren Hungerwinter 1917/18 den unbeirrt erwarteten deutschen Endsieg im ersten Weltkriege in greifbare Nähe zu rücken schien. Rußland war aus der Reihe der Gegner ausgeschieden, der Zar gestürzt, das Reich im Chaos der bolschewistischen Revolution versunken. Hoffnungsfroh gestimmt begrüßten wir Neustrelitz als neue Heimat. Deutlich entsinne ich mich des Eindrucks, den die gepflegte Fürstenresidenz im Schmucke der Frühlingspracht auf uns machte. Die frisch errungene rote Obersekundanermütze von Doberan vertauschte ich mit der viel schöneren weiß-blauen des Gymnasium Carolinum, das damals noch in dem grauen Gebäude in der Glambeckerstraße seinen Sitz hatte. Gymnasialdirektor war der alte, väterlich gütig wirkende „Fliesser“ Becker. Es brauchte nicht lange, um auf dieser Anstalt heimisch zu werden, und mit größter Dankbarkeit gedenke ich der Schicksalsfügung, die mir einen Abschluß meiner Schulzeit bescherte, wie ich ihn mir schöner und fruchtbarer nicht vorstellen kann.

Mit dem Herbst jenes Jahres stiegen am Horizont der weltpolitischen Entwicklung düstere Wolken auf. Die Hoffnungen des Frühlings hatten sich nicht erfüllt; der Kriegseintritt der Vereinigten Staaten von Amerika verschob das Übergewicht mehr und mehr auf die Seite der Gegner Deutschlands. Und Anfang November vollzog sich ein Zusammenbruch, der sich umso lähmender auf die Seelen legte, als wohl niemand ihn in dieser Form für möglich gehalten hatte. Auf den schweren Schock der Waffenstillstandsbedingungen folgte dann der Versailler Vertrag. Hunger und Krankheit griffen weiter um sich. Trotzdem kam das Leben nicht zum Stillstand. Mochte der Schmerz um Verlorenes noch so tief greifen, es mußte an einen Neubau gedacht werden — der freilich dadurch sich von den Ereignissen von 1945 unterschied, daß das deutsche Land von Kriegszerstörungen unberührt geblieben war. Auch das Carolinum konnte sich dem Wandel der Dinge nicht entziehen. Als mit dem Winter 1918/19 die Amtszeit Beckers ablief, berief Oberschulrat Bahlcke, der uns als Vertreter einer bewußt modernen, auf einen neuen Zeitgeist eingestellten Richtung erschien, als Nachfolger — um mit den Worten unseres unvergeßlichen Studienrats Ad. Jahn zu reden — einen „energischen jungen Mann“, den aus Göttingen stammenden Studienrat Dr. Ludwig D u n c k e r.

Das neue Schulhaupt war nicht nur als trefflicher Altphilologe und Germanist bekannt, sondern gleichzeitig bestens vertraut mit der modernen pädagogischen Ideenwelt und den um sie nicht minder leidenschaftlich als um die innerpolitische Neugestaltung des Deutschen Reiches geführten Auseinandersetzungen. Mir liegt noch der Vortrag vor, den Duncker am 8. April 1919 in der Aula des Kaiser-

Wilhelm-Gymnasiums zu Hannover bei der Begründung der dortigen Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums über ein so zentrales Problem wie die Frage „Einheitsschule und höhere Bildung“ gehalten hat. Es ist erstaunlich, wie aktuell der Inhalt dieses Vortrages heute noch erscheint. Vielleicht werden Duktors geistige Eigenart und zugleich die Hoffnungen, die man bei seiner Berufung nach Neustrelitz hegte, am klarsten sichtbar, wenn wir aus seinen Ausführungen einiges hier zitieren. Klug ist die angesichts einer starken Gegnerschaft gegen alles, was Gymnasium hieß, und einer vor politischen Druckmitteln nicht zurückschreckenden Propaganda hier geprägte Formulierung, daß es sich bei der Einheitsschule „zwar um überaus wichtige, aber zugleich auch überaus schwierige Fragen handelt“ und daß „diese unsicheren Zukunftswünsche gemessen werden müssen an sicheren Gegenwartswerten, die es zu verteidigen gilt“ — wie D. betont hinzusetzte: „im Interesse unserer vaterländischen Zukunft“. Wirkungsvoll verwahrt er sich gegen den Vorwurf, die höhere Schule und gar das Gymnasium persönlich zu überschätzen. „Ich weiß vor allem, daß das Gymnasium nicht jedem das bietet, was es bieten kann, daß es ein Können und ein ganz bestimmtes Wollen voraussetzt. Ich weiß, daß zum Beispiel gerade geniale Künstlernaturen unter der strengen Geisteszucht leiden, wenn sie ihnen auch vielleicht recht not tut. Jedes Ding hat eine natürliche Grenze seiner Wirksamkeit. Besonders, wenn das Gymnasium einseitig und in engem Geiste arbeitet, erweckt es manchmal Haß und Erbitterung mehr als andere Schularten, aber es erweckt auch mehr als die anderen Liebe. Es nimmt eben den ganzen Menschen, zwingt am stärksten zur Stellungnahme, hat die größte Wirksamkeit, die lebendigste menschenmodelnde Kraft. Es kann am stärksten erzieherische und bildende Einflüsse ausüben. Vielleicht verlangt es aber auch mehr von seinen Trägern. Jedenfalls kann nur ein umfassender Rundblick diese Bildungs- und Erziehungsmöglichkeiten auch nur einigermaßen erschöpfen. Dabei ist es auch heute noch entwicklungsfähig. Es kann und soll nicht alles lehren. Allzu große Vielseitigkeit ist in der Schule ein Fehler; denn sie führt zur Zersplitterung. Aber doch ist noch mancherlei fruchtbar zu machen, dessen unsere Jugend bedarf . . . Wir dürfen doch in all dem Jammer unserer Gegenwart unter dem furchtbaren Druck unseres Zusammenbruches, bei der Unsicherheit unserer ganzen staatlichen Zukunft, angesichts all der Verfallserscheinungen, die uns mit Trauer und Sorge erfüllen, die Hoffnung nicht aufgeben, daß es einmal besser werde. Besinnen wir uns auf die Kräfte, die uns groß gemacht. Was im Glück, während der übertrieben glänzenden Entwicklung der Vorkriegsjahre manchmal zurücktrat, das Gefühl für die gesunden Grundlagen unserer Entwicklung, das ist in der gemeinsam erlebten Zeit der Not manchem wieder zum Bewußtsein gekommen. Es gilt, das Wertvolle zu bewahren und tapfer zu verteidigen. Den Schulfrieden, den wir brauchen, können wir nicht durch schwächliches Nachgeben gegen radikale Forderungen erringen, sondern nur durch entschiedenes, bewußtes Eintreten für das Bewährte. Darum wollen wir das humanistische Gymnasium behaupten als ein Kulturgut, das zu hüten sich lohnt gerade in dieser trüben Zeit. Je mehr wir uns besinnen auf die gesunden Grundlagen unserer Entwicklung, je mehr wir weiterarbeiten auf diesem Grunde, ohne uns berechtigtem Neuen zu verschließen, desto eher dürfen wir wieder auf einen Aufstieg

hoffen, den wir doch alle für unser Volk aus tiefstem Herzen ersehnen.“ Diese Feststellungen waren umso eindrucksvoller, als der Verfasser aus bester Überzeugung darauf hinweisen konnte, daß er mit dem größten Teil der damaligen höheren Lehrerschaft in keiner Weise eine unsoziale Standesschule verteidige. „Heute ist es wohl im ganzen klar, daß Bismarcks Reichsgründung gescheitert ist, weil das neue Deutsche Reich die bestehenden inneren Gegensätze nicht zu überwinden vermochte. Wir wollten und mußten, durch unsere ganze Entwicklung gedrängt, Weltpolitik treiben und besaßen doch kein innerlich geeinigtes Volk als Träger derselben. Unser Volk war zerrissen in zwei scharf gesonderte Gruppen, die höheren Stände, das sogenannte Bürgertum auf der einen, die große Masse des Volkes auf der anderen Seite. Das neue Deutsche Reich hat die bestorganisierte und wirksamste Sozialpolitik getrieben, aber hat es nicht verstanden, die große Masse des Volkes für die Lebensnotwendigkeiten unserer deutschen Reichspolitik zu gewinnen.“ Das waren Formulierungen, die den Redner als einen Mann erkennen ließen, der sich bewußt auf den Boden der Tatsachen stellte und schwere Versäumnisse der früheren Zeit zugab, aber gleichzeitig die Zivilcourage aufbrachte, alterprobte Werte im Schmelztiegel einer historischen Umwandlung nicht verantwortungslos verdampfen zu lassen, sondern sie als Ecksteine in einen Neubau einzufügen. Ich gestehe, daß ich in dieser Richtung für meine innere Entwicklung entscheidend durch Ludwig Duncker geprägt worden bin. Was hilft das bloße spöttische Lächeln über Neues und das blinde Festhalten an Altem, als sei es in keiner Weise schuld an seinem Niedergang gewesen! Aber was hilft auch das unbedenkliche Verbrennen dessen, was soeben noch angebetet wurde, nur weil anderes da ist, das sich damit rechtfertigt, daß es neu und damit allein daseinsberechtigt sei! Hier gilt es, jeder dieser Potenzen zu geben, was ihr von Rechts wegen zukommt. Das gesehen zu haben und mannhaft für den rechten Weg einzutreten, der seit den Tagen Solons leider das an sich hat, daß er niemals populär werden kann, war ein zweifelloses Verdienst.

Möglich wurde eine solche Haltung von einem vertieften, sicher fundierten Wissen aus. Duncker besaß es weit über das für seinen Beruf Erforderliche hinaus. In welchem Maße es zum lebendigen Bestandteil seiner ganzen geistigen Persönlichkeit geworden war, ließ uns sein Unterricht in der Prima verspüren. D. hat vielen von uns, ohne diesen Unterricht systematisch darauf abzustellen, die leidenschaftliche Liebe zur Wissenschaft übermittelt, die die geistigen Väter des Gymnasiums als wesentlichstes Geschenk dieser Schulform an die deutsche Jugend zu erwecken hofften. Es war erstaunlich, wie weit es dem neuen Direktor gelang, uns mit Sprache und Welt Homers vertraut zu machen. Was uns dabei besonders aufhorchen ließ, war, daß er mit der sog. Homerischen Frage — bekanntlich einem der schwierigsten Problemgebiete der altphilologischen Wissenschaft von den Tagen Goethes und Friedrich August Wolfs bis in unsere Gegenwart hinein — völlig vertraut war, die maßgeblichen Werke bedeutender Forscher genau kannte und uns hineinblicken ließ in Auseinandersetzungen im geistigen Raum jenseits der Schulgrenzen, bei denen es letzten Endes um viel mehr ging als um eine bloße Fachproblematik. Ähnliches erlebten wir unter seiner Leitung mit der griechischen Tragödie und mit der Philosophie Platons. Duncker hätte ein schlechter Altphilologe sein müssen, wenn er das, was er für

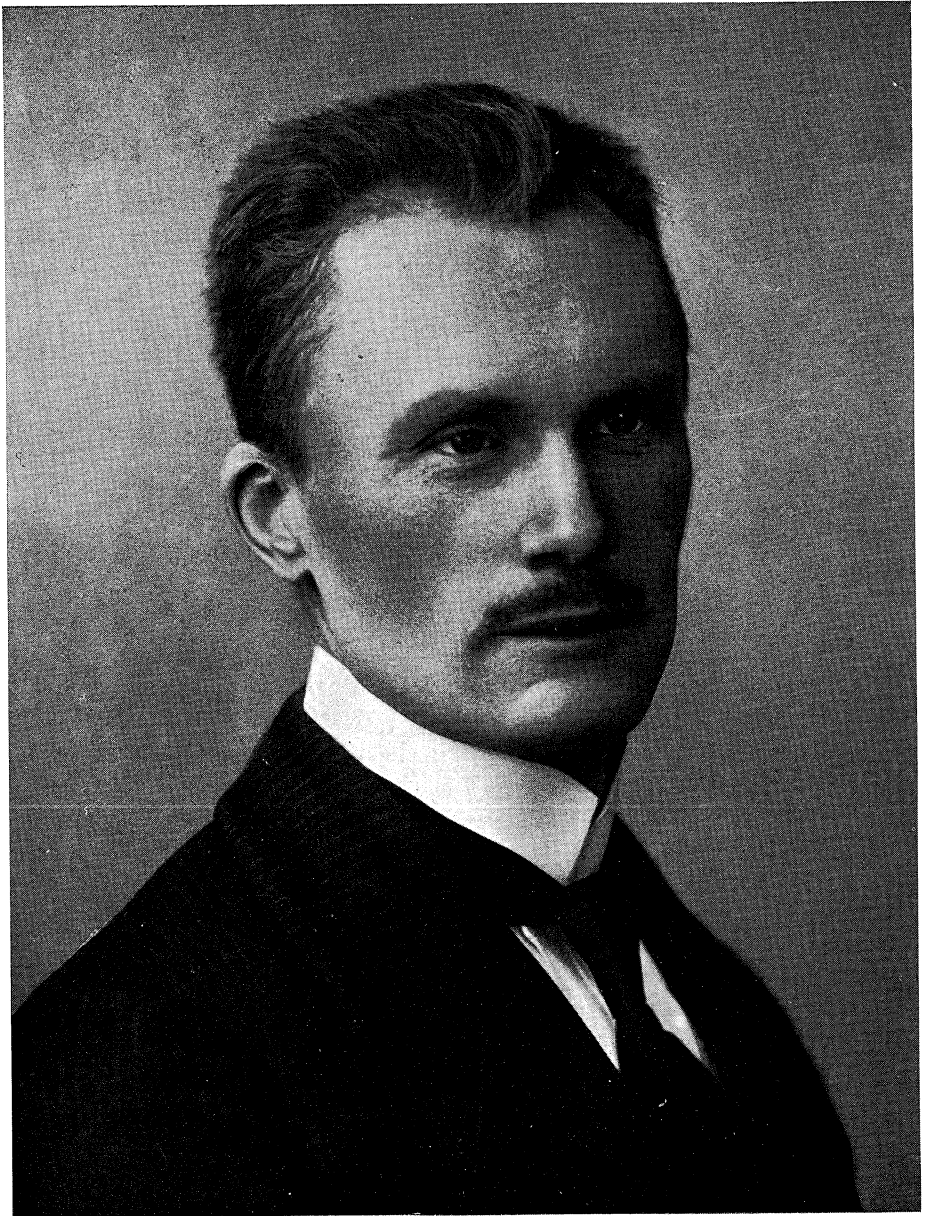


Heinrich Schliemann in orientalischem Kostüm

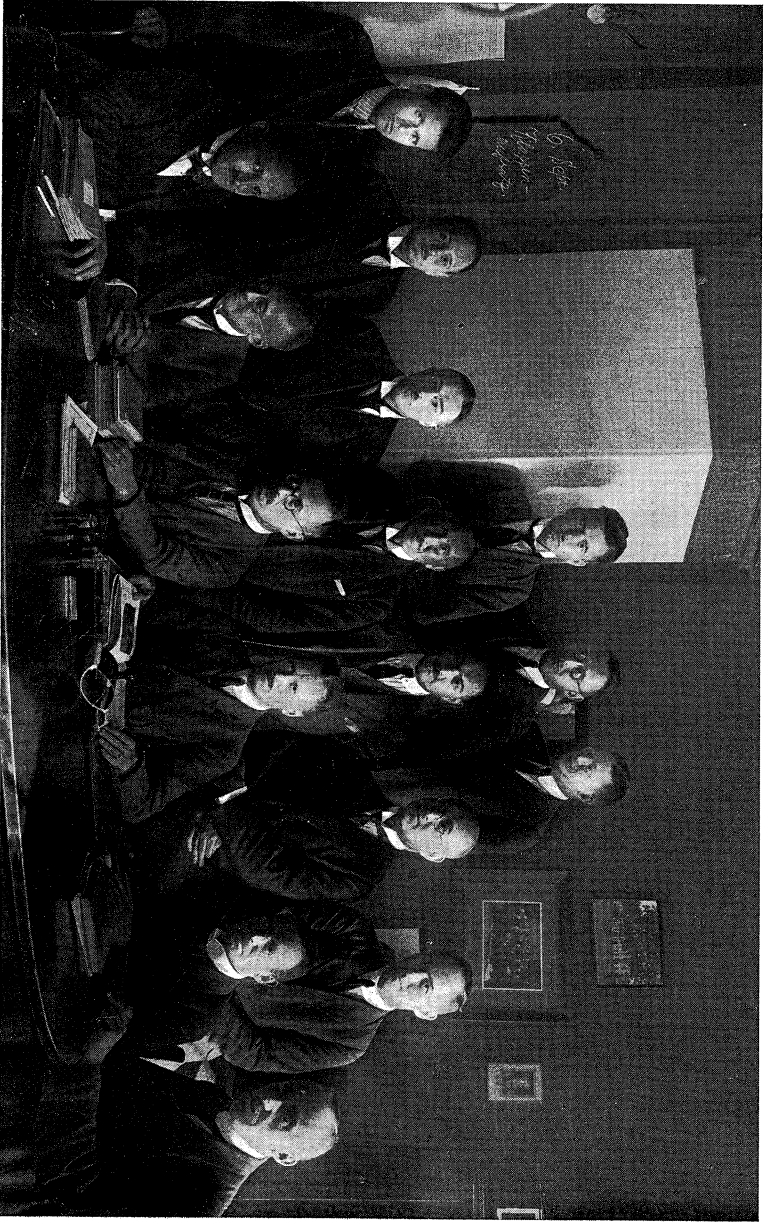
die Antike erschaute, nicht auch in seinem Deutschunterricht für unser Hineinwachsen in Kulturbesitz und Eigenart des eigenen Volkes hätte fruchtbar machen können. In besonders lebendiger Erinnerung ist mir die Lektüre der Dramen Hebbels unter seiner Leitung, in denen sich das Erbe der Klassik von Weimar mit der herandrängenden Moderne oft geradezu schmerzhaft begegnet. Der umfangreiche Aufsatz, den damals Friedrich Rosenthal über den Staatsgedanken in Hebbels „Agnes Bernauerin“ vorlegte und der durch Klarheit des Aufbaus, Schlichtheit der Sprache und Reife des Urteils Aufsehen erregte, war ein eindrucksvolles Zeichen dafür, was Dunckers Methode an Leistungen zu erzielen vermochte. Vermerkt sei noch, daß D. in jenen Jahren die Schüler der Oberstufe von Zeit zu Zeit in die Aula zusammenrief, wo dann ein Primaner über ein ihn interessierendes Thema zu referieren hatte — ein Versuch, junge Menschen an den freien Vortrag zu gewöhnen und sie von der fatalen Bindung an ein ausgearbeitetes Manuskript zu lösen, dessen Verlesung in der Mehrzahl der Fälle für den Hörer eher Belastung als Belehrung bedeutet. Wer D. noch gekannt hat, weiß, daß er seiner äußeren Erscheinung und seinem Organ nach nicht eben mitreißend auf junge Menschen wirken konnte; umso klarer tritt hervor, daß die geistigen Werte, die er als Erzieher an einem Gymnasium zu vermitteln verstand, aus der ihnen innewohnenden Kraft und nicht aus der beschwörenden Magie einer faszinierenden Lehrerpersönlichkeit heraus die Herzen ergriffen. Ist es das eigentliche Ziel des Erziehers, sich selbst überflüssig zu machen, das heißt, sich zum reinen Vermittler einer in sich selbst ruhenden echten Bildung zu machen, so wird man diese Tatsache bei D. nur positiv würdigen können.

Für seine Schüler war er zugleich ein mitfühlender, hilfsbereiter Mensch, der echte Freude über gute Leistungen empfand und den einen und den anderen mit Hilfe seiner Verbindungen zu einflußreichen Kreisen auch in ihrem weiteren Lebenswege förderte, zumal wenn materielle Notlage die Vollendung dieses Weges zu gefährden drohte. Ich habe das nach dem Tode meines Vaters selbst erleben dürfen und weiß um die Dankesschuld, in der ich mich ihm gegenüber befinde. Mit regem Interesse verfolgte er die Schicksale seiner Schüler über deren Schulzeit hinaus. Regelmäßig durften Friedrich Rosenthal, mit dem mich eine herzliche, auf Übereinstimmung in allen wesentlichen Lebensfragen gegründete Freundschaft verband, und ich als Studenten in den Semesterferien im Dunckerschen Hause vorsprechen und wurden stets freudig empfangen. Dunckers interessiertem und dabei sehr kritischem Geiste tat es wohl, Neues aus der Welt der Universität unmittelbar zu erfahren, und uns war es höchst angenehm, uns mit ihm über vieles aussprechen zu können, was in den lebhaft bewegten zwanziger Jahren, namentlich in Berlin, auf unsere Gemüter einströmte. Wir staunten darüber, wie unbedingt D. mit der Entwicklung der Zeit Schritt zu halten strebte und verstand, handelte es sich um die Ideenwelt der Romane Galsworthys oder um die Geschichtsphilosophie und Zukunftsprognosen Oswald Spénglers oder was sich sonst hier noch alles nennen ließe.

Deutlich war zu verspüren, daß diese Anteilnahme nicht allein in einem echten Eros zur Wissenschaft begründet lag, sondern gleichzeitig an der leidenschaftlichen Anteilnahme am Schicksal von Reich und Nation. Dahin gehörten Dunckers intensive Bemühungen, uns Jüngere zu einem gerechten Urteil über



Oberstudiendirektor Dr. Duncker



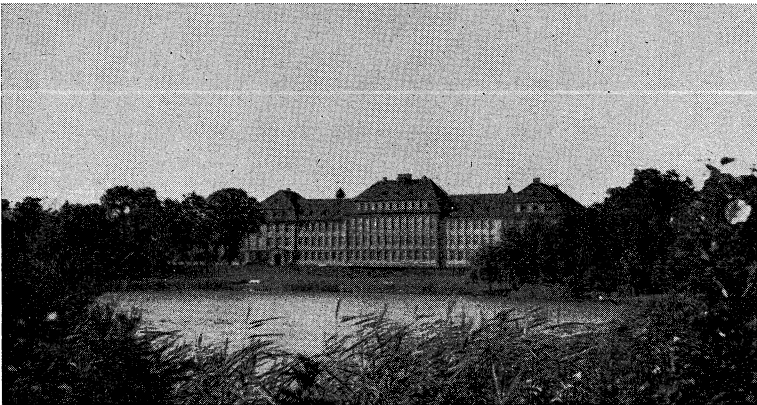
Das Kollegium des Carolinums etwa 1923

Persönlichkeiten wie Ebert, Scheidemann u. a. zu führen, die ein hartes Geschick zu Konkursverwaltern eines bedrückenden politischen und militärischen Zusammenbruches bestimmt hatte. Als dann die innen- und außenpolitischen Mißerfolge der Weimarer Republik nationalistischen Stimmungen und Bewegungen neuen Auftrieb gaben, mühte sich Duncker auch um deren Verständnis, vor allem gegenüber dem immer schärfer empordringenden Nationalsozialismus. Er sah auch ihn vom Gesichtspunkt des nationalen Interesses aus und verkannte darüber in übereilem Optimismus die furchtbaren Dämonien, die von hier aus schließlich alles überwuchern und anstelle eines Ausweges aus dem Chaos dem deutschen Volke einen zweiten, noch fürchterlicheren Zusammenbruch bescheren sollten. Als der Nationalsozialismus die Macht ergriff, hatte das für Duncker paradoxerweise die Folge, daß er die Leitung des (inzwischen in sein monumentales neues Heim am Glambecker See übergesiedelten) Carolinums verlor und nach Neubrandenburg versetzt wurde. Noch bevor er die letzten verheerenden Konsequenzen der Politik Hitlers ganz erleben mußte, hat ihn der Tod aus dieser Welt hinweggenommen.

Ludwig Duncker war ein echter Vertreter der Epoche unserer Geschichte, die man nach dem Namen des letzten Kaisers die wilhelminische nennt und die, wie August Winnig 1929 in seinem Buche „Das Reich als Republik“ scharfblickend darlegte, mit dem Sturze des deutschen Kaisertums in keiner Weise ihr Ende erreichte. Preußisches Pflichtdenken beherrschte sie in hervorragendem Maße. Auch Duncker war durch und durch Pflichtmensch. Was er von anderen forderte, verlangte er auch von sich. Exaktheit und Pünktlichkeit gingen ihm über alles. Ohne echtes Pflichtbewußtsein kann der Mensch nicht existieren und der Deutsche schon gar nicht. In dem preußischen Pflichtethos lauerte jedoch die Gefahr der Überspannung, der Verknöcherung in Doktrinarismus. Dieser Gefahr hat sich auch Duncker aller guten Absicht zum Trotz nicht ganz erwehren können. Hieraus erklärt sich sein Unvermögen, sein Amt in echter Kollegialität zu verwalten und sich damit das Tragen einer Verantwortung, deren Schwere er klar erkannte, zu erleichtern. Ein weiteres augenfälliges Kennzeichen des wilhelminischen Zeitalters war seine erstaunlich hoch entwickelte Verstandesbildung. Mit Recht durfte es sich als das Zeitalter der Wissenschaft empfinden. Der Aufstieg des neuen Deutschland zur Weltgeltung beruhte nicht zuletzt auf den eminenten Leistungen deutscher Forschung auf dem Gebiet der Geisteswissenschaft wie dem der Naturforschung. Das alles war nur einer Geistigkeit möglich, die in ungestümem Wissensdrange sich der Welt und des Lebens zu bemächtigen strebte und sich in diesem Streben als ausgesprochen modernes Zeitalter, als getragen von dem Schwung einer vordem nur dunkel geahnten glänzenden Entfaltung aller nationalen Energien empfand. Damit hob sich dieser Zeitabschnitt fühlbar ab von der Bismarckzeit, mit der ihn nur noch ein konservatives Fühlen, ein aufrichtiger Respekt vor altbewährten Einrichtungen und Wertordnungen, verband. Je ferner sie uns rückt, desto leichter wird man — jenseits allen politischen Meinungsstreites — der positiven Leistung der wilhelminischen Ära Gerechtigkeit widerfahren lassen können. Klar tritt aber bereits jetzt hervor, daß auch diese hoch gesteigerte Verstandeskultur nicht ohne schwere Gefährdung blieb: gerade ihr Selbstbewußtsein als „moderne“ Zeit,

ihr unbedingtes Bemühen, anders als frühere Generationen unter allen Umständen auf der Höhe der jeweiligen Gegenwart, oder was sie dafür hielt, stehen zu wollen, schwächte ihr konservatives Grundempfinden zusehends. Sie gewöhnte sich daran, Neues schon deshalb zu rechtfertigen, weil es neu war. Die Bremsen drohten zu versagen. Die Tragik der Epoche lag darin, daß ihr eine Persönlichkeit mit dem unerschrockenen Mut zum Unzeitgemäßen, ein Bismarck, versagt geblieben ist. Sie konnte allerdings nicht ahnen, was für einen Preis sie der Weltgeschichte dafür zu zahlen haben sollte.

Auf dem Hintergrunde seiner Lebenszeit, ihrer Größe und ihrer Gefährdung, ihres Könnens und ihrer Grenze, muß Ludwig Duncker als einer der besonders befähigten Zeitgenossen gesehen werden, wenn man ihm gerecht werden will. Unter den Gestalten, in denen sich die Geschichte unseres Gymnasiums Carolinum zu Neustrelitz spiegelt, wird sein Name mit Achtung genannt werden müssen.



Das neue Carolinum

Wenn der Sommerwind . . .

*Wenn der Sommerwind
über die Felder geht,
geht mein Sehnen und Sinnen mit.
Wo die Rose
am hohen Ufer steht,
verhält mein einsamer Schritt.*

*Wohin geht der Weg?
Wir wissen es nicht,
so sicher die Füße auch schreiten.
Schön morgen
ist es ein schwankender Steg,
auf dem kein Stern uns wird leiten.*

G. H.

Daniel Sanders

Zum 140. Geburtstage des berühmten Gelehrten und Caroliners
(geb. 12. November 1819 in Alt-Strelitz)

Von Annalise Wagner

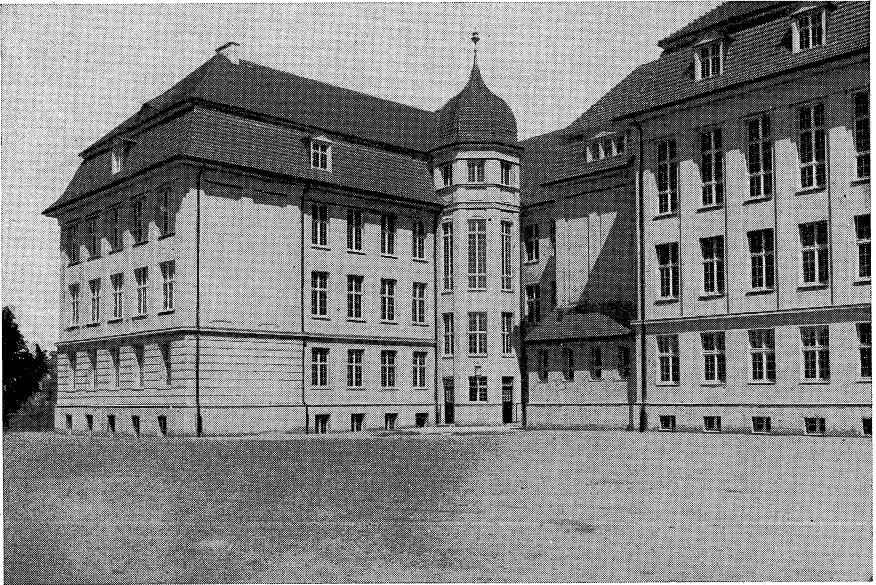
Der große deutsche Sprachforscher Daniel Sanders hat das Glück gehabt, schon zu Lebzeiten seinen Ruf als Sprachgelehrter und Lexikograph begründet zu haben. Noch heute nach fast 100 Jahren des Erscheinens seines dreibändigen Wörterbuches der deutschen Sprache greifen Lehrer, Schriftsteller und gebildete Laien gern zu diesem wichtigen Nachschlagewerk. Das Werk, das Freiligrath „ein Denkmal deutschen Geistes, deutschen Wissens und Fleißes, deutscher Gründlichkeit, wie es wenige gibt“ nannte. Es ist hier nicht möglich, auf sein umfangreiches Arbeitsgebiet und die etwa 55 Bände umfassenden sprachwissenschaftlichen Werke, die sozusagen eine Akademie der deutschen Sprache darstellen, einzugehen, um damit einen tiefen Einblick in die Werkstatt eines Wörterbuchschreibers zu geben.

Es ist eigenartig, daß Mecklenburg zwei große deutsche Sprachforscher hervorgebracht hat, auf die wir stolz sein dürfen: Professor Richard Wossidlo als Erforscher des Niederdeutschen und der Plattdeutschen Sprache und Professor Dr. Daniel Sanders als Forscher, Sammler und Deuter des Hochdeutschen.

Am 12. November 1819 wurde Daniel Sanders als Kind einer wohlhabenden jüdischen Kaufmannsfamilie in Alt-Strelitz geboren. Zehn Tage nach seiner Geburt starb die Mutter und der Vater übernahm die Erziehung der beiden Söhne: Alexander und Daniel. Sie liebten ihren fürsorglichen Vater sehr und Daniel bekennt nach 70 Jahren, daß er unendlich viel hervorragenden Männern in seinem Leben begegnet sei, die dem Vater geistig weit überlegen waren, aber an Herzensbildung und charakterlichen Tugenden habe er keinen getroffen, der seinem Vater gleich kam. Bezeichnend für die Liebe und Achtung ist auch, daß er sein erstes Werk seinem „teuren Vater“ widmet. —

In Alt-Strelitz lebten damals einige 500 Juden (etwa 20 Prozent der Bevölkerung), die ihre eigene Schule und Synagoge hatten. Bis zum 12. Lebensjahr besuchte Daniel diese hervorragende Schule, an der zwei bedeutende Lehrer tätig waren: Dr. I. Lehfeldt (der später mit seinem Schwager Dr. Veit in Berlin die Veitsche Verlagsbuchhandlung gründete) und J. Zedner (der später am Britischen Museum in London Bibliothekar wurde).

Diesen beiden Lehrern war die eigenartige Begabung des jungen Daniel aufgefallen und sie machten den Vater immer wieder darauf aufmerksam, daß der Junge später studieren müsse. Doch Daniel beteuerte stets, wie sein Vater Kaufmann werden zu wollen. Als 1831 die zwei Lehrer Strelitz verließen, zog der Vater vor, Daniel auf das Neu-Strelitzer Gymnasium Carolinum zu bringen. Und so kam er 12jährig in die Tertia nach Neu-Strelitz. Französisch und Englisch beherrschte er schon in erstaunlichem Maße, aber dafür fehlte ihm das Griechische ganz. Das mußte nun in ziemlichem Tempo nachgeholt werden, damit er den Anschluß in der Tertia hatte. Zum erstenmal erkannte er, daß der Mensch



Westflügel (Naturwissenschaften) des Carolinums (Hofansicht)

Ostflügel des Carolinums mit Aula und Turnhalle



das, was er eigentlich will, auch zu leisten imstande ist. Besondere Begabung zeigte er für Mathematik und Naturwissenschaft. Es herrschte damals die Ansicht, daß man es ohne Begabung in der Mathematik nicht weit bringen werde, da der Fleiß allein wenig nütze. Sein hervorragender Lehrer, der Physiker Knochenhauer, verstand es, ihn zu dem Mathematiker der Schule zu machen.

Als er Primaner war, wußte er, daß er Lehrer werden würde. Der Vater hätte gern gesehen, wenn er sich für die ärztliche Laufbahn entschieden hätte, da er selbst große Begabung für die Medizin hatte und sich darin nebenbei beachtliche Kenntnisse erworben hatte. Aber er war nun auch zufrieden und froh, daß er nicht mehr Kaufmann werden wollte.

Und so ging er für sieben Semester auf die Berliner Universität, später nach Halle, um Naturwissenschaft, Mathematik und Sprachen zu belegen. Der Altphilologe und Historiker Droysen, der Mathematiker Lejeune-Dirichlet waren unter anderen seine Lehrer. Zu seinen besten Freunden gehörte der literarisch-politisch tätige H. B. Oppenheimer (siehe Deutsche Jahrbücher für Politik und Literatur und deren liberale Mitarbeiter L. Bamberger, Hermann Kurz, Eduard Lasker, Arnold Ruge, Johannes Scherr, Rudolf Virchow, Julius Wiggers und Daniel Sanders) und der Professor der Ästhetik Moriz Carrière. Ferner sei noch an den Mathematiker Moritz Földner erinnert, der auch die Universität besuchte und später am Carolinum Mathematikprofessor war. Eine besondere Zuneigung empfand er zu zwei jungen Neugriechen, die auch die Vorlesungen besuchten. Ihre Volkslieder und Sagen, ihre Freiheitslieder liebte er, und immer wieder mußten die Griechen ihm diese singen und sagen. Und so war es nicht überraschend, wenn er 1842 als erste Veröffentlichung mit Oppenheimer und Carrière zusammen „Neugriechische Volks- und Freiheitslieder“ herausgab. Den beiden Neugriechen verdankt er auch seine Kenntnisse des griechischen Volkslebens. 1842 kehrte er als preußischer Oberlehrer mit der Doktorwürde in seine Vaterstadt zurück, um ein Lehramt an der jüdischen Schule zu übernehmen. Die nächsten zehn Jahre sollten die glücklichsten in seinem Leben werden. Er war mit Leib und Seele bei seinem Beruf. 1844 erschien von ihm, der immer noch im Banne der griechischen Interessen stand, „Volksleben der Neugriechen, dargestellt und erklärt aus Liedern, Sprichwörtern und Kunstgedichten“. Auch an vielen fachwissenschaftlichen Zeitschriften für Sprache und Pädagogik war er als Mitarbeiter tätig. Mit dem französischen Sprachforscher Césaire Villatte, der als Lehrer am Carolinum tätig war und später Mitherausgeber des großen Wörterbuches von Sachs-Villatte wurde, verband ihn enge Freundschaft.

1847 heiratete er. In diese Zeit fallen auch seine politischen Interessen, die er zum erstenmal öffentlich bekannt gab. Mit Adolf Glaßbrenner, Dr. Petermann, Bürgermeister Nauwerk u. a. gründete er den Volksverein (auch Reformverein) und die eben genannten galten als die Deputierten, die beim Großherzog den Sturz der Räte der Krone, Abänderung des Wahlgesetzes und Aufteilung der großen Güter verlangten. Mit Glaßbrenner gab er die „Xenien der Gegenwart“ heraus, in denen scharfe Kritik am Frankfurter Parlament geübt wurde. Glaßbrenner schrieb in Neu-Strelitz seine „Verbotenen Lieder eines norddeutschen Poeten“ und seinen „Neuen Reinecke Fuchs“. Jedoch die revolutionäre Betätigung

von Sanders und Glaßbrenner sollte sich traurig verzinsen. Die jüdische Schule wurde 1852 geschlossen und Glaßbrenner wurde des Landes verwiesen.

Aber das Schicksal klopfte bald mit neuen Aufgaben bei Sanders an. Es waren zweierlei Angebote. Die jüdische Schule in Frankfurt am Main bot ihm ein Lehramt an und die J. I. Webersche Verlagsbuchhandlung in Leipzig und der Verlagsbuchhändler Otto Wigand hatten mit großem Interesse die scharfe Kritik aus Sanders Feder über die ersten Lieferungen des Grimmschen Wörterbuchs gelesen. Diese Kritik hatte damals in Fachkreisen großes Aufsehen erregt, wengleich man auch den sachlich begründeten Einwänden und der Sandersschen Beurteilung Achtung zollte.

Webers Absicht war es schon lange, ein deutsches Wörterbuch herauszugeben und zwar nicht für den Sprachforscher, sondern für den gebildeten Laien. Er wandte sich mit der Anfrage an Sanders, ob er als Herausgeber nicht Interesse habe. Auch Sanders war beim Studium der Grimmschen Lieferungen der Gedanke gekommen, für das Volk ein deutsches Wörterbuch zusammenzustellen, und so traf er sich mit der Weberschen Absicht und Einsicht für das Bedürfnis nach einem derartigen Werk auf dem deutschen Buchmarkt. Sanders entschied sich nun zu Gunsten des Wörterbuches und gab den Lehrerberuf endgültig auf. Er hatte sich nun eine Riesenarbeit für eine bestimmte Zeitspanne vorgenommen. An Arbeitsfreudigkeit und Ausdauer und Selbstvertrauen mangelte es ihm nicht. 1859 begann er mit dem Wörterbuch. In etwa sechs Jahren lagen drei Bände von A bis Z seines Wörterbuches der deutschen Sprache mit Belegen von Luther bis auf die Gegenwart bei Otto Wigand in Leipzig für den Büchermarkt bereit. Später folgte noch ein Ergänzungsband einschließlich zum Grimmschen Wörterbuch, es folgten „Beiträge zur Synonymik“, „Bausteine zu einem Wörterbuch sinnverwandter Ausdrücke im Deutschen“, „Deutsche Sprachbriefe“ und „Wörterbücher der Hauptschwierigkeiten der deutschen Sprache“ u. v. a., um nur die wichtigsten Arbeiten aus der Werkstatt des unermüdlichen Sprachforschers zu nennen. Ein Werk löste das andere ab und ergab sich aus dem anderen.

„Nicht das historische Werden der deutschen Sprache ist der Gegenstand der Sandersschen Forschung, sondern deren Sein, wie es sich in den Grundzügen einheitlich in der deutschen Literatur von Luther bis auf die Gegenwart spiegelt. Von dem sprachschöpferischen Wirken Martin Luthers an verfolgt Sanders Schritt für Schritt, mit musterhafter, vollkommener Beherrschung des ungeheueren Stoffes, den Entwicklungsgang der Schriftsprache bis in die feinsten Einzelheiten hinein, ihm entgeht nicht die feinste Spielart des Bedeutungswandels, nicht die leiseste Abweichung im syntaktischen Bau der Sprache.“ Aus dem dreibändigen Wörterbuch löste sich später noch ein einbändiges Handwörterbuch der deutschen Sprache heraus. Erinnert sei dabei noch an das zweibändige Fremdwörterbuch, das Verdeutschungswörterbuch, den Katechismus zur Orthographie, an Dialektbildungen, Zusammensetzungen; Ableitungen, Stilmusterbuch, Zitatenslexikon u. v. a. Wichtige aus seiner Werkstatt. Jede Arbeit ist wissenschaftlich einwandfrei, allgemeinverständlich und in der Praxis unentbehrlich. Ein Engländer sagte damals sehr treffend über ihn, daß er die Wissenschaft popularisiere, was bei den Deutschen als Hochverrat gelte.

In seinen Plaudereien aus der Werkstatt eines Wörterbuchschreibers bekennt er wie ein echter Gelehrter voller Bescheidenheit, daß er nie zu den vom göttlichen Geiste erleuchteten und durchdrungenen Wortschöpfern gehört habe, sondern vielmehr zu den kleineren Geistern, welche die von allen schöpferischen Geistern eines Volkes in der Sprache niedergelegten Schätze möglichst vollständig sammeln, ordnen, hüten und dem Volke neu erschließen.

Die Besonderheit des Sandersschen Verfahrens ist, daß er immer vom Grundwort ausgeht und niemals zusammengesetzte Worte als solche alphabetisch einordnet. Z. B. wird das Wort Vorklage unter Klage gefunden, Widerspruch unter Spruch, Jahrhundert unter Hundert, Bücherhaufen unter Haufen, Geistes-schranken unter Schranken usw. So finden wir unter seinen Grundworten oft an 200 Zusammensetzungen statt etwa 100 bei einem Grimmschen Hauptwort. Auf Einzelheiten im Vergleich zu Grimm kann hier nicht eingegangen werden, ebenso kann über Herkunft und Art seines Wörterbuch-Aufbaues nicht berichtet werden. Es wäre natürlich sehr interessant zu erfahren, woher Sanders sich seine Worte geholt hat, daß Theorie (wie z. B. aus Goethes Gedichten) und Praxis (wie z. B. die Lebensäußerungen in der Handwerksstube, im Wirtshaus und im Handelshaus) ihm eine Fülle von Wortschätzen bot.

1888 gründete er die Zeitschrift für die deutsche Sprache (Hamburg). In diese Zeit fällt auch sein großes Wörterbuch der Waidmannssprache. Der Kreis seiner Arbeiten schließt sich dann, indem er, der in der Jugend mit der Herausgabe der neugriechischen Volkslieder begonnen, jetzt im Alter die Geschichte der neugriechischen Literatur veröffentlicht. Um einer letzten großen Arbeit sich ganz und gar widmen zu können, stellt er das Erscheinen der Zeitschrift wieder ein, da er den deutsch-englischen Teil des großen Muretschen Wörterbuches übernommen hat. Es soll als ein Parallelwerk zu dem Sachs-Villatte-Werk erscheinen. Als die ersten Lieferungen korrigiert waren, ereilte den nimmermüden Gelehrten eine Influenza, die ihn am 17. März 1897 die Feder für immer beiseite legen ließ. Mit ihm verloren wir einen getreuen Eckart unserer deutschen Sprache, der sich der Achtung und Verehrung aller Großen im 19. Jahrhundert erfreute. Einzelne seiner Werke erlebten bis zu 50 Auflagen.

Der „Kleine“ oder der „Große“ Sanders der deutschen Sprache stand vor etwa 30 bis 80 Jahren auf fast jedem Schreibtisch des gebildeten Deutschen, genauso wie jeder moderne Sprachforscher, Übersetzer und Lehrer der französischen und englischen Sprache seinen Sachs-Villatte und Muret-Sanders als tägliches Handwerkszeug brauchte.

Sprachgefühl, Sprachgesetz und Sprachgeist verstand Sanders im vollsten Wortsinne beim Deutschen zu wecken.

Dr. Fr. Düsel (ebenfalls ein geborener Alt-Strelitzer und alter Caroliner) schreibt 1889 zu seinem 70. Geburtstag: „Nicht ein Gesetzgeber sei der Grammatiker, welcher der Sprachentwicklung ihren Gang vorschreibt, ein Bericht-erstatte nur von dem, was er als geworden vorgefunden. Diesen Grundsatz in seiner ganzen Bedeutung erkannt und zum Ausdruck gebracht zu haben, ist Sanders urreigenstes Verdienst und seine Größe, die im Verein mit einer übermenschlichen Schaffenskraft im Dienste des Nationalen gepaart war.“

Archivdirektor Dr. Hans Witte

Von Ernst Meyer



Am 17. Dezember 1945 ist im Alter von 78 Jahren der Archivdirektor und Leiter der Landesbibliothek sowie des Landesmuseums von Mecklenburg-Strelitz, Dr. Hans Witte, in Neustrelitz gestorben. Er hatte seit Monaten körperlich schwer arbeiten müssen, auf den Höfen Holz hacken und auf dem Friedhof die vielen Gräber ausschaufeln helfen, die damals gebraucht wurden. Zuletzt war er als Hilfsarbeiter einer Sargtischlerei am Sandberg zugeteilt worden. Er leistete damit gleichsam Buße dafür, daß er Jahre hindurch im Glauben an ein besseres Deutschland gelebt und gestrebt hatte. Die verlangte Arbeit war zu schwer; doch er trug alles ohne zu klagen. Eines Tages fiel ihm ein schwerer Eichensarg, als er im vereisten Hof damit ausrutschte, auf die Brust. Nach zwei Tagen starb er still an Entkräftung und seelischem Gram.

Witte war am 30. April 1867 in Doberan geboren als drittes von sechs Kindern des Konrektors Traugott Witte. Nach damaligem Brauch, die Stellen der Schulleiter bevorzugt mit Theologen zu besetzen, hatte der Vater diesen Posten der kleinen Stadt inne und ging später als Anstaltsprediger nach Dreibergen (im Volksmund „Spitzbubenpreester“ genannt). In dieser Zeit besuchte der Sohn das Gymnasium zu Güstrow. Auch er wollte ursprünglich Pastor werden. Doch führte ihn sein Interesse für deutsche Geschichte, Germanistik und Philosophie zum Studium dieser Fächer, dem er an den Universitäten Leipzig, Berlin und Straßburg oblag. Besonders stark beeindruckte ihn wie viele seiner Zeit die mitreißende Beredsamkeit Heinrichs von Treitschke.

Witte war eine echte Historikernatur. Schon früh drängte es ihn zu den Quellen der Geschichte; bereits als Student war er praktisch auf dem Stadtarchiv in Straßburg tätig. Nach dem Doktorexamen und der Staatsprüfung verbrachte er ein Volontärjahr auf dem Landesarchiv in Straßburg und hinterher ein Jahr als Probekandidat an einer höheren Schule in Metz. Seine Dissertation hatte ihn zu den geschichtlichen Fragen des Deutschtums und besonders der Sprachgrenzen in dem nach 1871 wieder zum Reich zurückgekommenen Grenzland Elsaß-Lothringen geführt. Ihm folgten bald drei weitere Arbeiten aus dem gleichen Bereich. Von 1893 an war er ständiger Mitarbeiter am Straßburger Urkundenbuch, dessen Band V und VII er selbständig herausgab. Diese Urkundenveröffentlichungen waren für das Reichsland eine Nachholarbeit, mit der die deutschen Altländer schon um Jahrzehnte voraus waren. Als Mecklenburger

wußte Witte natürlich um die große archivalische Leistung von Friedrich Lisch in Schwerin, der, um nicht von den Veröffentlichungen der Nachbarstaaten wie Preußen, Hannover usw. überholt zu werden, schon im Jahre 1860 die wissenschaftliche Auswertung und Drucklegung des unverhältnismäßig reichen Urkundenmaterials des Staates, der Städte und Kirchen sowie der Geschlechter v. Maltzahn, v. Hahn, v. Oertzen und v. Behr in Gang brachte. Bei seinem Tode (1884) lagen dreizehn umfangreiche Bände mit insgesamt 8174 Urkunden aus dem Zeitraum 786—1355 vor, dazu die mehrbändigen Familiengeschichten der vorgenannten Geschlechter. Unter dem Eindruck dieser gewaltigen Leistung Lischs und seiner Mitarbeiter stand Witte Zeit seines Lebens. 1898 wurde er an das Großherzogliche Geheime und Hauptarchiv in Schwerin berufen, dem Hermann Grotefend (in Schwerin 1887—1921) den Stempel seiner Persönlichkeit aufgeprägt hatte durch die Weiterführung des „Mecklenburgischen Urkundenbuchs“ und als Herausgeber der von Lisch begründeten „Mecklenburgischen Jahrbücher“.

Der Wiedervereinigung der an die Schweden vor hundert Jahren verpfändeten alten deutschen Hansestadt Wismar mit dem Deutschen Reich widmete Witte im Jahre 1903 die umfassende, inhaltlich vielseitig orientierte Festschrift „Wismar unter dem Pfandvertrag 1803—1903“. Zwei Jahre später erschien die Schrift, die seiner Forschung die bestimmende Richtung gab, „Wendische Bevölkerungsreste in Mecklenburg“. In der Methode war es die Anwendung der schon im westlichen Reichsland angewandten Forschungsweise, die sich vor allem auf die Orts- und Personennamen stützte. Auf Grund des Zehntenregisters des Bistums Ratzeburg und anderer Urkunden und Akten ging er den Spuren der ursprünglich in Mecklenburg weitverbreiteten wendischen Bevölkerung nach, die sich nach Abschluß der Germanisation und Christianisierung nur noch auf Restbestände beschränkte. Im allgemeinen, so stellte er fest, „lagen deutsche und slawische Ortschaften in buntem Gemenge über das Land zerstreut“. An einzelnen Stellen hatten sich durch stärkere und dichtere Anhäufungen slawischer Stämme südwestlich Wismar und nordöstlich der Linie Bützow—Güstrow gewisse Kernpunkte gebildet. Ein verhältnismäßig großer Anteil slawischer Namensbildung ist bis heute unverkennbar, obwohl die wendische Sprache im 15. Jahrhundert schon stark zurückgegangen war. Die Vermutung, daß nicht wenige Wenden durch Übernahme deutscher Namen im neuen Volkstum untertauchten, nimmt Witte für gegeben an. Diese „aus der deutschen Besiedlung hervorgegangene Nationalitätenmischung“ war nicht überall im Lande gleichzeitig fertig geworden.

In der Erkenntnis, daß die zweibändige „Geschichte Mecklenburgs“ von Ernst Boll (1855/56) dringend einer Neubearbeitung bedürfe, ging Witte auf Anregung des Verlages an seine „Mecklenburgische Geschichte“ in zwei Bänden, die in den Jahren 1909 und 1913 erschienen. Band I umfaßte die Urzeit bis zum ausgehenden Mittelalter, Band II reichte von der Reformation bis zum Landesgrundgesetzlichen Erbvergleich (1755). Der ursprünglich geplante dritte Band ist nie erschienen. Aus der Liebe zur mecklenburgischen Heimat war dieses Werk für einen weiteren Leserkreis entstanden; es beruhte auf streng wissenschaftlicher Grundlage. Ohne allerdings die Forschungsarbeit sichtbar werden

zu lassen, begnügte er sich mit der Darstellung der fertigen Ergebnisse. Für die Vorgeschichte konnte er sich auf die neueren Forschungen von Robert Beltz stützen. Neben den damals noch neuen Ergebnissen Hellwigs zum Ratzeburger Zehntenregister und von Schmaltz über die Entwicklung der Kirche im Lande Mecklenburg konnte er aus seinen eigenen, noch unveröffentlichten Arbeiten der Regesten (Auszüge aus Urkunden) des 15. Jahrhunderts noch vielerlei Neues beitragen. Die Darstellung der Siedlungstätigkeit des Klosters Doberan war völlig neu und diente „zur Aufhellung der ersten Anfänge deutschen Lebens“ aus bis dahin noch unbenutzten Quellen. Die Sorgsamkeit der Quellendeutung und schwungvolle Darstellung führten zu einem großzügigen Gesamtbild von bewunderungswerter Einheit.

So sehr der Verfasser dem Drang des Forschers, neue Ergebnisse zu gewinnen, Zügel anlegen mußte, um so freier konnte er sich in der Festschrift zum 100jährigen Bestehen des Großherzoglichen Gendarmerie-Korps, „Kultur-bilder aus Alt-Mecklenburg“ (1911), ergehen in der Auswertung einer ungeahnten Fülle „noch nahezu völlig unverwerteten Materials“ im Schweriner Archiv. Die Anregung hatte der Kommandeur, Oberst v. Weltzin, gegeben, der nicht eine der üblichen Regimentsgeschichten, sondern ein „literarisches Denkmal“ wünschte. Seinen Standpunkt zum Thema begründete Witte wie folgt: „Die Dinge reden ja für sich. Der Geschichtsschreiber darf sie nur nicht daran hindern. Sonst handelt er gegen das Allerhöchste, den Geist der Wahrheit. Er darf auch nicht vor dem zurückschrecken, was unerfreulich, unserem Empfinden peinlich ist. Sonst wird das gezeichnete Bild verzerrt, unwahr und wertlos. Und wenn wir nicht einmal den Mut haben, die Schäden der Vergangenheit klaren Auges zu ergründen und freimütig zu bekennen, wie soll es uns da gelingen, ihre bis in unsere Tage reichenden Nachwirkungen zu bekämpfen und zu heilen?“ Es wurde ein erschütterndes Bild der kulturellen und vor allem der sozialen Zustände im Lande. Manche der Kapitelüberschriften reden eine eindringliche Sprache wie „Pächter und Bauern nach dem Siebenjährigen Krieg“, „Holzverwüstung“, „Wildschaden und Jagd“, „Vorläufer und Anfänge der Agrarreform“, „Streben nach besserer Armenversorgung“, „Öffentliche Unsicherheit“, „Schutz- und Betteljuden“. Gegenüber diesem Bild einer fast 200jährigen Notzeit steht die überragende Persönlichkeit der „starken reformatorischen Kraft im Lande“, des Wariner Drostes von Suckow, dessen Gestalt und weitreichende Wirkung aus dem Familienarchiv erstmals erfaßt werden konnte.

Diese beiden Bände Wittes waren seinerzeit eine kühne Tat, erwachsen aus bürgerlichem Selbstbewußtsein und aus dem Mitempfinden mit dem durch Jahrhunderte in Leibeigenschaft gehaltenen Landvolk. Es sieht so aus, als ob dieses offene Wort, das zur Verärgerung der Schweriner Hofgesellschaft geführt hatte, zu seiner Übersiedlung nach Mecklenburg-Strelitz im Oktober 1913 beigetragen hätte, wo er die Leitung des Landesarchivs und der besonders gepflegten Landesbibliothek übernahm und nach 1919 mit dem Aufbau des Landesmuseums begann.

Am Ort seines neuen Wirkungskreises wandte sich Witte der mecklenburgischen Heimatgeschichte und im besonderen der Ostforschung zu. Das wird aus seinem Schriftenverzeichnis mit sechzehn Büchern und 96 Beiträgen in Zeit-

schriften erkennbar. Die Akademie der Wissenschaften in Berlin hat ihn schon früh in Anerkennung seiner führenden Stellung auf diesem Forschungsgebiet mit der Leibnitz-Medaille ausgezeichnet. Daneben traten organisatorische Aufgaben in den Vordergrund.

Das Landesmuseum konnte nach zahlreichen Beratungen des von der Regierung eingesetzten Museumsbeirates im März 1921 feierlich im Schloß eröffnet werden mit einem Vortrag Wittes zur Geschichte seiner Abteilungen. Zu seinen Beständen gehörte u. a. eine kleine Gemäldesammlung, deren wertvollste Stücke, zwei Canalettos, wenige Jahre danach gestohlen und wahrscheinlich außer Landes gebracht wurden. Eine Kostbarkeit bildete die Münzsammlung und eine heimatkundliche Abteilung mit wertvollen Trachten, sowie eine in der Hauptsache von Walter Karbe zusammengebrachte Sammlung zur Vor- und Frühgeschichte, in der auch die gefälschten „Prillwitzer Idole“ der Brüder Sponholtz ihren Platz fanden. Eine Stätte historischer Besinnung bildete das „Louisenzimmer“ mit seinem einmaligen Bestand wertvoller Urkunden, Briefe und Plastiken aus dem Leben der Königin. Das Herz des Archivars freute sich an den jetzt in regelmäßigem Wechsel ausgestellten mittelalterlichen und neuzeitlichen Urkunden. In dem alten Teil des Schlosses waren der Rote und der Blaue Saal für wissenschaftliche Vorträge reserviert, in deren Rahmen auch Theodor Heuss wiederholt zu Fragen der Zeit und in tiefgründiger Weise zur Philosophie der Geschichte Stellung nahm. Der große Gelbe Saal im neuen Teil des Schlosses wurde für Konzerte und der dazu querverlaufende Weiße Saal für Aufführungen in der Notzeit nach dem Brande des Theaters freigegeben. Einzelne Räume in ihrer Gepflegtheit wurden dem Landesmuseum noch angeschlossen als eindrucksvolle Beispiele deutscher Baugeschichte. Nicht zu unrecht wurde das Schloß als die „Puppenstube“ der kleinen Residenz bezeichnet.

Ein anderes Anliegen betraf „die neue Einrichtung des Hauptarchivs von Mecklenburg-Strelitz“. Über die von ihm mehrfach erörterten Grundgedanken, Richtlinien und wissenschaftlichen Möglichkeiten berichtete Witte im Jahre 1925 in einem grundlegenden Aufsatz. Zu Anfang 1920 wurde das Archiv zusammen mit der Landesbibliothek und dem Landesmuseum, für die W. Karbe und K. Hustaedt als Konservatoren bestellt wurden, in das Schloß verlegt und nach Überwindung der drückenden Raumnot die Aktenablieferung der ehemaligen Hofverwaltung, der Ministerien und der eingegangenen Behörden in Gang gebracht und mit ihrer Aufordnung begonnen. Mit Genehmigung der Landesregierung konnte zu Anfang des Jahres 1925 das Archiv für die Forschung freigegeben werden. Schon bald konnte Witte eine zunehmende Benutzung des Archivs, namentlich für landes- und ortsgeschichtliche Forschungen, erfreut feststellen. Was er mit seinen wenigen Mitarbeitern in den Jahren bis zu seiner Pensionierung (1932) an Aufbau- und Ordnungsarbeit für das Archiv geleistet hat, bleibt erstaunlich. Damit konnte der Anschluß an den Vorsprung der Nachbarländer in der Quellenauswertung angestrebt werden. Die Voraussetzung dazu war die Gründung eines Mecklenburg-Strelitzschen Geschichtsvereins als finanzieller und geistiger Träger.

Angeregt von einem mißlungenen Gründungsversuch in den bewegten Jahren 1843—45 gingen Witte und seine Mitarbeiter an die Gründung und erlebten

nach der entsprechenden Vorbereitung in der Presse, in den Städten und einer bis in die letzten Höfe des Landes reichenden Werbung in kurzer Zeit einen mächtigen Zustrom an Mitgliedern, die durch ihre Opferwilligkeit und Mitarbeitsgemeinschaft eine sichere Grundlage boten. Die grünen „Heimatblätter“ waren bestimmt für kleinere und allgemeinverständliche Aufsätze und Mitteilungen; sie fanden bald eine wachsende Zahl von Mitarbeitern. Daneben liefen die blauen „Mecklenburg-Strelitzer Geschichtsblätter“, von denen jährlich ein Band „Zur Erforschung der Mecklenburg-Strelitzer Landesgeschichte und Heimatkunde“ mit 200—400 Seiten erschien.

Erfreulich war die Aufgeschlossenheit gar mancher Autoren, aus eigenem Material und eigenen Studien wie auch aus den umfangreichen Urkundenbeständen des Archivs Arbeiten beizusteuern. Besonders fruchtbar erwies sich der Gedanke, geschichtliche Dissertationen, bevorzugt von der Landesuniversität Rostock, zu denen Strelitzer Urkunden grundlegend gemacht worden waren, in den „Geschichtsblättern“ erstmalig zur Veröffentlichung zu bringen. Unter ihnen ragen die Arbeiten von H. Grobbecker, Mecklenburg-Strelitz in den Jahren 1848—1851, K. Pagel, Mecklenburg und die deutsche Frage, im 2. Jahrgang sowie W. Barthel, Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz und die deutsche Frage 1848—1850, und H. Pinnow, Die Ansichten über die Leibeigenschaft in Mecklenburg in den Jahren 1780—1820, im 8. Jahrgang durch ihre saubere Methodik und ihre geschichtlichen Ergebnisse hervor. 1934 konnte Witte mit berechtigter Genugtuung auf zehn Jahrgänge der „Geschichtsblätter“ und der „Heimatblätter“ zurückblicken. Ein Musterbeispiel für seine Kunst, aus noch ungehobenen Akten wichtige Zusammenhänge zu erkennen und sie erstmals anschaulich darzustellen, ist unter vielen sein Beitrag „Die Herzogin Dorothea Sophie von Mecklenburg-Strelitz und ihre Beziehungen zu Schönberg“ in den Mitteilungen des Heimatbundes für das Fürstentum Ratzeburg.

Aber mit der von den Nationalsozialisten am 1. Januar 1934 durchgeführten Vereinigung beider Mecklenburg wurde die Überführung der Strelitzer Archivbestände nach Schwerin verbunden. Damit kam das durch ein Jahrzehnt bewährte Unternehmen, das auf lange Sicht geplant war, einstweilen zum Erliegen, und der Mecklenburg-Strelitzer Geschichtsverein verfiel praktisch der Auflösung. So brach Wittes erfolgreiche Gründung, die ohne Partikularismus eine in der gesamtdeutschen Geschichtsforschung noch bestehende Lücke zu schließen unternommen hatte, durch politischen Eingriff der Reichseinheitsbewegung in sich zusammen. Hinzu kam die Stellung der herrschenden Partei zu den Ergebnissen seiner Stammesforschungen. Ohne Rücksicht auf deren offensichtlichen Ertrag, den er bereits 1905 in seinem Buch „Wendische Bevölkerungsreste in Mecklenburg“ zwingend dargelegt hatte, trat sie für eine einheitlich deutsche Bevölkerung ohne slawische „Nationalitätenmischung“ ein, die doch aus Personen-, Orts- und Flurnamen nachgewiesen war. So wurde Witte von 1935 ab der Mund verschlossen.

Es lag eine Tragik über seinem Leben. Zwei Söhne — beide Abiturienten des Carolinums — hatte er in den beiden Weltkriegen verloren, und der Zusammenbruch des Hitlerreichs brachte ihm die letzte und schwerste Enttäuschung. Die von dem russischen Gelehrten Jegorov theoretisch einseitig vorbereitete

Rückgewinnung von Ost- und Mitteldeutschland bis über die Elbe in den slawischen Einflußbereich fand durch die Ereignisse von 1945 ihre Verwirklichung. Wittes wissenschaftlich begründete Gegenschrift „Jegorovs Kolonisation Mecklenburgs im 13. Jahrhundert“ (1932) wurde achtlos beiseite geschoben. So endete ein arbeitsfrohes, für die Wissenschaft und für seine Heimat begeistertes Forscherleben in einem völligen Zusammenbruch. Diejenigen, die ihn näher kannten und die aus seinem reichen Wissen fruchtbringende Anregungen erfahren haben, wie auch der Verfasser dieser Zeilen für seine Schliemann-Forschung, werden Hans Witte, den Menschen und den Wissenschaftler, zeitlebens in dankbarer Erinnerung behalten.

A n h a n g

I. Werke

1. Zur Geschichte des Deutschtums in Lothringen. Die Ausdehnung des deutschen Sprachgebiets im Metzzer Bistum zur Zeit des ausgehenden Mittelalters bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts. Diss. Straßburg. Auch abgedruckt im Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichts- und Altertumskunde. Metz 1890.
2. Deutsche und Keltoromanen in Lothringen. Straßburg 1891.
3. Die Entstehung des deutschen Sprachgebietes. 1891.
4. Das deutsche Sprachgebiet Lothringens und seine Wandelungen von der Feststellung der Sprachgrenze bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Bd. VII, 6. Stuttgart.
5. Urkundenbuch der Stadt Straßburg. Bd. V. 1896.
6. Zur Geschichte des Deutschtums im Elsaß im Vogesengebiet. Forschungen usw. X, 4. Stutt. 1897.
7. Urkundenbuch der Stadt Straßburg. Bd. VII. 1900.
8. Wismar unter dem Pfandvertrag 1803—1903, Festschrift. Wismar 1903.
9. Wendische Bevölkerungsreste in Mecklenburg. Stuttgart 1905.
10. Mecklenburgische Geschichte. In Anknüpfung an Ernst Boll. I. Bd.: Von der Urzeit bis zum ausgehenden Mittelalter. Wismar 1909.
11. Kulturbilder aus Alt-Mecklenburg. 2 Bde. Lg. 1911. 2. Aufl. 1912.
12. Mecklenburgische Geschichte. In Anknüpfung an Ernst Boll. II. Bd.: Von der Reformation bis zum landesgesetzlichen Erbvergleich. Wismar 1913.
13. Georg David Matthieu, ein deutscher Maler des Rokoko (zus. mit Ernst Steinmann). 1911.
14. Jegorovs Kolonisation Mecklenburgs im 13. Jahrhundert. Ein kritisches Nachwort. Breslau 1932.
15. Von Mecklenburgs Geschichte und Volksart. Meckl. Gesellschaft. 1931/32.
16. Naar Oostland, Siedeln und Bauen. In: Deutsch-Niederländische Symphonie, hrsg. von Dr. R. P. Oswald. S. 47—66. 2. Aufl. Wolfshagen-Scharbeutz 1944.

II. Aufsätze

96 Aufsätze in Zeitschriften und Zeitungen.

Dringende Bitte

Folgende Nummern der Caroliner Zeitschrift sind vollständig vergriffen: 21/22, 23/24, 25/26, 29. Wir bitten alle, die im Besitz von Zweitheften sind oder die Hefte nicht sammeln, diese Hefte der Schriftleitung zur Verfügung zu stellen, da sie von vielen, die neu zu uns gestoßen sind, gewünscht werden.

Als ich ein Junge war

Seinen Kindern erzählt von Dr. Peter Brunswig

Santiago de Chile, Weihnachten 1917

Letzte Schuljahre und Abschied von Neustrelitz

In der langen Erzählung, die Ihr bis jetzt gehört habt, ist fast nur von Vergnügen und Spielen die Rede gewesen, so daß Ihr auf den Gedanken kommen könntet, daß ich in Neustrelitz überhaupt nichts Ernstes zu tun gehabt hätte. Das war aber keineswegs so. Mich interessierten allerdings diese Dinge am meisten, aber sie wurden doch nur in den Freistunden betrieben. Den größten Teil meiner Zeit nahm die Schule in Anspruch, wie es ja auch sein muß.

Die Schulzeit in Neustrelitz ist in zwei Hälften geschieden. Der Schnitt lag hinter Quinta. Bis Quinta waren wir mit den Schülern zusammen, die später die Realschule besuchen wollten, dann trennte man sich, und das eigentliche Gymnasium begann. Der Tag der Versetzung von Quinta nach Quarta war daher ein bedeutender Lebensabschnitt, und ich erinnere mich noch recht gut an ihn. Zum Abschluß des Schuljahres wurde in Neustrelitz ein öffentliches Examen abgehalten, zu dem die Eltern der Schüler erschienen. Alle Klassen nacheinander wurden in irgendeinem Fache vorgeführt. Wir Quintaner waren bereits in der Klasse versammelt und warteten auf den Schuldiener, der uns in den Saal hinunterrufen sollte, als plötzlich Herr Trottnow eintrat mit wütendem Gesicht und zu unserem Entsetzen die Holztäfelung der Wände einer sehr genauen Besichtigung unterwarf. Die meisten von uns, zu denen natürlich auch ich gehörte, hatten ein schlechtes Gewissen, denn zum ewigen Angedenken hatten wir unsere Namen recht groß und tief in die Täfelung eingeschnitten, die dadurch ruiniert worden war. Der Ausbruch des Gewitters ließ nicht lange auf sich warten. „Ihr Kanailles“, schrie Trottnow, „Ihr glaubt wohl, Ihr seid mir schon entronnen? Aber noch halte ich Euch in meinen Klauen und will Euch meine Macht spüren lassen.“ Schon waren die Inhaber der längsten Namen vorgerufen, schon hatte Trottnow das Henkerbeil in Gestalt des gelben Rohrstocks hervorgeholt und ließ es prüfend durch die Luft pfeifen, schon sollte das erste Kalb auf die Strafbank gelegt werden, da griff der Himmel ein, der Schuldiener erschien und rief uns zum Examen.

Der Ton des Unterrichts unterschied sich von Quarta ab sehr deutlich von dem in den unteren Klassen. Gehauen wurde gar nicht mehr, in Quarta kam es gelegentlich wohl noch vor, später nur ausnahmsweise als eine besonders harte Strafe, die nur nach großer Konferenz der Lehrer verhängt wurde, wenn jemand sich sehr schwer gegen die Schulgesetze vergangen hatte.

Es gab nämlich in Neustrelitz Schulgesetze, wie es überall welche gibt. Nur waren sie eigenartig, wie so manches in Neustrelitz. Sie waren nicht gedruckt und man konnte auch keine Abschrift davon erhalten, sondern sie wurden mündlich bekannt gemacht. Das war sehr bequem für die Lehrer, denn wenn sie einen Schüler bestrafen wollten, so erklärten sie einfach, was er getan habe, verstoße gegen die Schulgesetze. Da niemand Einsicht in die Schulgesetze nehmen konnte, so konnte auch nicht bewiesen werden, daß die Behauptung falsch sei. Ich will damit nun nicht etwa behaupten, daß wir ungerecht bestraft worden seien; was wir ausführten, verstieß sicher fast immer nicht nur gegen die Schulgesetze, sondern gegen eine ganze Reihe von anderen Gesetzen. Und die eigentümliche Behandlung der Schulgesetze hatte einen Vorzug, sie verschaffte uns

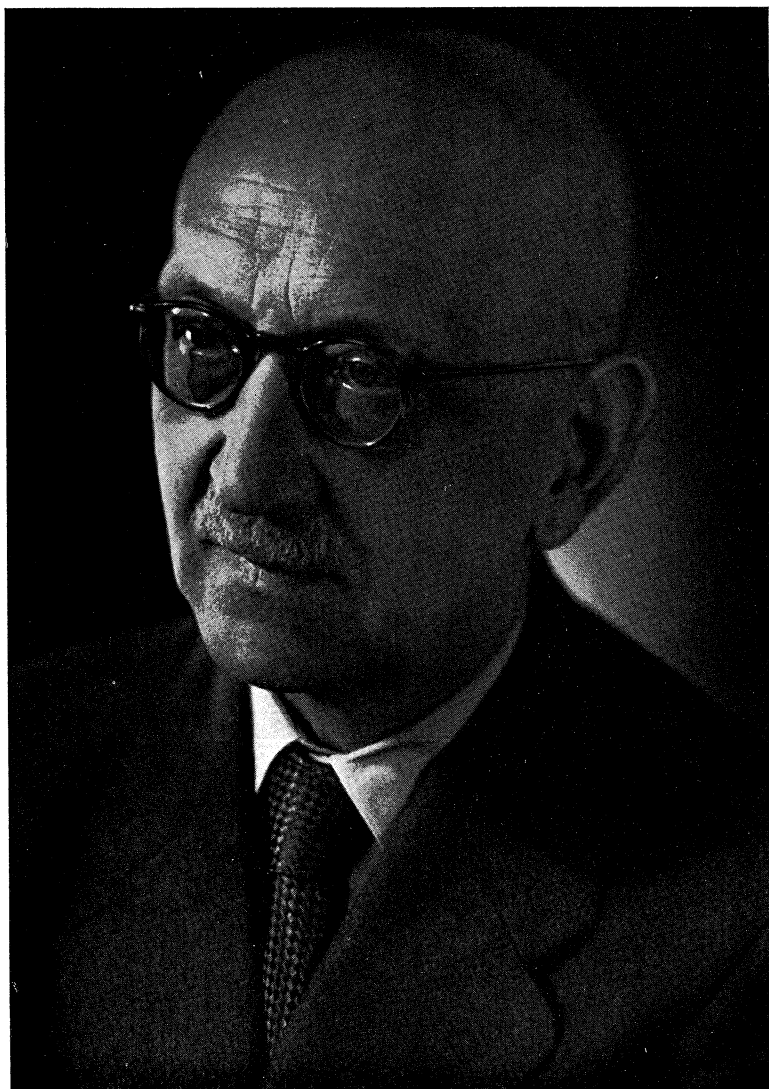
einmal im Jahr einen großen Spaß. Das war ganz im Anfang des Schuljahres, kurz nach Ostern: die Vorlesung der Schulgesetze durch den Direktor, Oberschulrat Friedrich Wilhelm Schmidt. Die Vorlesung fand im Anschluß an die tägliche Morgenandacht statt, und wir freuten uns schon darauf. Erstens fiel die erste Unterrichtsstunde aus, und zweitens wirkte die ganze Vorlesung sehr erheitend. Der alte Schulrat Schmidt mit seinem weißen Maurerbart, seinem schwarzen Käppi auf dem Kopf und seinem sächsisch-thüringischen Dialekt las die Gesetze nicht einfach vor, sondern erläuterte sie an Fällen, die kürzlich vorgekommen waren. Dabei geriet er dann in solchen Zorn, daß er schalt und wettete, als ob der arme Sünder noch leibhaftig vor ihm stehe. Ein königliches Vergnügen, aber etwas gefährlich, denn er paßte sehr genau auf, daß keiner lache, und Onkel Karl zog eine gewaltige Strafe auf sein Haupt, als er zum ersten Male als Quintaner diesem Schauspiel beiwohnte und dem gestrengen Schulheherrscher hell ins Gesicht lachte. Von Zeit zu Zeit bekamen wir in der Aula vor versammeltem Kriegsvolk auch die Folgen der Verstöße gegen die Schulgesetze zu erfahren. In ganz schweren Fällen wurde die Anwendung der schärfsten Strafen, Durchprügeln bei den kleineren, Karzerstrafe bei den größeren Schülern nicht für ausreichend gehalten, sondern es kam die Bekanntgabe der Strafe vor allen Schülern im Saal morgens nach der Andacht hinzu. Bei solchem Anlaß war uns doch sehr feierlich zu Mute, die Sache hatte etwas von öffentlicher Hinrichtung. Der oder die armen Sünder saßen vor dem früher schon beschriebenen runden Katheder, allen Augen sichtbar, auf einem Armsünderbänkchen, und Oberschulrat Schmidt donnerte sie und uns alle an. Meistens handelte es sich auch um wirklich ernste Dinge, die eine exemplarische Bestrafung verdienten. Der erste Fall dieser Art, den ich erlebte, ich war wohl in Quinta oder Quarta, war mir besonders interessant, weil sich die ganze Stadt dafür interessierte, so daß ich nachher zu Hause alles haarklein wiedererzählen mußte. Der Lehrer Gerhard Meyer hatte sich bei den Schülern der oberen Klassen sehr unbeliebt gemacht; er paßte sehr auf ihren Lebenswandel auf, spionierte aus, ob sie auf der Straße rauchten, heimlich die Kneipen besuchten und dergleichen. Er tat das alles jedenfalls in bester Absicht, denn Gerhard Meyer, jetzt Pastor in Hinrichshagen, ist ein pflichteifriger, das Beste wollender Mann; aber er versah es in der Art und im Ton, was jungen Leuten sehr häufig begegnet. Endlich brach die Wut der Schüler gegen ihn los; Meyer empfing einen anonymen Brief und eine anonyme offene Postkarte; in beiden wurde er auf das Größlichste beschimpft, mit Ausdrücken wie „gemeiner Spion, Lump“ und dergleichen. Eine große Untersuchung wurde angestellt, und es ergab sich zur großen Schadenfreude der braven Neustrelitzer, die in diesen Dingen auch nicht besser sind als andere Menschen, daß die Verbrecher aus der besten Pension der Stadt, der des Pastors Nahmmacher, stammten, ja, dessen Sohn Karl Nahmmacher, ein weithin berühmter Musterschüler, wenigstens insoweit beteiligt war, als er von dem Unternehmen Kenntnis gehabt und es nicht angezeigt hatte. Das Tollste aber war: die offene Postkarte, die die schlimmsten Beleidigungen enthielt, hatte der älteste Sohn des Vorsitzenden der höchsten Schulbehörde von Mecklenburg-Strelitz, des Konsistoriums, verfaßt, nämlich Euer lieber Onkel Carl Anton Piper, der ja heute noch mit seinem langen, schwarzen Bart aussieht wie ein Tyrannenmörder. Er entging freilich dem Schicksal, vor der ganzen Schule an den Pranger gestellt zu werden, denn sein Vater nahm ihn sofort vom Gymnasium weg und schickte ihn nach Neubrandenburg auf die Schule, die anderen aber mußten die große Strafrede des Schulrats und lange Karzerstrafen über sich ergehen lassen. Am besten fuhr Karl Nahmmacher, er hatte ja im

Grunde sehr anständig gehandelt, daß er seine Kameraden nicht verraten hatte; er erhielt nur einen Tag Karzer, und sein Onkel schenkte ihm einen Taler als Belohnung für seine anständige Gesinnung.

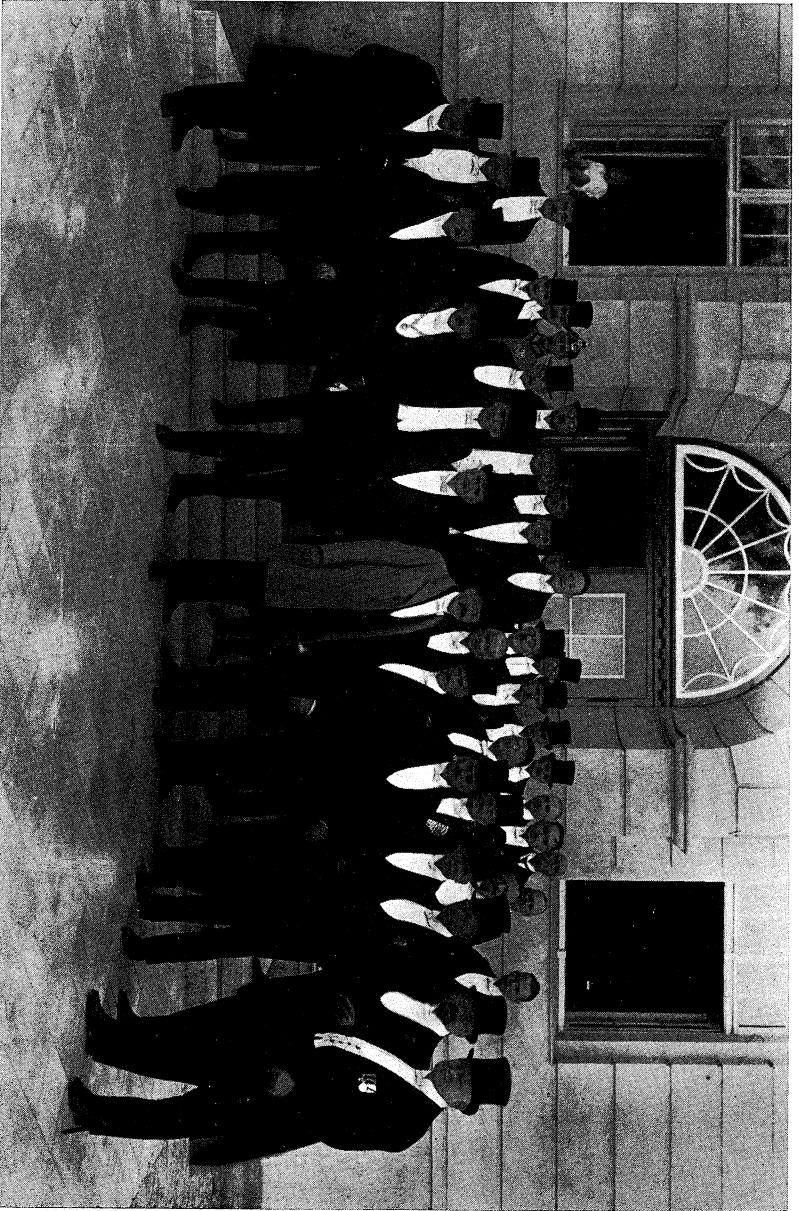
Die Morgenandachten fanden täglich statt. Sie begannen mit dem Gesang eines Kirchenliedes, dann sprach einer der Lehrer über ein Bibelwort, es folgte ein Gebet und dann schloß die Andacht wieder mit Gesang. Der Gesang fand mit Orgelbegleitung statt, neben dem runden Katheder stand eine richtige kleine Orgel. Meistens spielte sie wunderhübsch Kunter Zander, sonst Gerhard Meyer oder auch Dr. Hinrichs.

Von meinen Lehrern aus dieser Zeit war Oberschulrat Dr. Friedrich Wilhelm Schmidt wohl sicher die interessanteste Persönlichkeit. Ein großer Freund von mir ist er allerdings nie gewesen, denn wenn meine Leistungen als Schüler auch nicht schlecht waren, so war ich doch viel zu unbändig und aufsässig, und er hatte nicht allzuviel Verständnis für Freiheitsdrang. Dieses schlechte Verhältnis war erblich; er hatte mir freilich, als er mich bei der Versetzung nach Quarta in das große Buch des Gymnasiums einschrieb, freundlich lächelnd den Namen meines Vaters gezeigt, den er selbst dreißig Jahre früher in dasselbe Buch eingetragen hatte, aber ich wußte schon aus den Erzählungen meines Vaters, daß er sich mit dem „Schwarzen“, wie der Schulrat damals genannt wurde, niemals hatte vertragen können und deshalb für seine beiden letzten Schuljahre nach Rostock gegangen war. Wir nannten den Schulrat zu meiner Zeit den „Onkel“, aber dieser gemütliche Name paßte wenig zu ihm, denn er war durchaus nicht gemütlich, und wir hatten auch ziemliche Angst vor ihm. Er war ein intelligenter und wissenschaftlich sehr gebildeter Mann; allerdings schon alt, und sein Unterricht mochte unmodern sein, war aber trotzdem sehr interessant. Als bestes Beispiel dafür diene, daß zwei meiner Mitschüler in Prima, die zu Hause wenig lasen, mir gegenüber steif und fest behaupteten, der alte römische Dichter Horaz wäre größer und bedeutender als Schiller und Goethe. Diese Behauptung ist Unsinn, aber sie beweist, wie gut der lateinische Unterricht des Onkels war, daß er solchen Eindruck auf diese beiden in literarischen Dingen gemacht hatte. Der „Onkel“ hielt strenge Zucht; nur in einem Punkte ließ er uns locker. Er erzählte uns für sein Leben gern Witze und freute sich königlich, wenn wir aus vollem Halse lachten. Diese Schwäche nutzten wir aus, und statt zu lachen, brüllten die sämtlichen Jungs der Klasse wie die wilden Tiere. Es war ein Geheul, daß die Lehrer in den anstoßenden Klassen den Unterricht unterbrechen mußten, weil sie bei dem Radau ihr eigenes Wort nicht verstehen konnten. Der „Onkel“ aber saß dann auf dem Katheder, grünte uns durch seine großen Brillengläser an und strahlte vor Vergnügen über das ganze Gesicht.

Die schlimmste und unartigste Klasse war immer die Obertertia, denn deren Schüler steckten so recht mitten in den Flegeljahren. Wir machten keine Ausnahme von dieser Regel, und ich war der Häupter. Einmal machten wir sogar den Versuch, Gerhard Meyer rauszutrommeln, indem wir mit den Füßen schurrten und murrten. Es bekam uns schlecht, wir mußten allesamt vier Stunden nachsitzen. — Ein großer Hopphei fand an Kaisers Geburtstag statt. Wie ich früher schon erzählte, wurde die Feier in Neustrélitz unterdrückt, und auch in der Morgenandacht wurde mit keinem Wort des Kaisers gedacht. Hiergegen lehnten wir uns mit Recht auf. In der großen Pause bestieg ich das Katheder und hielt eine flammende Rede, dann sangen wir alle „Deutschland, Deutschland über alles“. Wütend tobte der „Onkel“ herein, aber ich war längst vom Katheder herunter, und die ganze Klasse lachte ihn frech an. Wir fühlten



Der erste Vorsitzende der Carolinerschaft Studienrat Johannes Köhler



Ehrengäste und Kollegium bei der Einweihung des neuen Carolinums 1925

uns sicher, denn bei all seinem Zorn konnte er uns doch schließlich nicht wegen Singens eines vaterländischen Liedes an Kaisers Geburtstag bestrafen.

Als einer der strengsten Lehrer galt der noch junge Dr. Hinrichs, genannt „Hannes“ Hinrichs. Mathematik und Naturgeschichte war sein Fach. Sicher aber war auch er nicht vor uns. Es ärgerte ihn besonders, wenn ein Schüler während der Stunde nach der Uhr sah. Er strafte deshalb nicht, aber setzte den Unterricht noch zehn Minuten nach dem eigentlichen Schluß der Stunde fort; die anderen Schüler, meinte er, würden es dem Übeltäter dann schon besorgen.

Der Turnunterricht wurde in Neustrelitz nur sehr nebenbei betrieben. Wir hatten allerdings im Sommer vier Turnstunden, dienstags und freitags von fünf bis sieben Uhr nachmittags. — Eine Turnfahrt fand jährlich einmal statt unter Führung von mehreren Lehrern. Die Kosten waren gering, allgemeiner Beitrag von zwei bis höchstens fünf Mark pro Schüler. Es wurde einfach gelebt, wir schliefen in einer Scheune oder in einem Saal auf Stroh, was der Höhepunkt des Vergnügens war. Die Turnfahrten konnte ich einteilen in solche, die zwei Tage und solche, die drei Tage dauerten, diese beiden Formen wechselten regelmäßig ab. Meine erste Turnfahrt war eine dreitägige, über Stargard, wo die erste Nachtruhe gehalten wurde, nach Feldberg, und am dritten Tage zurück nach Neustrelitz. Ich war in Sexta, gerade neun Jahre alt und sehr solide. Mein Vater begleitete uns bis Stargard und wollte mir dort im Hotel seines alten Freundes Hardt ein Zimmer mit Bett geben lassen. Ich weigerte mich aber, denn das gemeinsame Schlafen auf Stroh erschien mir viel männlicher, und ich wollte mich von meinem Freunde, dem Sohn des Töpfermeisters Schulz, nicht trennen.

Meine zweite Turnfahrt ging über Rostock nach Doberan und Heiligendamm und am zweiten Tag über Warnemünde und Rostock zurück. Es war die erste unsolide. Um fünf Uhr morgens bestiegen wir den Bummelzug von Neustrelitz nach Rostock, die Feldflasche umgehängt, den wohlgepackten Tornister oder Rucksack auf dem Buckel und einen möglichst ungeschlachten Knüppel in der Hand. Die Fahrt bis Rostock währte über drei Stunden, die wir damit ausfüllten, daß wir den Inhalt unserer Feldflaschen durchprobierten. Nun befand sich unter uns Heinz Peters, der Sohn des Fischers Peters, schon ein großer und viel älterer Junge als wir. Der zog eine Riesenbuddel, mit Stroh umflochten, hervor. Sie war mit einem herrlichen, aus Zucker, Rum und Wasser in sehr starker Mischung bestehenden Getränk gefüllt, von dem uns Heinz Peters in seiner Gutmütigkeit soviel abgab, bis die Flasche leer war . . .

Etwa um diese Zeit (Sekunda) wurde ich eingesegnet. Die am Gründonnerstag stattfindende Einsegnungsfeier war ein großes Fest; die eingesegneten Bürgerschüler verließen an diesem Tage gleichzeitig die Schule und traten ins Leben hinaus, was sie dadurch markierten, daß sie am Nachmittag im schwarzen Einsegnungsanzug durch die Straßen spazierten und dicke Zigarren rauchten, wovon ihnen aber bei der Ungewohntheit der Sache etwas übel wurde, so daß sie ständig rechts und links ausspuckten. Mir war am festlichsten zu Mute während der Predigt von Pastor Nahmmacher über den schönen Spruch: „Ihr seid teuer erkaufet, werdet nicht der Menschen Knechte!“ Gleich darauf hatte ich schon wieder weltliche Gedanken, denn ich war ganz versunken in die Betrachtung von Wising Wollerts wundervollem blonden Haar, in dem ein verlorener Sonnenstrahl spielte. Mit der Feierlichkeit war es an diesem Tage für mich überhaupt nicht so recht etwas. Mein Vater war gar nicht für Feierlichkeit, er mußte gleich nach Tisch nach Fürstenberg, wo ein Termin wahrzunehmen war, und da die kirchliche Feier länger als erwartet gedauert hatte, war er schon ungeduldig, zu Tische und dem großen Kalbsbraten zu Leibe zu gehen. Unglücklicherweise

erschien Pastor Nahmmacher mit Frau zum Gratulieren und sie blieben lange, mein Vater saß wie auf Kohlen. Inzwischen klingelte es, und als Johanna ging, zu öffnen, waren es Dr. Roggenbau und Frau, die auch gratulieren wollten. Johanna aber, die einen Heidenrespekt vor den Wünschen meines Vaters hatte, sagte ihnen sofort, es sei besser, sie gingen gar nicht erst hinein, denn mein Vater sei schon wütend, daß Pastor Nahmmacher gekommen sei, und sie würden nur stören. Nun aber meine Mutter, als sie dies später erfuhr! Ich glaube, sie hätte Johanna den Kopf abgerissen, wenn mein Vater sich nicht ins Mittel gelegt hätte. Das war aber nicht alles. Nachmittags ging ich im Busch spazieren und gab mich ernstesten Gedanken über mein künftiges Leben hin. Auf dem Wege nach dem Exerzierfeld stolperte ich in meinem tiefen Sinnen über eine hervorragende Baumwurzel und fiel mit den beiden Knien meines schönen neuen schwarzen Anzuges in einen Kuhfladen, was meiner Stimmung gerade nicht sehr förderlich war. Lange Jahre habe ich große Bedenken gehabt, ob dieses Ereignis vielleicht ein Wink des Schicksals sein und mir anzeigen sollte, mein ganzes Leben werde im Zeichen des Kuhfladens stehen; erst nachdem Eure liebe Mutter mir ihre Hand gereicht und mir damit ein glückliches Leben garantiert hatte, habe ich von diesen trüben Ideen abgelassen.

Das Schönste, was einem als Schüler begegnen kann, sind unvorhergesehene Extraferien, weshalb denn auch jeder Schüler wünscht, das Schulhaus möchte niederbrennen. Dieser Wunsch erfüllte sich uns nun nicht, aber Extraferien hatten wir doch einmal infolge einer sehr verbreiteten, in der Mehrzahl der Fälle aber ungefährlichen Augenkrankheit. Das Beste war, daß die Schule nicht ganz geschlossen wurde, so daß die Lehrer an den Unterricht gefesselt blieben und uns bei unserem Treiben nicht stören konnten. Die von der Krankheit Betroffenen kauften sich einen schwarzen Kneifer oder eine blaue Brille und liefen die ganzen Tage frei umher. Als Schädlichstes für die Augen war verboten, Bier zu trinken und zu baden. Wir taten davon natürlich das Gegenteil, denn nichts konnte uns angenehmer sein, als daß unsere Augen möglichst lange entzündet blieben. Jeden Morgen zogen wir in großer Schar hinaus an der Schloßkoppel entlang zur Jansenschen Brauerei, kauften uns je nach der Zahl der Anwesenden ein großes oder ein kleines Faß Bier, schleppten es in die Anlagen und genossen nun, malerisch im Grünen um das Bierfaß gelagert, das schönste Wetter und unsere Freiheit. War das Faß leer, so begaben wir uns zum Baden und tummelten uns nach Herzenslust im Wasser. Einmal lagen wir nachmittags auch so recht gemütlich im Grase um das Faß, als wir Hunger verspürten. Mein Bruder Karl wurde nach Hause geschickt, um uns heimlich Butterbrot zu holen. Er kam auch mit einer Menge dick bestrichenen Brotes zurück und erzählte vergnügt, meine Eltern seien nicht zu Hause gewesen, er habe sich unbemerkt in den Keller geschlichen und tüchtig in der prächtigen frischen Butter gehaust. Es schmeckte uns sehr gut, aber die Sache hatte einen bitteren Nachgeschmack. Als wir abends zu Hause auftauchten, fanden wir alles in großer Aufregung, Karling hatte nämlich schlauerweise den Kellerschlüssel in der Tasche behalten, und als Johanna das Abendessen bereiten wollte, konnte sie nicht in den Keller. Leugnen half uns natürlich nichts. Nur gut, daß die Zeiten der tüchtigen und wohlverdienten Tracht Prügel damals schon hinter uns lagen.

Auch eine Schülerverbindung nach studentischer Art gab es am Neustrelitzer Gymnasium, der ich jedoch niemals angehört habe. Dagegen gründete ich mit einigen Freunden in Sekunda einen literarischen Verein, der, soviel ich weiß, heute noch besteht. Wir lasen jede Woche einmal abends mit verteilten Rollen möglichst moderne Stücke, nämlich Ibsen. Wir lasen alle herzlich schlecht, nur

als Richard Vollmer, der Sohn des berühmten Schauspielers Arthur Vollmer in Berlin, auf einige Zeit nach Neustrelitz kam wurde es besser; er selbst deklamierte großartig, und wir lernten wenigstens etwas von ihm. Bei den Leseabenden ging es durchschnittlich sehr solide zu, hin und wieder kamen indessen Ausnahmen vor, und einen italienischen Rotwein zu fünfzig Pfennig die Flasche habe ich in schrecklicher Erinnerung. Einst hatte mein Freund Paul Suhr, jetzt Pastor, eine große Terrine voll Grog aus Rum gebraut, ich übernahm mich wie gewöhnlich, und noch heute kann ich Grog von Rum nur mit einer gewissen Überwindung genießen. Das hätte mir nun ja sehr nützlich sein können, leider bin ich aber schon früh auf das Auskunftsmittel verfallen, Grog von Arrak zu bereiten.

Angesichts aller dieser Streiche und Vergnügungen werdet Ihr sicher denken, daß ich die Schule vernachlässigte und ein schlechter Schüler war. Das war aber nicht der Fall. Sehr fleißig war ich gerade nicht, aber doch kein schlechter Schüler. In den zwölf Jahren, die meine Schulzeit im ganzen umfaßte, bin ich sechsmal als Erster, einmal als Dritter, einmal als Vierter, sonst als Zweiter versetzt worden. Viel gearbeitet habe ich an meinen deutschen Aufsätzen, die mir Freude machten. Diese Arbeit lohnte sich auch, denn in Unterprima hatte ich die Art, wie man einen deutschen Aufsatz machen mußte, so heraus, daß ich jeden Aufsatz, wenn es mir paßte, gleich ohne Korrektur ins Reine schrieb und ich kaum jemals eine schlechtere Note als gut erhielt.

Trotzdem ich in der Schule ganz gut vorankam, entging ich doch nicht der Bekanntschaft mit dem Karzer, dieser schärfsten aller Schulstrafen. Auch hätte ich mich jedenfalls entehrt gefühlt, wenn ich niemals im Karzer gesessen hätte. Es war ein kahler viereckiger Raum mit weiß getünchten Wänden hoch oben im Schulgebäude; ein Schreibpult, ein Stuhl, eine hölzerne Pritsche bildeten die ganze Ausstattung. Das Fenster war vergittert. Das erste Mal wurde ich auf einen halben Tag hineingeschickt wegen allgemeiner Frechheit, das zweite Mal wegen allgemeiner Faulheit. Das erste überraschte mich nicht, das zweite halte ich heute noch für ungerecht. Faul war ich sicher, aber ich wußte immer noch ganz gut Bescheid. Zu machen war aber nichts, also stellte ich mich denn am Mittwochmittag ein, in der Hand Schreibpapier und ein lateinisches Buch, aus dem ich übersetzen sollte, unter den Rock geknüpft die deutsche gedruckte Übersetzung, den „Schmook“ eben dieses lateinischen Buches, und das Karzeralbum, in der Hosentasche eine große Rolle Bindfaden. Der Schuldiener schloß mich ein. Die ersten Stunden vergingen schnell mit der Lektüre des Karzeralbums und mit der Anfertigung des Gedichtes für dasselbe; dann piff es unter dem Fenster, tief unten stand mein Freund „Schneider“ Breithaupt und winkte mir verführerisch mit zwei Flaschen Bier, während ein anderer an der Ecke Wache hielt, um uns vor Überraschungen zu sichern. Schnell ließ ich den Bindfaden herunter, die Bierflaschen wurden angebunden, ich zog sie herauf, und nachdem ich sie ausgetrunken hatte, beförderte ich sie auf dieselbe Weise wieder hinunter. So verfloß die Zeit, bis ich endlich auch an meine Strafarbeit denken mußte. Es war schon spät, als ich daran ging, und ich hatte überhaupt nicht die Absicht, viel davon fertigzustellen, denn ich sagte mir, der Onkel werde doch nicht so dumm sein meine Arbeit nachzusehen, dann sei er ja mitbestraft. Deshalb nahm ich einen halben Bogen, schrieb auf die erste und die letzte Seite etwas von meinem „Schmook“ ab und, damit es sich nicht so dünn anfasse, was den Onkel hätte aufmerksam machen können, legte ich einige halbe Bogen weißes Papier in die Mitte hinein. Es kam auch ganz so, wie ich gedacht hatte, der

Onkel hat nie ein Wort über diesen Betrug verloren und meine schöne Strafarbeit jedenfalls sofort in den Papierkorb wandern lassen.

Im Großen und Ganzen stand ich mich mit meinen Lehrern überhaupt nicht gut. Die Schuld lag hauptsächlich an mir, ich war ein sehr wenig liebenswürdiger Junge, überheblich und frech; vor allen Dingen von einer ständigen Auflehnung gegen den Zwang. Ich suchte gegen jede Anordnung Front zu machen, kurzum, ich erschwerte den Lehrern das Leben und ärgerte sie weidlich. Deshalb waren sie und ich gleichmäßig froh, als mein Abiturientenexamen heranrückte. Ich sah ihm ohne weitere Aufregung entgegen, es sollte mir indessen eine recht unangenehme Überraschung bringen.

Nachdem wir die schriftlichen Arbeiten hinter uns hatten, blieben uns zwei oder drei freie Wochen, um uns auf das mündliche Examen vorzubereiten. Ich nahm während derselben wohl an den gemeinsamen Arbeiten der anderen Abiturienten teil, z. B. dem Durcharbeiten der Gedichte von Horaz, kümmerte mich aber sonst herzlich wenig um das mündliche Examen, denn ich war meiner schriftlichen Arbeiten sicher; ich mußte von der Ablegung des mündlichen Examens dispensiert werden. Am Morgen versammelten wir uns neun Mann hoch in der Aula; Konsistorialrat Präfke als Vorsitzender der aus allen älteren Lehrern bestehenden Prüfungskommission eröffnete uns, Walter Sauter, Tüter Meyn und Max Ludwig seien dispensiert worden, ich dagegen, dessen schriftliche Arbeiten die besten seien, wegen schlechten Betragens nicht. Geschadet hat es mir natürlich nichts, rein praktisch betrachtet war es sogar ganz gut, daß ich die Erfahrung eines mündlichen Examens gewann. Die Ablegung des mündlichen Examens war unter den Umständen natürlich ein Spaß, denn nach der Mitteilung, daß meine schriftlichen Arbeiten die besten gewesen seien, war ich ja sicher, daß mir nichts mehr passieren konnte. Ich war denn auch soweit sehr ruhig, und es gelang mir trotz meiner verhältnismäßig schlechten Vorbereitung, wahrscheinlich gerade infolge dieser Ruhe, auch im mündlichen Examen die meisten Fragen einigermaßen zu beantworten, zumal ich im großen und ganzen nicht viel mit Wissensstoff gequält wurde, sondern mehr allgemeine Fragen erhielt, die man mit etwas Verstand und Nachdenken zu beantworten vermochte. Ich war sogar so ruhig, daß ich anderen vorzusagen anfang und damit um ein Haar nach mehrmaliger Verwarnung noch ganz rausgeschmissen worden wäre. Noch mehr Geistesgegenwart freilich als ich hatte mein Freund Adolf Buttermann, der hatte die Episteln von Horaz nicht präpariert, er war nicht dazu gekommen. Ausgerechnet sollte er aus einer Epistel übersetzen und erhielt etwa fünf Minuten Zeit, um sich die Stelle anzusehen. Als er nun herankam, las er einfach die Ode mit derselben Nummer und erklärte, er hätte verstanden, die Ode sollte er nehmen. Trotzdem der Oberschulrat zunächst widersprach, beließ man es auf Bitten der anderen Lehrer dabei, um ihn nicht die Vorbereitungszeit von fünf Minuten verlieren zu lassen. Ich wünsche Euch in allen ähnlichen Lagen eine gleiche Geistesgegenwart und vor allen Dingen auch ein gleiches Glück.

Nachmittags um vier Uhr war das mündliche Examen überstanden, und ich hatte die Schule endgültig hinter mir. Gefeiert wurde das Examen in meinem alten Stammlokal, dem Fürstenhof, der meinem Freunde Lüdecke gehörte. Dort saßen schon seit dem frühen Morgen die drei vom mündlichen Examen Dispensierten mit den Primanern und Sekundanern beim sogenannten „Durchsuff“. Es wurde auf die Kneiptafel für jeden im mündlichen Examen befindlichen Mitschüler eine brennende Kerze gestellt, flackerte eine davon, so bedeutete das, der Betreffende befinde sich in Gefahr, und um ihn zu unterstützen, trank die Corona

einen Ganzen auf sein Wohl. Man war also bereits in recht heiterer Stimmung, als wir letzten sechs Abiturienten uns zu den anderen gesellten. Die Feier setzte sich bis tief in die Nacht hinein fort, und erst gegen ein Uhr morgens trat ich mit den letzten, unter ihnen mein Freund Klüter Stein, der schon seit einem halben Jahr Student war, auf den Marktplatz hinaus. Es war eine kalte, aber stille und klare Märznacht, der Marktplatz mit runden Anlagen in der Mitte, mit Kirchturm und Rathaus lag in glänzendem Mondschein vor uns. „Wo hübsch“, sagte Klüter Stein, „kiek mal, wo hübsch dat is. Nu fehlt bloß noch, dat de Springbrunnis gahn. Äwer dat will'n wie woll kriegen, ick weit, wo de Slätel liggt, ick dreih de Springbrunn up un denn smiet ick den'n Slätel in't Gebüsch, denn kann keiner em finn un de Springbrunn lopen bät morgen früh.“ Klüter Stein entfernte sich von uns, wir lärmten an einer Ecke des Marktes ein wenig, um die Aufmerksamkeit der Nachtwächter auf uns und von ihm abzulenken. Er holte den Leitungsschlüssel unter seiner Klappe hervor, und mit einem Male sauste der Wasserstrahl erst aus einem, dann aus allen vier Springbrunnen in die ruhige Nacht hinein, so hoch, wie ich es nie gesehen habe. Klüter Stein hatte recht gehabt, die silbernen Wasserstrahlen im Mondschein, das Plätschern der Springbrunnen in der schweigenden Nacht erhöhten den Zauber der Stunde beträchtlich. Die Nachtwächter aber hatten wenig Verständnis dafür, sie liefen umher und fluchten, und wollten den Täter ergreifen und konnten den Schlüssel nicht finden, aber wir lachten sie aus, wir waren weit davon gewesen, und Klüter Stein befand sich längst wieder unter uns. Die Springbrunnen aber sprangen die ganze Nacht hindurch zur Feier meines Abiturientenexamens.

Wenige Tage später packte meine Mutter meinen Koffer, wie sie ihn noch oft gepackt hat, und ich fuhr nach Berlin und von dort weiter durch das schöne deutsche Land nach der alten Stadt Heidelberg als ein freier Student. Eine Welt tat sich vor mir auf, und ein Ende hatte die Zeit, als ich ein Junge war. — — —

Wenn Ihr nun überlegt, was ich alles Schönes in meiner Heimatstadt erlebt und wie lustig und vergnügt ich Euch hier davon erzählt habe, so werdet Ihr gewiß meinen, daß ich in der schönsten Stadt der Welt aufgewachsen bin. Und das ist auch richtig; aber es ist etwas Eigentümliches darum. Viele, viele Tausende von Menschen sind in der schönsten Stadt der Welt aufgewachsen, auch wenn sie nicht Neustrelitz hieß; und wenn Ihr noch nicht verstehen könnt, was ich damit meine, so wartet, bis Ihr so alt seid wie ich jetzt, und es wird Euch klar werden. Mögt Ihr dann ebenso dankbar und ebenso glücklich Euren Kindern von Eurer Jugend erzählen können, das ist der Weihnachtswunsch, mit dem ich Euch dieses Buch unter den Baum lege.

Ist Heimweh unmodern?

Von Friedrich Lube

Fast könnte man meinen, Heimweh sei etwas, das sich überlebt hat und es könnte altmodisch klingen, in dieser überschnell und oberflächlich dahinlebenden Welt von Heimweh zu sprechen. Trotzdem wollen wir uns einige Gedanken darüber machen.

Von jeher wird in Musik und Literatur die Heimat und die Sehnsucht nach der Heimat verherrlicht. Jeder kennt ein Lied der Heimat, sei es ein klassisches Werk oder sei es auch nur der Mann aus der Fremde, der uns in jedem Jahr wieder

im Karneval begegnet und der „möcht zu Fuß nach Kölle gahn“. Lieder, die die Sehnsucht nach der Heimat besingen, erfreuen nicht nur das Ohr, sie ergreifen auch in besonderer Art das innere Empfinden des Menschen, denn die Heimat wird lebendig, wenn die Melodie erklingt. Wir Caroliner haben unsere Heimat zunächst verloren, unsere Zeitschrift „Das Carolinum“ erscheint in Göttingen, das Carolinertreffen findet in Marburg statt, man kann bis in das entfernte Ausland leichter telefonieren als in die Heimatstadt unseres Carolinum, Neustrelitz.

Als Heimweh bezeichnet man jene schmerzhaft gefühlte Regung, die den Menschen nach der Trennung von seiner Heimat befällt. Und es ist nicht nur die Schwierigkeit, die das Aufgeben von Lebensgewohnheiten mit sich bringt, es muß tiefer liegen. An andere Lebensgewohnheiten kann man sich schon bald gewöhnen. Aber dadurch wird man vom Heimweh nicht frei, es kann sich sogar verstärken. Der Mensch hat eine Vielfalt von Erbanlagen, die zum Teil durch seinen Lebensweg gut entwickelt werden, zum Teil aber auch mangelhaft oder gar nicht zur Geltung kommen. Es ist ohne Zweifel, daß bestimmte Gegenden einen Menschentyp mit bestimmten Eigenarten prägen; von der See, vom Gebirge ist das bekannt, aber auch von anderen Gegenden, z. B. von der Heide. Der Schreiber dieser Zeilen ist ein Mecklenburger, seine Vorfahren waren seit 1680 in dem kleinen Raum Wesenberg—Mirow—Neustrelitz ansässig; die letzte Heimat, Feldberg, zeigt sich in der Festschrift zum 25jährigen Bestehen der C. Z. in ihren schönsten Bildern. Haben auch wir Mecklenburger eine charakteristische Prägung durch unsere Heimatlandschaft aufzuweisen? Unsere Heimat zeichnet sich durch besondere Schönheit aus, die vielen Seen und Wälder sind in dieser Verbindung anderswo kaum anzutreffen. Es ist also eine Landschaft, der man schon zutrauen kann, daß sie Menschen formt. Man muß in der Tat annehmen, daß die Landschaft, in der jemand geboren wird und aufwächst, daß der Boden, auf dem er lebt, bestimmte Anlagen in ihm zur Entfaltung bringt und prägt, so daß ein Gesamtbild des Menschen entsteht, das charakteristisch ist und sich von dem anderer Menschen, die vielleicht gar nicht weit entfernt wohnen, in bestimmten Zügen unterscheidet. Es dürfte kaum eine Gegend in unserem Vaterlande geben, die nicht für sich in Anspruch nimmt und nehmen kann, daß sie Menschen hervorbringt, die für diese Gegend und nur für diese Gegend typisch sind. Wir sprechen von den Hanseaten, den Niedersachsen, den Schwaben, den Bajuwaren, den Schlesiern, den Ostpreußen und nehmen dabei als selbstverständlich hin, daß alle diese verschiedenen Stämme sich in bestimmten Merkmalen voneinander unterscheiden, mundartlich oft so sehr, daß eine Verständigung schwierig wird.

So gibt es auch einen typischen Mecklenburger. Das ist um so erstaunlicher, als in den vergangenen Jahrhunderten unsere engere Heimat Mecklenburg zweimal Opfer von Kriegen wurde und nach Abzug der feindlichen Heere so gut wie menschenleer war. Es wanderten von allen Seiten Menschen wieder zu, die sich gewiß nicht alle gleich waren und die dann doch zu richtigen eigentlichen Mecklenburgern wurden. Es gibt also auch charakteristische Eigenschaften dieser vergleichsweise so kleinen Menschengruppe der Mecklenburger. Für denjenigen, der Plattdeutsch spricht oder lesen kann, sind sie leicht zu finden, denn in Fritz Reuters „Stromtid“ sind sie alle versammelt. Der Mecklenburger ist tief und schwerblütig, still und wortkarg und wird daher die Sehnsucht nach der Heimat, von der er nicht gern spricht, auf seine besondere Art empfinden. Dabei fehlt es ihm nicht an Humor, im Gegenteil, aber auch dieser Humor ist von stiller Art und hat zuweilen etwas Grimmiges an sich. — Eine andere Charak-

terisierung des Mecklenburgers als Soldaten lautet: Etwas schwerfällig, aber da wo man ihn hinstellt, steht er, bis man ihn totschießt.

Nun soll aber keineswegs der Eindruck erweckt werden, als wollten wir den Mecklenburger als etwas Besonderes herausstellen. Wo man geboren ist und wo man aufwächst, dort ist die Heimat, auch wenn die Landschaft sich nicht durch Besonderheiten auszuzeichnen scheint. Bei näherer Betrachtung hat jede Landschaft ihren eigenen Charakter. — Wenn man, wie ich, als Arzt viele Jahre in einer großen Stadt gelebt und praktiziert hat, einer Stadt, die, wie viele andere auch, aus kleinen Ortschaften zusammengefllossen ist, muß man sich immer wieder darüber wundern, wie verschieden die Menschen sind, die in den einzelnen Bezirken wohnen und wie sie sich innerhalb dieser gleichen.

Der Verfasser dieser Skizze hat eine Frau aus Niedersachsen gewählt und es leben und wachsen in seiner Stadt 10 seiner Enkelkinder auf. Diese Kinder werden einmal wissen, daß ihr Großvater aus Mecklenburg kam, aber sie selber werden Niedersachsen sein. Nur, wenn einmal eines von ihnen nach Mecklenburg verschlagen werden sollte, wird es sich dort bald heimisch fühlen, denn dann werden die vom Großvater her ererbten Anlagen entwickelt werden, die bisher schlummerten. Es müssen also Kräfte am Werk sein, die vom Boden her auf den Menschen wirken und ihn prägen. — Der Boden beeinflußt dann auch aus der Ferne Hinzukommende. Wir haben eine große Anzahl von Flüchtlingen, die hier im alten Braunschweig seßhaft geworden sind und sich im Laufe der Zeit der neuen Heimat zugehörig fühlen, also bereit sind, auch deren Bräuche zu übernehmen. Aber wenn sie einmal zu einem Heimattreffen fahren, dann sind sie erst wirklich „zu Hause“, wenn auch in dem Augenblick außer dem Zusammenklingen von Sprache und Art alle äußeren Voraussetzungen für das „zu Hause“ fehlen. Es wird also sehr langer Zeit bedürfen, ehe sie ganz „Niedersachsen“ geworden sind.

Wenn wir in unserer uns allen liebgewordenen Zeitschrift „Das Carolinum“ die genannten Charaktereigenschaften des Mecklenburgers suchen, werden wir sie auf Schritt und Tritt finden. Die tiefe Verbundenheit mit den kleinen Dingen des Alltags, die eine bestimmte Gemütslage zur Voraussetzung hat und der Humor, der überall durch die Zeilen blickt, nicht nur in der plattdeutschen Ecke, das sind so charakteristische Anzeichen. Und daß die Verbundenheit mit dem Schicksal der übrigen Caroliner einen so breiten Raum einnimmt, und daß es gar nicht anders sein kann, das wollen wir uns auch gern als charakteristisch zurechnen. Mit besonderer Freude kann man feststellen, daß viele von denen, die nicht in Mecklenburg zu Hause sind, sondern nur kurze oder längere Zeit in Neustrelitz auf dem Carolinum waren, von der Mecklenburger Art so beeindruckt sind, daß es ein Leben lang vorhält.

Vor einiger Zeit las ich einen Artikel, in dem ein Reisender auch über Neustrelitz sprach. Er sagte u. a. „Dem Fremden, der nach langen Jahren wieder einmal hier vorbeigekommen ist, kann Neustrelitz nicht mehr viel bedeuten.“ Das ist von uns alten Carolinern aus gesehen ein Irrtum, der nur dadurch erklärt werden kann, daß der Autor ein „Fremder“ war.

Wie müssen wir uns nach unseren Überlegungen die Frage beantworten, die unser Thema enthält: Wir kommen zu dem Ergebnis, daß Heimweh ein biologischer und seelischer Vorgang ist, der weder modern noch unmodern sein kann, er ist eben da. Nur, daß er den einen heftig ergreift, den anderen weniger heftig, einen dritten überhaupt nicht, das ist der Unterschied. Das letzte haben

wir Mecklenburger nicht zu befürchten. Denn das Heimweh gehört zu uns, wie zu allen Menschen, die ihre Heimat lieben; wir schämen uns dessen nicht.

Wir Caroliner haben den großen Vorzug, unserer Liebe zur Heimat Ausdruck zu verleihen und uns untereinander in unseren Blättern nahe zu bleiben. Dafür wollen wir alle, — nicht nur die im Ausland lebenden Caroliner und die von uns getrennten Freunde, — von Herzen dankbar sein.

Besinnlicher Rückblick

Juni 1948. Endlos erschien den in die Heimat zurückkehrenden Kriegsgefangenen die Fahrt durch die weiten Steppen Rußlands und durch die verödete polnische Landschaft. Nach Tagen erwartungsvoller Unruhe erreichte unser Transport Frankfurt an der Oder. Hinter uns lagen harte und entbehrungsreiche, zermürbende und vernichtende Jahre eines Gefangenenlebens. Verloren, aber nicht vergessen war der Krieg. Von der Schulbank weg waren wir im Frühjahr 1941 ins Feld gezogen. Was konnte uns Schüler in dieser Zeit enger miteinander verbinden als die gemeinsam erlebte Schulzeit? Wir schrieben Briefe, tauschten Erlebnisse aus und waren mit unseren Gedanken bei unseren in Neustrelitz verbliebenen lieben Eltern. Je grausamer und tragischer das Kriegsgeschehen wurde, desto lockerer wurde auch die Verbindung zwischen uns. Der Tod hatte die ersten Lücken in unsere Reihen gerissen. Viele wurden während der kriegerischen Ereignisse verwundet, andere vermißt. Aber es gab doch hin und wieder Stunden, die der Besinnung und Erinnerung gewidmet waren. In Gedanken machten wir dann einen Spaziergang durch den herrlichen Tiergarten, blickten von der Schloßterrasse auf den Zierker See, fuhren zum Baden oder standen ehrfürchtig vor den Portalen unseres schönen Carolinum. Ab und zu hielten wir auch einmal Umschau, aber manches Gesicht war nicht mehr zu sehen. Unerbittlich griff der Tod um sich, Namen, immer wieder neue und doch so alte, vertraute Namen, die uns die „Caroliner Zeitung“ mitteilte: sie alle waren von uns gegangen, für immer dem Leben entrissen. Die Schlußakkorde klangen auf; bis zum bitteren Ende hatte uns das Schicksal geführt. Nun senkte sich ewige Nacht über uns, aus der wir Überlebenden erst wieder hinter Stacheldraht aufwachten. Es begann eine noch trostlosere Zeit; die jahrelange Trennung zehrte an uns, bis sich eines Tages unerwartet die Tore des Kriegsgefangenenlagers für uns öffneten und wir heimkehren durften.

Da waren wir nun wieder: verstreut in alle Winde, jeder in einer anderen Gegend. Richteten sich unsere Blicke nicht unbewußt wieder auf unser liebes Neustrelitz? War in diesem Augenblick der Rückkehr nicht jeder von uns irgendwie daheim? Rief nicht jeder in seiner Erinnerung noch einmal die Schulzeit wach? Da war also auch unser Carolinum: Oberschule für Jungen und Gymnasium. Gewiß, es war da, doch leider nur in der Erinnerung. Tatsächlich war unsere ehrwürdige Anstalt ihrem eigentlichen Zweck entfremdet worden. Trotzdem lenkten wir unsere Schritte in die Luisenstraße. Aus dem grauen Nebel der Erinnerung tauchte vor uns das wundervolle Gebäude am Glambecker See auf: die Klassenräume, die Zeichensäle, die Aula, die Turnhalle, die Physik- und Chemieräume, das Musikzimmer, alles, aber auch alles war wieder gegenwärtig und lebendig. Hätten wir uns nicht gern noch einmal auf die Schulbank gesetzt, um die Jahre bis zum Abitur an unserem geistigen Auge vorüberziehen zu lassen? Ja, und dann standen und gingen sie alle: unsere

Schulkameraden, unsere Lehrer, unsere Freunde. Zwar waren ihre Reihen gelichtet, aber viele waren doch da. Jetzt waren wir noch einmal mitten in unserer Schulzeit und dachten an die vielen schönen Jahre. Aber die rauhe Wirklichkeit riß uns gar bald aus unseren Träumen. Nichts war in Wirklichkeit da, nur Mauern, Gebäude, der verlassene Schulhof, ein verödeter Garten, Leere und Finsternis. Unterdess begann das große Fragen. Wir hielten Umschau, forschten hier, schrieben dort, erkundigten uns und schlugen bald eine neue Brücke der Herzlichkeit, der Verbundenheit, der Kameradschaft und Freundschaft hinüber zur Carolinerschaft, jener Gemeinschaft, die über alle Stürme der Kriegs- und Nachkriegszeit hinweg Bestand gehabt hat und uns nun wieder in ihre Reihen aufnahm. Langsam fanden wir zueinander; es wurde und wird eine große Familie, die ihren ersten Schritt in ein neues Leben erfolgreich getan hat.

Jahre der Anstrengung und Entsagung liegen heute hinter uns. Versäumtes ist nachgeholt, das Dasein mit einem neuen und besseren Inhalt erfüllt worden. Wir haben gelernt, gearbeitet und eine Lebensaufgabe übernommen. Ein bestimmtes Ziel haben wir bereits erreicht und kommen erst jetzt so recht zur Besinnung, daß wir eigentlich ja auch Caroliner sind, ehemalige Angehörige einer bedeutsamen Lehranstalt, die, aufbauend auf ihrem in der Schulzeit erworbenen Wissen, zusammengekommen sind, um die Tradition zu pflegen, das Zusammengehörigkeitsgefühl zu stärken und einen gemeinsamen Weg zu gehen. Unsere alte Schule und unsere Schulzeit sind dabei zu Bindegliedern geworden, die stärker sind als die sonstigen Kräfte. Welch ein einigendes Band vermag doch eine Schule zu knüpfen! Jetzt sind alle wieder da, die Alt-Caroliner, zusammengefügt auf ein paar Seiten in einem namentlichen Verzeichnis. Welch eine Fülle von Gedanken und Erinnerungen taucht beim Lesen dieser Namen auf. Mit jedem einzelnen von ihnen ist die Lebensgeschichte einer Generation verbunden. Man kann, man muß längere Zeit verweilen, um diese Geschichte, dieses Schicksal jedes einzelnen neu zu erleben: Name, Vorname, Beruf und Anschrift. Hinter diesen in lapidarer Kürze gemachten Angaben verbirgt sich eine Welt für sich. Was sie waren, was sie sind — das sind zwei Pfeiler einer nahezu unüberschaubaren Vergangenheit und Gegenwart. Dazwischen lag für jeden von uns ein tiefer und furchtbarer Abgrund, den übersprungen zu haben wir dankbar sein können. Einst ein jugenhaftes, verspieltes Wesen, langsam zum Schüler heranwachsend, mit den ins Land gehenden Jahren reifer werdend, bereiteten wir uns auf die erste große Prüfung unseres Lebens, das Abitur, vor. Schon den Blick auf den Sinn und Zweck, den Ernst und die Notwendigkeit unseres Daseins gerichtet, traten wir dann über die Schwelle unseres Carolinums hinaus in den nun erst beginnenden Lebenskampf. Immer und immer wieder stellte uns das Leben vor neue Prüfungen, bis wir erkannten, daß das ganze Leben nur eine einzige Prüfung ist. Da sind nun unsere Namen, aber auch unsere Schicksale aufgezeichnet, schlicht und einfach, in alphabetischer Reihenfolge, immer den Blick auf den Vordermann gerichtet; dahinter aber steht unser Carolinum, unsere schöne, alte Schule. Wer nennt die Namen . . . und welche Erlebnisse sind mit ihnen verknüpft! Dankbar, immer wieder dankbar sind wir, die wir da genannt sind, unserer verehrten Lehrerschaft, die uns das Rüstzeug für das Leben gegeben hat. Mit ihr fühlen wir uns eng und herzlich vereint; was wir sind, wurden wir durch sie, was wir tun, tun wir mit ihr, was wir wollen, wollen wir auch von ihr: für immer miteinander verbunden bleiben.

Heinz Lohmeyer



Das Neubrandenburger Gymnasium (zerstört 1945)

Aus der Geschichte des Gymnasiums in Neubrandenburg

Von Erich Mahn

Die genaue Zeit der Gründung der „Lateinschule“, aus der das spätere Gymnasium hervorgegangen ist, ist zwar nicht bekannt. Angenommen wird für sie die Zeit „um 1350“; 1355 wird zum ersten Male ein Schulrektor genannt. Zweifellos aber hat diese Schule spätestens in der Zeit der Reformation bestanden.

Die Nachrichten über die Frühgeschichte des Schulwesens Neubrandenburgs sind im übrigen nur spärlich, da alle älteren städtischen Unterlagen in einem der früheren großen Stadtbrände verloren gegangen sind. Jedenfalls wurde die mittelalterliche Schule von vornherein der Kirche angegliedert. Von den 250 Hufen, die durch den Stiftungsbrief, der die Gründung der Stadt vor jetzt über 700 Jahren anordnete (4. Januar 1248), der Stadt zugelegt wurden, wurden 18 der Kirche zugewiesen, und zwar mit der Verpflichtung, die Sorge für die Schule in vollem Umfange zu übernehmen. Sie blieb auch unter der Aufsicht des evangelischen Neubrandenburger Superintendenten, nachdem durch herzogliche Verfügung von 1585 die Unterstellung unter das Patronat der Stadt ausdrücklich bestätigt worden war.

Diese ursprünglich einzige öffentliche Schule der Stadt führte den Namen „Latein(-ische)“ oder „Gelehrten-Schule“. — 1553 war ihr Rektor der Vater des wissenschaftlich einflußreichen Spät-Humanisten Joh. Caselius. — Den Unter-

richt führten u. a. drei Lehrer durch: der Rektor, der Baccalaureus (auch Subrektor genannt) und der Kantor; zeitweise blieb eine Stelle unbesetzt, so in der Zeit, in der Joh. Heinr. Voß (Ostern 1766 bis Michaelis 1769) die Schule besuchte. Er gibt in seiner Selbstbiographie die Zahl seiner Mitschüler („Lehrlinge“) mit etwa 50, die der wöchentlichen Unterrichtsstunden mit 38 an, als Lehrfächer Latein, Griechisch, Hebräisch, Französisch, Religion, Dogmatik, Redekunst, Gelehrtenkenntnis, Geschichte, Naturgeschichte und Gesang (Deutsch fehlt; in einer Gedächtnisrede auf Joh. Voß heißt es: „Auf damaligen Schulen kannte man nämlich nur die Beschäftigung mit römischen Dichtern und deren Nachbildung; es galt als Schimpf, sich mit deutschen Dichtern zu beschäftigen“).

Um 1770 bestand die ganze Schule aus zwei Klassen, einer großen und einer kleineren. Zu den zwei, dann drei Klassen „Prima“, „Sekunda“ und „Tertia“ kam 1814 die „Quarta“ hinzu. Der Unterricht in den einzelnen Klassen war nicht in allen Fächern getrennt. Die Trennung wurde erst im gleichen Jahre 1814 durchgeführt.

1798 wurde eine „deutsche Schule“ eingerichtet, die 1805 den Namen „Bürgerschule“ erhielt und drei Klassen („Quinta“, „Sexta“ und „Septima“) zählte. Erst in Quinta begann der lateinische Unterricht, wahlfrei, für diejenigen Schüler, die in die Gelehrtenschule übergehen wollten; für die übrigen bildete der Besuch dieser Klasse den Abschluß ihrer Schulzeit.

Die „Gelehrtenschule“, deren Schulberichte noch bis zum Ende der 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts ganz in lateinischer Sprache abgefaßt wurden, wie denn das Hauptgewicht des Unterrichts weiterhin auf den alten Sprachen ruhte, wurde durch besondere großherzogliche Verfügung am 8. Januar 1841 zum „Gymnasium“ erhoben, was freilich kaum etwas anderes als eine Namensänderung bedeutete, da Schulverfassung, Lehrpläne und -ziele usw. im Grunde dieselben blieben. Im Jahre 1846 wurde für diejenigen Schüler des Gymnasiums, für die auf den Unterricht in den alten Sprachen verzichtet wurde, ein Parallelzug eingerichtet; er führte zunächst bis zur Tertia, seit 1855 bis zur Sekunda und bot statt der alten Sprachen Unterricht in der französischen und englischen Sprache. Seit 1869 wurden diese Realklassen wieder abgebaut, und es erfolgte die grundsätzliche Trennung der erweiterten „Bürgerschule“ vom Gymnasium; diesem wurde eine eigene „Quinta“, zwei Jahre danach eine „Sexta“ angefügt.

Die Vorbereitung auf die Septima geschah in Privatschulen.

Im Jahre 1872 wurden zum ersten Male Zeugnisse ausgestellt, die zum einjährigen Militärdienst bei freier Wahl des Truppenteils berechtigten und durch die Versetzung in die Obersekunda erreicht wurden. Um denjenigen, die mit diesem Zeugnisse die Schule verlassen wollten, zu ermöglichen, statt Griechisch Englisch zu nehmen, wurde die Einrichtung der sogenannten „Nichtgriechen“ getroffen; sie erhielten von Tertia ab englischen Unterricht und wurden im praktischen Rechnen weitergeführt; um jene Berechtigung zu erlangen, mußten sie sich einer Abschlußprüfung unterziehen. Diese Einrichtung bestand bis zum Ende des ersten Weltkrieges.

Im Jahre 1878 wurde die „Bürgerschule“ zur sechsklassigen „Mittelschule“ erhoben, mit Französisch und Englisch in den zwei oberen Klassen; ihre unteren drei Klassen waren zugleich „Vorschule“ für das Gymnasium.

Im Jahre 1902 begann mit dem Abbau ihrer drei oberen Klassen statt deren der Aufbau einer sechsklassigen „Lateinlosen Realschule“, die bis in die jetzigen 30er Jahre bestand und gleichfalls nach einer Schlußprüfung das obige Berechtigungszeugnis (nach dem Weltkriege zur Aufnahme in die OII einer Oberrealschule berechtigt) verlieh.

Bürger-, Mittel-, Vor- und Realschule waren in den Räumen des Gymnasiums mituntergebracht und unterstanden, die beiden ersteren unter eigenem Rektor, die Realschule unmittelbar, dem Direktor des Gymnasiums.

Das nachweislich älteste Schulgebäude stand wahrscheinlich schon auf dem späteren Schulgrundstück am Marienkirchplatz. Im 17. Jahrhundert wurde es, als „in dem großen Kriegswesen heruntergefallen“, wieder ausgebaut und hatte vier „auditoria“ und für die Schulkollegen sieben kleinere Stuben. Als es auch nach weiterem Umbau den Anforderungen nicht mehr genügte, ließ Großherzog Georg es abreißen und ein neues, würdiges Haus (Inscript: „Georgius M. D. M. hanc aedem juventuti erudiendiae sacram condidit MDCCCXXVI“) erbauen, das 1826 vollendet und dem Rate übergeben wurde. — Nicht alle Räume wurden sogleich für Unterrichtszwecke verwendet; einige dienten weiterhin Lehrern als Wohnung.

Die beiden noch stehenden Hofgebäude (jetzt Adolf-Hennecke-Berufsschule) entstanden in den Jahren 1881 und 1904.

Am 7. November 1895 wurde die „Turnhalle“ in der Großen Krauthöferstraße eröffnet, deren Bau vornehmlich durch Veranstaltungen und Sammlungen der Lehrer und Schüler des Gymnasiums ermöglicht wurde und die zunächst nur für die Schulen bestimmt war.

Die Einrichtung einer öffentlichen Mädchenschule erfolgte 1810 im Eckhause Thälmann- und Badstüberstraße. Sie bestand bis 1825 aus nur zwei Klassen und litt auch später noch oft im Wettbewerb mit Privatschulen; so betrug die Schülerinnenzahl 1845 nur 55. 1863 zählte sie fünf, 1870 sechs Klassen. Die Schülerinnenzahl hob sich (1885: 230), so daß sich in den Räumen des bisherigen Schulgebäudes bedenklicher Platzmangel zu zeigen begann. 1895 übersiedelte die Schule in das geräumte Volksschulgebäude in der Poststraße (jetzt Grundschule). In den folgenden etwa 20 Jahren durchlief sie im neuen Heim, in ihrem inneren Aufbau mit der allgemeinen Fortentwicklung des Bildungswesens der weiblichen Jugend Schritt haltend, ihren weiteren Aufwärtsweg — 1900 wurde sie zu einer neunklassigen, 1911 zu einer zehnklassigen Anstalt — bis zum „Lyzeum“. In diesen Namen änderte sie 1911 ihre früheren Bezeichnungen als „(Höhere) Töchtertschule“ und „Höhere Mädchenschule“.

Ein neues Schulhaus wurde für das Lyzeum mitten im ersten Weltkriege, — in dessen erstem Jahr sein Direktor an der Ostfront gefallen war —, Ostern 1916, eingeweiht; es ist das stattliche Gebäude der jetzigen Fr.-E.-Oberschule.

(Nach Wendt, *Geschichte der Vorderstadt Neubrandenburg*)

Nach dem Kriege wurde 1920 der Grund zur beabsichtigten Umwandlung der Realschule in eine Oberrealschule durch Errichtung einer Obersekunda gelegt; diese ging jedoch mit Ablauf des Schuljahres wieder ein, da der weitere Ausbau sich infolge zeitbedingter Schwierigkeiten als unausführbar erwies.

Den Weg zur — zwölfstufigen, zur Hochschulreife führenden — Vollanstalt beendete noch im Anfang der 20er Jahre dagegen das Lyzeum, indem es seit 1920 von seiner drittobersten Klasse eine „Realgymnasiale Studienanstalt“ abgabelte und Ostern 1925 deren erste Abiturientinnen entließ. Vom gleichen Jahre ab formte die Studienanstalt sich zum „Reformrealgymnasium (für Knaben und Mädchen)“ (Englisch, Französisch, Latein) um. Jungen waren bereits von 1923 ab zugelassen:

Inzwischen waren die bisher städtischen höheren Schulen, am 1. Juli 1923, zu staatlichen Anstalten geworden. Bis dahin hatten sie einem städtischen „Scholarchat“ aus Mitgliedern des Rates der Stadt, der Bürgerschaft und der Geistlichkeit unterstanden, unter Aufsicht des Großherzoglichen Ministeriums.

Eine zum Vergleiche anregende Zusammenstellung der von den Abiturienten des Gymnasiums der damals letzten 50 Jahre ergriffenen oder gewählten Berufe sei hier eingefügt:

1875 bis 1900: Med. 23 Prozent — Jur. 19 Prozent — Theol. 17 Prozent — Phil. 11 Prozent — Offizier 6 Prozent — Landwirt 6 Prozent — Post 3 Prozent — Bank, Baufach, Ing., Kaufm. und Zoll/Steuer je 2 Prozent;

1901 bis 1925: Jur. 17 Prozent — Phil. 16 Prozent — Med. 12 Prozent — Ing. 8 Prozent — Volkswirt 7 Prozent — Bank, Kaufm., Theol. je 6 Prozent — Baufach, Landw., Tierarzt und Zoll/Steuer je 4 Prozent — Zahnarzt 3 Prozent.

Im Kriege 1939/45 wurde das Lyzeum — dieser Name haftete weiter am Gebäude — gleich zu Beginn geräumt und in ein Reserve-Lazarett umgewandelt; Lehrer und Schüler siedelten ins Gymnasium hinüber. Dieses wurde im Januar 1945 gleichfalls für Lazarettzwecke geräumt; der Unterricht ging nur noch behelfsmäßig in verschiedenen, z. T. weit auseinanderliegenden Räumen in der Stadt, in der Augustabad- und der Ihlenfelder Vorstadt vor sich.

Am Neubrandenburger Schicksalstage, dem 29. April 1945, wurde das Haupt-(Vorder-)Gebäude des Gymnasiums zerstört. Fast sämtliches Inventar, die reichhaltigen Sammlungen und Büchereien, die gesamten Schulakten usw. gingen verloren.

Die noch im Ort gebliebenen Lehrer und Lehrerinnen betätigten sich mit ihren Schülern in den ersten Monaten nach der Katastrophe in Heilkräuter-, Papier- usw. -sammeln. Am 4. Oktober 1945 wurde notdürftig — ohne Lehr- und Lernbücher, Anschauungs- und Schreibmaterial, Karten, Wandtafeln, Heizstoff usw. und ohne ausreichende Sitz- und Schreibgelegenheit — in den beiden

einigermaßen erhaltenen Hintergebäuden gemeinsam für Gymnasium und die in den Kriegsjahren aus den Realanstalten gewordenen beiden Oberschulen für Jungen und für Mädchen der Unterricht wieder aufgenommen. Im April 1947 wurde er in das so lange als Lazarett von der Besatzungsmacht beschlagnahmte „Lyzeum“ verlegt.

Im Zuge der Einheitsschul-Bewegung wurden die drei Schultypen in ihrem Oberbau zur — vierstufigen — „Oberschule“ schlechthin zusammengelegt, die im November 1948 den Namen „Friedrich-Engels-Oberschule“ erhielt.

Mit dem Aufhören des griechischen Unterrichts entfiel im Jahre 1951 der gymnasiale Zweig.

Marburg 1959

Strahlende Herbsttage, wie wir sie seit Jahrzehnten nicht gekannt haben. Wird uns die Sonne noch so warm und leuchtend umfassen, wenn wir in Marburg zusammentreffen aus Nord und Süd und West und Ost? Um der Freude, nach 30, ja 40 oder gar 50 Jahren einander wiederzusehen, den höchsten und letzten Glanz zu geben, wenn die alten vertrauten Gestalten und Gesichter wieder auftauchen; wenn man einander die Hände reicht und weiß: er ist noch derselbe gute alte Kamerad von einst!

All die Wochen und Tage vorher waren durchsonnt von diesem Gedanken! Und die Fragen und Rufe flattern ins Haus: Du kommst doch? — Ich freue mich auf Marburg wie das Kind auf den Heiligen Abend, wie der Quintaner auf die erste große Turnfahrt nach Rügen! — — Aber auch die Nachricht kam: Nun geht es doch nicht, mein Mann ist plötzlich schwer erkrankt — eine dringende Dienstreise nach Holland zerschlägt unser Vorhaben, mit der ganzen Familie zu kommen — im letzten Augenblick verhindert, aber ich bin in den Tagen in Bremen und werde mit meinem alten Freunde R. Eurer gedenken — Ich bin nun im 83. Lebensjahre und wage die weite Reise nicht mehr — Der Tod ist bei uns eingekehrt, mit wehem Herzen bleiben wir zurück — —

Als wir am 1. Oktober in den Zug stiegen, war es noch dieselbe Sonne, die unsere Herzen mit Frohsinn und Freude erfüllte. Und sie blieb uns dieses Mal treu. — Der D-Zug nach Basel hielt auf einem kleinen menschenleeren Bahnhof. Außer uns stiegen nur drei Personen aus. Sollte das wirklich schon Marburg sein? Aber weithin leuchteten die großen Buchstaben: M A R B U R G / L A H N. Kurze Zeit später standen wir auf der sonnenüberfluteten Terrasse des Kurhotels Ortenberg und sahen das liebe alte Marburg in all seiner unaussprechlichen Lieblichkeit vor uns liegen. Ich kenne Urbino, die Geburtsstätte Raffaels, diese traumhaft schöne hochgelegene Stadt, mit dem Blick auf die blaue Adria, gekrönt von dem herzoglichen Palast auf steilem Fels. Sie liegt da, als seien die Jahrhunderte seit ihrer Entstehung noch gar nicht verflossen; wie ein altes kostbares Gemälde ist sie anzuschauen. Und doch ist sie bei aller strahlenden Helle des blauen italienischen Himmels irgendwie dunkel, voll von dunklem Ge-

heimnis, so daß das Auge zwar von der einmaligen Schönheit geblendet ist, aber das Herz im tiefsten Grund nicht ganz froh werden kann.

Ganz anders Marburg! Nicht traumhaft schön, aber in schöner Verträumtheit steigt es vor einem auf, umfängt Auge und Herz mit wohlthuender unendlicher Milde, erzählt frei und offen von dem Leben der Ritter und Bürger und Studenten und schenkt sich einem ohne Rückhalt. —

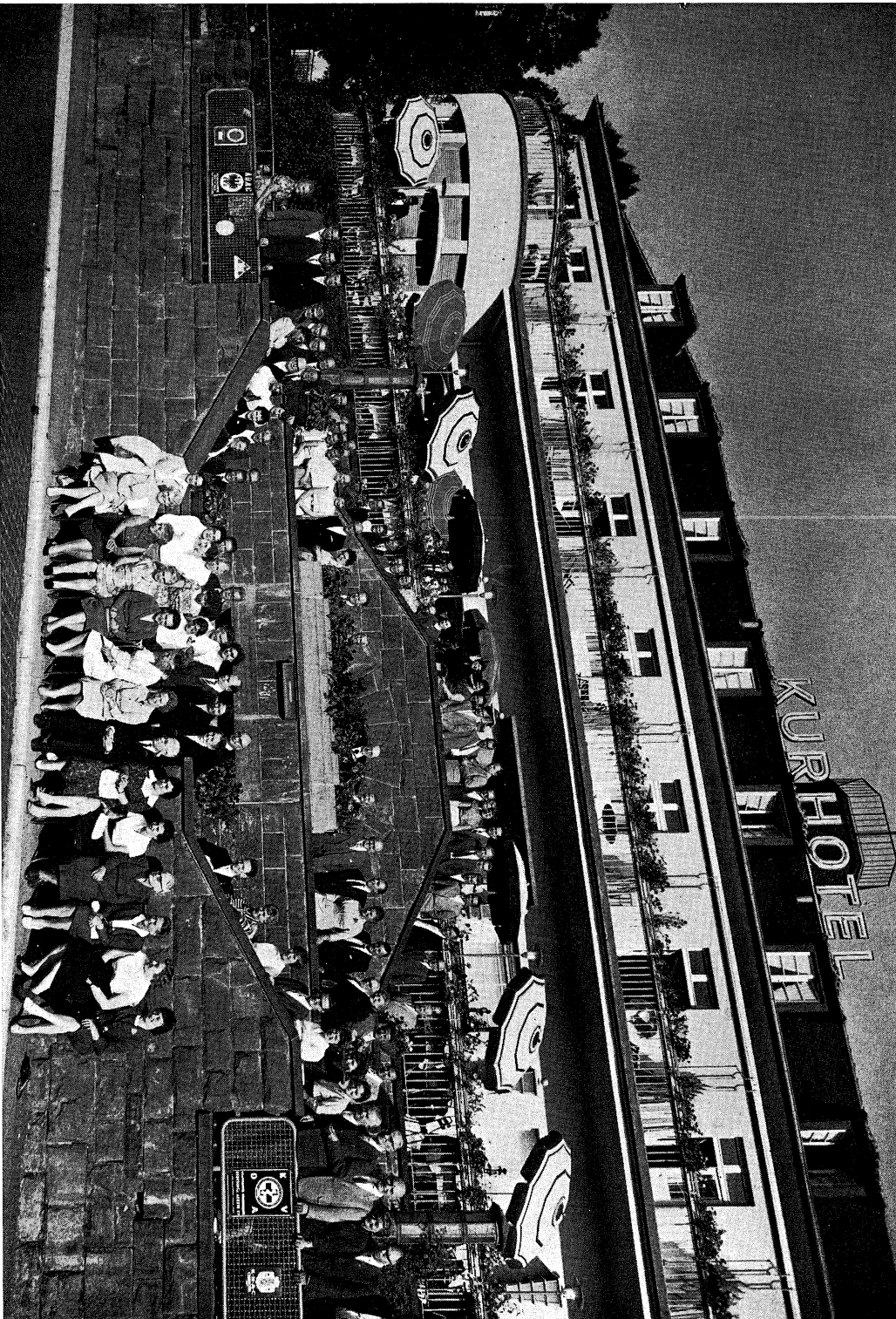
Und dann waren auch schon die ersten Freunde da, begann das Fragen und Erzählen, klang das freie Lachen der Jugend auf, denn wir waren alle wieder jung. Dazwischen kamen die ersten Beratungen des Vorstandes, der, wie immer, im letzten Augenblick aufgetauchte Schwierigkeiten überwinden mußte, teilweise von einer unerwarteten Härte und Größe, wobei die Frage um die Unterbringung nichtangemeldeter Caroliner zwar Kopfzerbrechen machte, aber doch am Rande lag und durch Austausch der Quartiere noch geregelt wurde, so daß wir hoffen können, daß diesmal (im Gegensatz zu 1956) jeder noch ein Unterkommen gefunden hat. — —

Freitag, 2. Oktober: Die feierliche Hissung unserer alten mecklenburgischen Flagge um 13 Uhr auf dem Kurhotel Ortenberg (durch Ernst Haberland und Dr. Ad. Friedrich Wagner) hatte schon 40 Caroliner versammelt. Im ersten Augenblick hängt sie noch schlaff, aber dann weht ein frischer Luftzug sie empor und die schönen prächtigen Farben Blau-Gelb-Rot stehen leuchtend gegen den klaren Himmel. Etwa zu gleicher Stunde geht auch auf dem Bahnhofsvorplatz die Mecklenburger Flagge hoch: die Universitätsstadt Marburg grüßt in sinnfälliger Verbundenheit uns Caroliner und unsere Heimatstadt Neustrelitz! — Bald darauf füllen sich die Räume des Kurhotels Ortenberg mehr und mehr, und um 17 Uhr auf der Hauptversammlung sind etwa 70 tüchtige Männer im Saal, während (bis auf einige Ausnahmen) die Damen es vorziehen, den Tee bzw. Kaffee auf der Terrasse einzunehmen oder die krummen und steilen kleinen Gassen des Städtchens bis hinauf zum Landgrafenschloß zu durchwandern. Der Vorstand wird in cumulo wiedergewählt. Hinzutritt auf einstimmigen Beschluß unser altbewährter Caroliner Walther Rieck; für das weibliche Element werden Frau Maria Rehm und Dr. Erika Grüder berufen, dem tüchtigen Schatzmeister, Zollrat Blank, wird Absolution erteilt, — es gelang mir, einen Blick in seine peinlich genauen Aufstellungen zu werfen, — und dann kam das Thema „Caroliner Zeitschrift“, das einen breiten Raum einnahm. Viele Vorschläge und Wünsche wurden vorgebracht und eingehend durchgesprochen. Vor allem soll der Teil „Heimat“ in Bild und Schrift noch stärker zu Worte kommen, was die Schriftleitung schon von sich aus ins Auge gefaßt hatte. Es soll versucht werden, mecklenburgische Schriftsteller von Rang für unsere gute und große Sache zu gewinnen. Die plattdeutsche Ecke soll ausgebaut werden. Außerdem sollen aber auch die Spalten unserer Zeitschrift den der Carolinerschaft verbundenen oder doch nahestehenden Wissenschaftlern und Künstlern noch mehr als bisher geöffnet werden. — Nach etwa zweistündiger Beratung war eine allgemeine Übereinstimmung erzielt und der die Versammlung leitende stellvertretende 1. Vorsitzende Sozialgerichtsrat Heitmann konnte sie schließen, indem er noch der jüngst verstorbenen Caroliner gedachte, u. a.

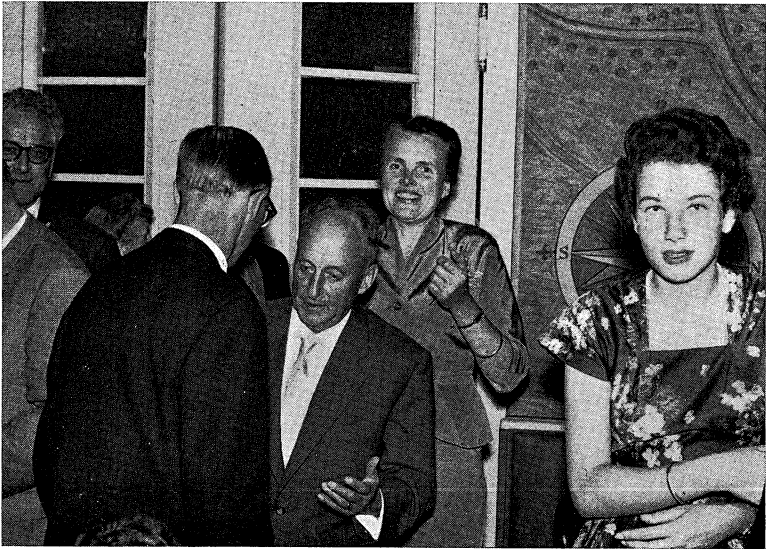
Dr. Hustaedt, Peter Becker, Dr. Paul Kühl, deren Angehörige trotz schmerzlicher Trauer nach Marburg gekommen sind, um das ausdrückliche Vermächtnis ihrer Heimgegangenen zu erfüllen. —

20 Uhr: Es ist fast das Abbild des Abends vor drei Jahren beim 150-jährigen Jubiläum: die Freunde haben sich gefunden, alle Tische sind voll besetzt und ein Stimmengewirr beherrscht den Raum, daß man, wie damals, die größten Bedenken hat, ob es möglich sein wird, sich bei den Begrüßungsworten überhaupt Gehör zu verschaffen. Aber unser tüchtiger Organisator Dr. A. Fr. Wagner, dem wir auch die Einrichtung eines Fahrnotdienstes verdanken, hatte es mit List und Tücke fertiggebracht, obwohl selbst die Antiquitätenhändler bei der Suche versagt hatten, doch noch einer richtigen Klingel aus dem vorigen Jahrhundert habhaft zu werden. So konnte denn um 20.30 Uhr Oberstudiendirektor Piehler das Wort ergreifen und alle alten Caroliner willkommen heißen. Er betonte, daß es jetzt nicht mehr Gymnasiasten und Lyzeistinnen gäbe, sondern nach dem Zusammenschluß zur Carolinerschaft nur noch Caroliner und Carolinerinnen, daß auch die Väter und Mütter, die Brüder und Schwestern, Töchter und Söhne in diesen engen Kreis vollgültig als Caroliner aufgenommen seien, nachdem die furchtbaren Erlebnisse der Kriegs- und Nachkriegszeit, der Verlust der Heimat und von Hab und Gut alle einander nahegebracht haben. Dann begrüßte er den Senior der Carolinerschaft, Stabszahlmeister a. D. Albert Stecher, der vor zehn Tagen seinen 90. Geburtstag in voller Rüstigkeit begangen hatte und nun unter den Festteilnehmern weilte. Zuletzt begrüßte er den höchsten Ehrengast, unseren Protektor Christian Ludwig Herzog zu Mecklenburg mit warmen Worten des Willkommens und führte aus, daß, seitdem unser Gründer, der edle Herzog Carl, das Gymnasium Carolinum geschaffen hatte, alle regierenden Fürsten von Mecklenburg-Strelitz die Protektoren des Carolinums gewesen seien, und daß mit der Übernahme des Protektorats durch Herzog Christian Ludwig die gerade Folge der Protektoren fortgesetzt sei. Denn Christian Ludwig wäre nicht nur ein Nachfahre von Herzog Carl, sondern ein direkter Nachkomme unserer verehrten und geliebten Königin Luise, deren Tochter sich mit dem damaligen Großherzog von Mecklenburg-Schwerin vermählte. Wir als Mecklenburger legen Wert darauf, die Tradition zu wahren und setzten, fern aller Parteipolitik, unsere Ehre darein, das Erbe unserer Väter hochzuhalten. — Herzog Christian Ludwig erwiderte in seiner natürlichen einfachen Art und gab seiner Freude Ausdruck, endlich unter den Carolinern weilen zu dürfen. Über seine Ansprache und über die sehr freundlichen und mit Humor gewürzten Worte, die der Vertreter des auf Urlaub weilenden Oberbürgermeisters von Marburg, der Kulturdezernent Herr Stadtrat Dr. Seibert, an die Carolinerschaft richtete, werden wir später berichten.

Dann aber war es mit der Aufmerksamkeit zu Ende. Jeder wollte hören, erzählen und noch einmal erzählen und sich freuen und das Wiedersehen feiern, so daß unser alter Abiturient Ulrich Becker, der versprochen hatte, in launiger Weise über die alten Zeiten auf dem Pennal und über die damaligen Originale in Neustrelitz zu sprechen, sich nicht mehr überall Gehör verschaffen konnte,



Marburg, 3. Oktober 1959



Marburg 1959



was bei der Stimmung an einem solchen Wiedersehensabend verständlich ist und was er den Freunden verzeihen wird. — —

Sonnabend, 3. Oktober, kam herauf. Vom südlich blauen Himmel glänzte wiederum die warme Herbstsonne herab. Festlich gestimmt und gekleidet kamen die Scharen der Caroliner und füllten das große Mittelschiff der alten ehrwürdigen Elisabeth-Kirche bis auf den letzten Platz. Über dem Altar zog der gekreuzigte Christus von Ernst Barlach, den das letzte Caroliner-Heft im Bild zeigt, die Augen auf sich und erhöhte die durch den geweihten Raum schon gegebene feierliche Stille und Andacht. Dann setzte die Orgel ein und unter den Händen von Professor Utz erstand die Phantasie G-Dur von Johann Sebastian Bach in voller Schönheit. Der Gottesdienst brachte uns die herrlichen Choräle, die wir als Quintaner schon in unseren Andachten gesungen hatten, beginnend mit „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren“, dem Choral, der alle Abiturienten-Entlassungsfeiern des Carolinüms einleitete. — Als die Erlöser-Arie aus dem Messias ertönte, konnte man glauben, eine himmlische Stimme vom Chor herab zu hören, so überirdisch klang der Gesang einer lieben altbekannten Neustrelitzerin, sehr zart und fein von Professor Utz auf der Orgel begleitet. — Die Predigt von unserem Pfarrer Siegfried Lundbeck wandte sich gleich mit den ersten Worten an jeden einzelnen Caroliner, schöpfte aus der Tiefe der Seele und zwang wie vor drei Jahren alle in den Bann. Würdig schloß sich nach dem gemeinsamen Gesang „In allen meinen Taten laß ich den Höchsten raten“ die Gedenkfeier an die Gefallenen und Gestorbenen aus unseren Reihen an. — Noch einmal ertönte die Orgel. Professor Utz ließ die Toccata d-Moll von Johann Sebastian Bach in höchster Vollendung erklingen. Es war, als habe Gott Organist, Pfarrer und Sängerin mit höchster Kraft und Innigkeit für diese einmalige Stunde beseelt. — —

Das gemeinsame Mittagsmahl vereinte die Caroliner wieder im Saale des Kurhotels Ortenberg an festlich gedeckten und geschmückten Tischen, und da der Raum nicht ausreichte, hatte der fürsorgliche Hotelwirt mit seiner Schar von hervorragend geschulten und geleiteten Ganymeds bei dem herrlichen Wetter noch jene Hälfte der großen Terrasse, die vor dem Saal gelegen ist, einbezogen, so daß diejenigen, die draußen unter den schützenden Sonnenschirmen tafelten, sich in den tiefen Süden versetzt fühlen konnten. Festliche Musik klang auf, gut abgestimmt auf die Möglichkeit froher und heiterer Gespräche. Dann begrüßte Peter Heitmann die Festversammlung, verkündete, daß der 1. Vorsitzende Studienrat Joh. Köhler wegen eines Trauerfalls zu unserem großen Bedauern nicht an den festlichen Tagen teilnehmen könne, erinnerte daran, daß unser Ehrenvorsitzender Staatsminister Dr. Hustaedt gerade am heutigen Tage 81 Jahre alt geworden wäre, wenn es ihm das Schicksal noch vergönnt hätte, unter uns zu sein, begrüßte den Vertreter der Stadt Marburg, Stadtrat Dr. Seibert mit seiner Gattin, und brachte außer einem Hoch auf die Caroliner-schaft und den Carolinergeist einen besonderen Toast auf das Marburger Gymnasium Philippinum aus, dessen Oberstudiendirektor Dr. Luther unter den Ehrengästen weilte. Oberstudiendirektor Piehler verlas unter dem stürmisch-freudigen Beifall der Anwesenden die große Zahl der aus allen Himmels-

richtungen, auch aus Mitteldeutschland und dem Ausland eingegangenen Glückwunschtelegramme und Grüße. — Hoch- und Festesstimmung lag über dem Ganzen, aber der eigentliche Höhepunkt war mit der Feierstunde in der Kirche und dem Festmahl überschritten. Die folgenden Stunden flossen immer schneller dahin; man hätte sie festhalten mögen, denn noch hatte man ja gar nicht allen alten Freunden und alten Schülern die Hand drücken können. Es war ein vergebliches Unterfangen. Schon war der Abend da, der uns als erstes die Gedenkrede von Gerd Tolzien auf den vor nunmehr 200 Jahren geborenen Dichterkönig Friedrich von Schiller brachte. Ein klares Bild seiner Persönlichkeit, seines Lebens enthüllte sich uns in dieser Stunde, rief die Erinnerung wach an das, was wir als Schüler und später im Leben von ihm erfaßt hatten und gab uns vor allem einen Einblick in sein Verhältnis zu Goethe und dessen hohe Achtung vor dem Genie und dem Manne Schiller. Nach Schillers Tode schreibt Goethe an Zelter: „Ich verlor in ihm die Hälfte meines Daseins.“ — Der Vortragende, unser Caroliner Gerd Tolzien, dessen Schriften einst dem Scheiterhaufen Verblendeter zum Opfer fielen, gab einleitend persönliche Betrachtungen, die Widerhall fanden und die Zuhörer ergriffen.

Noch gingen die Gespräche hin und her; immer noch tauchten neue Gesichter auf von solchen, die erst jetzt hatten zu uns kommen können, und die doch nicht die weite Fahrt von Heidelberg und vom Rhein gescheut hatten, um wenigstens den Rest des Festes mit uns zu erleben. Wir hatten auch noch die große Freude, Professor Utz nebst Gattin an diesem Abend in unserer Mitte zu sehen. —

Der Sonntagvormittag sah noch einmal die große Terrasse des Hotels voller Caroliner. Alle in freudiger Erregung über das Erlebte und über das Glück, die Erinnerung an diese Tage mit nach Hause nehmen zu können. Dann wurde die mecklenburgische Flagge still und feierlich eingezogen.

Noch sah man hier und da die Gruppen am Tisch, beim Essen, beim Kaffee, aber kleiner und kleiner wurde der Kreis.

Die so sehr ersehnten Stunden des Festes und der Freude waren in die Vergangenheit versunken. — Aber dennoch bleiben sie lebendig in den Gedanken, die uns alle bewegen und nicht besser ausgedrückt werden können, als in den Worten, die uns aus der Heimat erreichten: „Für das 3. Treffen in einigen Jahren hegen wir wohl alle die gemeinsame eindringliche Hoffnung, daß dieses Treffen stattfinden möge in einem wiedervereinigten deutschen Vaterland, in dem dann Zonengrenzen und alle übrigen Nöte des heute zerrissenen Deutschlands wie ein schwerer Traum hinter uns liegen.“ P.

Der Neubrandenburger Abend von 1938 in Berlin

Zu den vielseitigen Obliegenheiten einer guten Privatsekretärin eines stark arbeitsbelasteten leitenden Chefs gehört auch neben Gewandtheit, großer Anpassungsfähigkeit, Hilfsbereitschaft, das stete Bemühen, ihm alle nicht unbedingt nötigen persönlichen Vorsprachen usw. abzuwehren. So hatte auch eine derartige Hilfskraft eines Tages einen Herrn, der sich als alter Jugendfreund

ihres Chefs vorstellte und ihn persönlich begrüßen wollte, von ihrem Chef, einem sehr in Anspruch genommenen Generaldirektor, ferngehalten mit dem Hinweis, daß sie mit einem solchen Besuch die so kostbare Zeit ihres Chefs nicht in Anspruch nehmen dürfe. Als der Generaldirektor hinterher davon erfuhr, war er sehr ungehalten. „Für einen alten Jugendfreund bin ich immer zu sprechen“, war seine Antwort auf diese Abweisung.

Diese wahre Begebenheit aus dem Alltagsleben hat einen tieferen inneren Sinn. Sie zeigt, welch großer und unzerstörbarer Wert in der Jugendfreundschaft liegt. Gerade für den vielbeschäftigten, von schwerem Verantwortungsbewußtsein erfüllten Menschen ist dieses Zusammentreffen mit einem alten Freund aus längst vergangenen, glücklichen Jugendzeiten ein Erfrischungsquell nach all den Sorgen, Ärgernissen, Beschwerden usw., die seine Stellung mit sich bringt, der ihn neu belebt und vorübergehend mal herausreißt aus all dem Drum und Dran seiner jetzigen Gegenwart. Aus diesem Grunde hat gerade der Zusammenschluß alter Schulkameraden besonders in der Großstadt mit ihrem Hasten und Treiben und der aufreibenden Berufsarbeit einen besonderen, tief inneren, kräfteerhaltenden und kräftespendenden Wert. Wenn man sich nach vielleicht jahrzehntelanger Trennung mal wiedersieht und nach Überwindung der ersten natürlichen Entfremdung mit der so tief ins Herz treffenden Frage: „Weißt Du noch?“ die seligen Jugendtage wieder unmittelbares Erlebnis werden läßt, fühlt man sich wieder jung, hoffnungsfreudig und unternehmungslustig wie damals vor Jahrzehnten, als man noch kurze Hosen trug und gemeinsam die Schulbank drückte. So ist es erklärlich, daß gerade auch in Berlin der Zusammenhalt alter Schüler aus Mecklenburg eine besondere Pflege gefunden hat. Wir haben hier einen „Friedländer Abend“ gehabt, der über 50 Jahre bestanden hat, leider durch die bösen Kriegseinwirkungen, die vielen abendlichen Bombenangriffe und den Tod vieler alter getreuer Friedländer eingehen mußte, aber hoffentlich wieder zu neuem Leben erwachen wird. Vom Präsidenten und Großindustriellen bis zu den Angehörigen bescheidener Berufe aller Art, war für ein paar glückliche Abendstunden „Friedland“ das Zauberwort, das alle Teilnehmer in seinen Bann schlug und sie in seliger Jugenderinnerung vereinte. Ein erfreulicheres Schicksal hatte der „Neubrandenburger Abend“ in Berlin. Auch er ist eine Gründung aus den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts und hat viele alte Schüler des Neubrandenburger Gymnasiums in Berlin allmonatlich einmal zusammengeführt. Dann kam der Erste Weltkrieg, der manchen lieben alten Kameraden als Opfer forderte, dazu die seitdem einsetzende große politische Unruhe und der unerbittliche Tod, der manchen alten Getreuen hinwegnahm, so daß auch dieser Abend allmählich zur Neige ging. Aber das Heimatgefühl, die Freundschaftstreue war damit nicht erloschen. Sie lebten in den Herzen einiger weiter, ohne zunächst wieder zur Tat zu werden. Durch Zufall kam es dann, daß sich zwei alte Neubrandenburger Gymnasiasten wiedertrafen. Im Ostseebad Misdroy fanden sich im Sommer 1938 zwei Ehemalige wieder: der Major Friedrich Trommershausen und der Studienrat Hartwig Burchard. Ein Wort gab das andere, und man beschloß, den alten Neubrandenburger Abend wieder aufleben zu lassen. So fand dann am 7. November 1938 im bekannten, heute auch leider zerstörten Klausner in der Krausenstraße in Berlin der erste „Neubrandenburger Abend von 1938“, zu dem zehn Herren erschienen waren, statt. Seitdem haben wir uns damals alle vier Wochen in treuer Kameradschaft und in liebevoller Erinnerung an unser liebes „Nigenbramborg“ zusammengefunden, mal mehr, mal weniger. Die Herren kamen aus allen Kreisen, vom Reichsminister und hohen Offizier bis zum jungen Studenten und Fähnrich, von Direktoren bekannter Berliner

Weltfirmen bis zum Angestellten und sich täglich sein Brot erkämpfen müssen- den Gewerbetreibenden. Es gab keine Sozialunterschiede. Sie waren alle nur eins wieder: alte Neubrandenburger Schüler, die in glücklicher Jugenderinnerung ein paar schöne Stunden beim schäumenden Glas Pilsner im Klausner vereinten. Leider riß auch hier der unbarmherzige Tod bald einige Lücken, gerade einer der Treuesten sollte den zweiten Abend nicht mehr erleben: —

Aber trotz allem Schweren: Wir haben es zu 24 Abenden gebracht bis tief in den Zweiten Weltkrieg hinein. Der 25. Abend sollte etwas festlicher begangen werden. Wir wollten unsere Damen einladen und ein gemeinsames Essen veranstalten, zu dem ein Herr, der gute Beziehungen hatte, uns mit Speise und Trank behilflich sein wollte. Da machte wieder einmal der Krieg einen Strich durch die Rechnung, und zwölf Jahre lang mit Berücksichtigung der Nachkriegsfolgen usw. mußte der „Neubrandenburger Abend“ wieder seine Sitzungen einstellen. Erst im Jahre 1955 gab unser altes treues Mitglied Dr. Hans Holländer, die Anregung, doch die alte Tradition weiterzupflegen und den „Neubrandenburger Abend“ wieder aufzubauen. Er fand sofort freudige Zustimmung bei Oberregierungsrat Richard Becker, Heinz Schultz, Studienrat a. D. Hartwig Burchard und noch einem Herrn. So traten wir denn zu fünfem am 19. November 1955 zusammen und besprachen die Organisation des Wiederaufbaus. Unsere entsprechenden Briefe usw. fanden einen erfreulichen Widerhall, und so wurde dann im Januar 1956 offiziell der „Neubrandenburger Abend von 1938“ unter zahlreicher Beteiligung neu begründet und Oberst a. D. Dr. Hans Brehm als erster Vorsitzter, Dr. Hans Holländer als 2. Vorsitzter und Studienrat a. D. Hartwig Burchard als Schriftführer einstimmig gewählt. Infolge der veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse wurde beschlossen, nicht mehr alle Monate, sondern alle Vierteljahre zusammenzukommen, auch sollte die Vereinigung völlig zwanglos bleiben, kein Verein im üblichen Sinne, jedes politische Ressentiment von vornherein ausgeschaltet sein, nur die Pflege der Jugendfreundschaft, der Heimatsliebe und der schönen Jugenderinnerung sollte ihr Ziel sein und bleiben. Und so haben wir es denn bisher zum 39. Abend gebracht. Besonders stark besucht war der 30. Abend, auf dem wir über 40 Personen waren und deshalb sogar von einem Zimmer ins andere ziehen mußten. Unser verehrter, sehr heimatsliebender erster Vorsitzter, Oberst a. D. Dr. Hans Brehm, hat leider inzwischen auch das Zeitliche gesegnet. Dr. Hans Holländer und Studienrat Hartwig Burchard gaben ihm die letzte Ehre. — Auch zahlreiche Damen, von der alterwürdigen 80jährigen Matrone bis zu der blühenden jungen Frau und Mutter und den jugendfrischen jungen Mädchen erfreuen uns jetzt durch ihre Anwesenheit, auch liebe alte Freunde aus dem Osten durften wir zu unserer Freude ab und an in unserer Mitte sehen. Gelegentliche Lichtbildvorträge belebten und stärkten unser Heimatsgefühl. Unser ältester regelmäßiger Teilnehmer hat Anfang 1958 unter zahlreichen verdienten Ehrungen seinen 80. Geburtstag gefeiert, war immer unser bester Gesellschafter, der mit köstlichem Humor und dem Erzählen vieler drolliger Läschen aus Mecklenburg oft in plattdeutscher Sprache außerordentlich anregend und erfreuend wirkte. So gingen drei bis vier Stunden des Abends wie im Fluge dahin, und wir trennten uns jedesmal hochbefriedigt mit dem Abschiedsgruß „auf Wiedersehen“. Leider war es im Oktober 1958 das letzte Mal, daß wir mit diesem unserm ältesten und beliebtesten Kameraden zusammen waren. Am 1. Dezember 1958 ist der noch bis zuletzt in voller Arbeit stehende, hervorragende und allseitig beliebte und verehrte Landsmann zu unserm großen Schmerz für immer von uns gegangen.

Trotz unseres Wahlspruches: „Für immer uns lew Nigenbramborg“ sind wir keineswegs Partikularisten. Alle Mecklenburger, besonders Mecklenburg-Strelitzer Landsleute, sind uns stets hoch willkommen, und wir haben auch die Freude gehabt, frühere Neustrelitzer bei uns begrüßen zu können. Was uns verbindet, ist nicht äußerer Rang, Stellung, Geld usw., sondern nur die gemeinsame Heimatsliebe und alte Freundestreue als alte Schulkameraden und -kameradinnen, Landsleute und Landsfreunde. Unser derzeitiges Stammlokal ist der „Preußenhof“ in Charlottenburg, Savignyplatz 5, jetzt „Schindler Gaststätte“, wo wir jeden zweiten Freitag des Kalendervierteljahres zusammenkommen. Die Anwesenheitslisten, die an jedem Neubrandenburger Abend umliefen, sind glücklicherweise vom ersten wiedererstandenen Neubrandenburger Abend vom 7. November 1938 an vollständig erhalten.

Zu unseren Texten und Bildern

In diesem Heft bringen wir vier Bilder von dem uns schon durch Heft 25/26, (S. 49, Das Collegium Germanicum in Rom) bekannt gewordenen Maler Otto Engelhardt-Kyffhäuser. Wir lernen ihn hier auf einem ganz anderen Gebiet kennen. Engelhardt versetzt uns nach Ägypten und zeigt den vom Alter gebeugten Blinden mit dem durchfurchten Antlitz. Die gesamte Haltung und der Gesichtsausdruck spiegelt die Ergebenheit in sein Los und zugleich die Erhabenheit über das menschliche Schicksal wider. — Auf der nächsten Seite finden wir uns in die Welt von „Tausend und eine Nacht“ versetzt. Die Wunderkraft des Märchens tritt uns in dem krassen Gegensatz von strahlender Helle und tiefem Schatten, und aus den leuchtenden Augen der gefesselten, auf dem Boden hockenden Zuhörer entgegen. — Der endlose Weg: Wie unter Volland's Frauenakt hätte hier auch stehen können: 1945.

Walter Volland, der Bildhauer, stammt ebenfalls aus Schlesien. Er wurde 1898 in Greiffenberg geboren, lebt jetzt in Goslar, wo er auch als Dozent an der Volkshochschule tätig ist. — Der Ausspruch „Die erregendste, geheimnisvollste und abenteuerlichste Erscheinung für den Menschen ist der — Mensch“ bewahrheitet sich in den vier Plastiken, die wir von diesem Künstler zeigen können. Da ist der Kopf des Kirchenmusikers Max Drischner, in Bronze gegossen. Wer sich nicht durch die Linien, das Profil, den ersten und doch zum Lächeln bereiten Mund angesprochen fühlt, um sich mehr und mehr in die Persönlichkeit zu vertiefen, dem würden auch Worte nicht helfen. — Der Frauenakt kündigt uns von dem Grauen des Krieges und seinem Ende. Er ist sowohl in seinen Formen wie in der Gebärde einmalig schön. — Der Heimkehrer: Er steht da und spricht: Hier bin ich, alles ist verloren, aber ich lebe noch, durch Gottes Gnade habe ich noch Kraft, ein neues Leben aufzubauen; gebt mir dazu die Hand. — Der Knabenkopf: So ganz kann man die äußere und innere Schönheit eines solchen Werkes wohl nur erfassen, wenn man schon gereift ist und aus einer höheren Sphäre darauf niederschaut. Aber gehoben wird sich jeder fühlen durch den Künstler, der uns dies Werk schenkt.

Noch ein Wort zu Max Drischner. Er wurde 1891 in Prieborn in Schlesien geboren, wandte sich zuerst der Theologie zu, wurde dann Kirchenmusiker und war fast 25 Jahre Domkantor und Organist in Brieg. Nach dem Zusammenbruch übersiedelte er nach Goslar, wo er noch heute als Kirchenmusikdirektor wirkt. Mit Albert

Schweitzer verbindet ihn eine Bekanntschaft und Freundschaft von über 50 Jahren. Schweitzer erkannte Drischners Eigenart und bestärkte ihn darin. Sein bekanntestes Werk ist die Passacaglia in E-Dur, betitelt der „Sonnenhymnus“. Sie wurde bei der Einweihung des größten Gotteshauses der Welt, der St.-Pauls-Kathedrale in Boston, gespielt und wird dort allmonatlich wiederholt. —

Die Bilder vom Gebäude des Carolinums wie auch das Bild, das die Ehrengäste und das Kollegium am Tage der Einweihung, 12. Juni 1925, vor dem Portal zeigt, verdanken wir Frau Anne Schondorf, Konstanz. — Die Fotos aus Indien stiftete Dr. Borwin Wendtlandt. — Das charakteristische Bild von Konservator Hustaedt ist uns von Annalise Wagner, die schöne Wiedergabe des Schlosses von Hohenzieritz und des neuen Carolinums von Anni Rolf zugesandt. — Die erstmals veröffentlichte Fotografie von Heinrich Schliemann im türkischen Kostüm stammt aus dem Besitz unseres Mitarbeiters K. A. P. — Ehrenfried Bahlcke, eine treue Stütze bei der Arbeit für unsere C. Z., übersandte das Foto, das Direktor Duncker mit einem Teil der Prima auf einer Wanderung nach Mirow zeigt. Wir erkennen Ernst Beyer †, Rechtsanwalt Wilh. Stech (beide sitzend), Dr. med. F. Rosenthal, Prof. Dr. Hans-Erich Stier. Dr. jur. Julius Breest, der zu dieser Klasse gehört, befindet sich nicht auf dem Bild, weil er in Mirow ansässig war und die Kameraden dort erwartet, wie er uns auf dem letzten Marburger Treffen mitteilte. — Das „Neubrandenburger Gymnasium“ wurde uns von Dr. Erich Mahn überlassen. Wir sehen links das Dienstgebäude für den Oberstudiendirektor Dr. Dörwald, rechts einen Teil des zu St. Marien gehörigen Pfarrhauses, in dem Pastor primarius Otto Clorius 37 Jahre wohnte. — Der Waldweg bei Neustrelitz wurde uns von Albert Stecher zugesandt; das Bild von Archivdirektor Witte von Dr. Ernst Meyer, Berlin. — Das Foto von Oberstudiendirektor Dr. Duncker und das des Kollegiums verdanken wir der Güte von Frau Luise Duncker. —

„Karl Nahmmacher hoch zu Roß“ bei einem Manöver des Carolinums verdanken wir einem der Gebrüder Honig, die uns schon wiederholt geholfen haben. — Die kleineren Bilder vom Marburger Fest stiftete Apotheker Hans Düro; die große Aufnahme stammt von dem Marburger Photographen Dähn. Wir denken, daß für diejenigen, die nicht dabei sein konnten, die Atmosphäre der festlichen Tage darin eingefangen ist. —

Wir freuen uns, daß sich auch die Neubrandenburger stärker zum Wort melden, mit denen uns ja soviel Gemeinsames verbindet. Der historische Aufsatz von Dr. E. Mahn wird alle interessieren, ebenso der Bericht über den Neubrandenburger Abend in Berlin. Professor Dr. Ungers Ausführungen geben hoffentlich Anlaß, die Jahrhundert alte Rethra-Frage weiter zu diskutieren. Mit diesen Beiträgen wird der von allen Neubrandenburgern auf dem Marburger Fest geäußerte Wunsch, eine engere Verbindung auch zu ihnen zu schaffen, überraschend schnell erfüllt und unser Ziel, das alte Land Mecklenburg-Strelitz mit unserer besonderen Liebe zu umfassen, rückt immer näher. Auch das alte Schönberg, das zwei Jahrhunderte zu Mecklenburg-Strelitz gehörte, tritt zum ersten Mal in unsern Gesichtskreis und soll im Heft 31 durch einen längeren Auszug aus der vorzüglichen Schrift von Walter Wiedemann „Domland Ratzeburg“ noch stärkere Betonung finden. — Ein für Heft 30 vorgesehener Artikel von Konservator Hustaedt mußte wegen Raummangels auf Heft 31 verschoben werden. — Mit „Letzte Schuljahre und Abschied von Neustrelitz“ schließen wir die nur im Manuskript vorliegenden Auszüge aus Dr. Peter Brunswigs Kindheitserrinerungen ab und danken noch einmal Frau Margarethe Brunswig geb. Piper, Düsseldorf, für das große Geschenk, das sie dem „Carolinum“ durch Überlassung des Manuskriptes gemacht hat.

Einen besonderen Dank schulden wir auch den Universitätsprofessoren, die sich uneigennützig in den Dienst unserer Blätter stellen, dem Ordinarius für Neuere Geschichte, Professor Dr. Eberhard Kessel, Marburg, (Heft 29), und dem Ordinarius für Alte Geschichte, Professor Dr. Hans Erich Stier (Heft 30), denn wir wissen, wie kostbar die Zeit dieser Forscher und Gelehrten ist.

Vermischte Nachrichten

Geboren: Walburga und Gerhard Schönfeld eine Tochter (Sigrun). — Ingeborg Gräfin von Bernstorff und Arthur Graf von Bernstorff ein zweiter Junge. — Prof. Dr. Diehl und Frau Eva geb. Müller, USA, eine Tochter (Jennifer). — Christoph Klingenberg und Frau geb. v. Lerche, ein Sohn. — Johannes-Georg Hardt (Mediziner), Sohn von Dr. med. Heinrich Hardt, ein Sohn (Knut-Julian). — Juliane Nürnberg geb. Rochna, ein Sohn (4. Kind).

Verlobt: Christa Brandt (Tochter unseres verstorbenen Caroliners Brandt, Neustrelitz) mit Richard Kuhlbars, Orange/Texas, z. Z. Bad Kreuznach. — Gudrun Knacke, (Tochter unseres gefallenen Caroliners Dr. jur. Otto Knacke) mit Referendar Peter Schneider, Stuttgart. —

Verheiratet: Christa Stier, Münster, mit Vikar Strebel. — Marie-Luise Harbordt geb. Krüger (Tochter unseres gef. St. R. Otto Krüger) mit Gunther Harbordt, Hamburg. — Claus-Hinrich Ohle mit Karin Ohle geb. Kulmert. — Hans-Robert Wendland mit Irma Wendland geb. Krüger (Schwester unserer früheren Schulsekretärin). — Haide Holldorf, Tochter unseres Caroliners Wilhelm Holldorf, vermählte sich am 15. August 1959 in Kanada mit Hermann Saefkow, dessen Vater in Mechow geboren ist. Beide lernten sich erst in Kanada kennen. —



*Dr. med. Witte und Frau
am Tage
der Goldenen Hochzeit*

Examina. Beförderungen pp.

Regierungsrat Carl Otto Wolter wurde Oberregierungsrat. — Dipl.-Chemiker Dietrich Post promovierte zum Dr. rer. nat. — Studienrat Walter Sauter wurde zum Oberstudiendirektor befördert und übernahm die Leitung des Gymnasium Johanneum in Celle. — Das goldene Abiturientenjubiläum feierten am 3. September 1959 Zollrat a. D. Robert Buhrow, Hamburg, Oberstudiendirektor

a. D. Gustav Piehler, Göttingen, und der praktische Arzt Dr. med. Gott- hold Steinführer, Chicago. Die drei übrigen Abiturienten des Jahrganges waren Studienrat Walter Mau (Ankershagen), Ferdinand Schwarz (Maler), Helmut Schimming (Jurist). Sie sind unseres Wissens gestorben. — Friedrich Wilhelm Conradi wurde zum Justizoberinspektor befördert. — Carl Friedrich Vahrenkamp, Sohn des verstorbenen Rechtsanwalts Dr. Vahrenkamp, bestand das Assessorexamen. — Der Sohn unseres Caroliners Dr. med. Flach bestand das medizinische Staatsexamen und promovierte summa cum laude zum Dr. med. — Der Chefarzt des Neustrelitzer Krankenhauses, Dr. Meissner, wurde mit dem Hufeland-Orden ausgezeichnet. — Erhard Lungfiel wurde zum Rektor einer Sonderschule befördert.

Geburtstage

Helene Nahmmacher geb. Nauck feierte in voller Frische ihren 80. Geburtstag. — Studienrat Karl Nahmmacher wurde am 30. Oktober 85 Jahre. — Frau Gertrud Hagemann, Lüneburg, wurde am 20. Juli 87 Jahre. — Stabszahlmeister a. D. Albert Stecher wurde am 21. September 90 Jahre. — In diesem Jahre noch vollenden zwei unserer alten Studienräte das 75. Lebensjahr: Dr. Arthur Hordorff, Münster, und Ernst Rosenhainer, Neustrelitz. Beide erfreuen sich guter Gesundheit und haben sich die frühere geistige Regsamkeit bewahrt. — Am 25. Oktober beging Admiralarzt Viktor Praefcke in voller Frische seinen 87. Geburtstag.

Johannes Köhler 75 Jahre

Als Quartaner bezog Johannes Köhler, wie später sein im ersten Weltkriege gefallener Bruder, der Mathematiker Karl Köhler, das Gymnasium Carolinum und bestand im Jahre 1903 das Abiturientenexamen. Wir Älteren können uns seiner noch im Schmuck der schwarzsamtenen Primanermütze erinnern. Er schloß sich nicht den nach damaligem Brauch bestehenden Schülerverbindungen (Rugia und Gothia) an, sondern gründete den stenographischen Verein am Gymnasium, dem er lange Zeit vorstand, und der unter seiner Leitung eine Blüte aufzuweisen hatte. Sein Studium (alte Philologie und Geschichte) führte ihn nach dem schönen Freiburg, von wo aus er Fahrten bis nach Italien hinein unternahm, später ging er an die Heimatuniversität Rostock. Nach bestandnem Examen absolvierte er das erste halbe Jahr als Kandidat des höheren Lehramts (heute Studienreferendar) am Gymnasium in Neubrandenburg, das unter der Leitung von Oberstudiendirektor Dr. Dörwald stand, einem sehr befähigten und energischen Altphilologen. Dann kam Köhler, wie so viele alte Schüler, als Lehrer an das Carolinum, auf dem er selbst groß geworden war. Hier fühlte er sich wohl, verstand sich bald sehr gut mit seinen früheren Professoren und erlebte im Jahre 1925 den Wiederezusammenschluß von Gymnasium und Realgymnasium. Seinen politischen Neigungen entsprechend trat er mit seinem Freunde, dem damaligen Landgerichtsrat, späteren Staatsminister Dr. Hustaedt, der Demokratischen Partei bei und hat in der Eigenschaft als Landtagsabgeordneter seinem engeren Heimatlande und soweit möglich, dem Ausbau der Schulen, insbesondere der höheren Schulen gedient.

Für uns hat er das unvergängliche Verdienst, in den schweren Jahren des Aufbaus Schriftleiter der Caroliner Zeitung gewesen zu sein, ein Ehrenamt, dem er nicht nur mit großer Freude vorstand, sondern zu dem er durch seine Beziehungen zu den ältesten und jüngsten Schülergenerationen geradezu geschaffen war. Wie groß war die Freude aller alten und jungen Schüler (denn jeder Schüler des Carolinum erhielt die C. Z. kostenlos), als das erste Heft mit den Bildern der beiden Gedenktafeln für die Gefallenen des Gymnasiums und Realgymnasiums erschien. Schon bald fand J. Köhler den Weg, um die C. Z. auf ein höheres Niveau zu heben, bis ihn der allzu frühe Tod seiner lieben Frau und der ihn erschütternde Ausbruch des 2. Weltkrieges zwang, die Feder niederzulegen.

Mit großer Freude begrüßte er den Gedanken der jüngeren Caroliner, die Carolinerschaft wieder ins Leben zu rufen und das 150jährige Jubiläum zu feiern.

Er wie sein Freund Dr. Hustaedt stellte sich wieder in den Dienst der guten Sache, die dann zu dem schönen Fest Ende September 1956 in Marburg führte und 1959 zu dem 2. Treffen ebenda. Dr. Hustaedt übernahm den Ehrenvorsitz, J. Köhler das Amt des 1. Vorsitzenden. Mögen ihm noch manche Jahre des otium cum dignitate beschieden sein.

Albert Stecher 90 Jahre



Abschied vom Heer 1934

Am 21. September 1869 ist Albert Stecher zu Neustrelitz geboren. Wenn er auch in der C. Z. Heft 23/24 selbst über sein Leben, das Carolinum, die alte Residenz berichtet, so wollen wir hier doch kurz resümieren, denn damals hatten wir eine Auflage von 800 Exemplaren und heute fast das Doppelte, so daß nur verhältnismäßig wenige im Besitz dieser Aufzeichnungen sein werden.

Albert St. erzählt, wie damals das Trinkwasser von den Straßenbrunnen bezogen wurde, wie man nach Talern, Groschen und Schillingen rechnete, nach Scheffeln maß, die 20 Metzen faßten, wie kaum jemand die Eisenbahn kannte und nur das „Intelligenzblatt“ Nachrichten brachte. Wie die Jugend in ihrer Anspruchslosigkeit aber doch mit ihren Spielen zwischen Seen und Wäldern frisch und gesund aufwuchs. Von Octava an besuchte er das Carolinum, die Magister und Professoren tragen noch den langen schwarzen Schlippenrock. Der hochgebildete und befähigte, von allen Schülern geliebte Oberlehrer Bock — Mister Bock — (dem seine ehemaligen Schüler später ein Denkmal auf seinem frühen Grabe errichten) führt die Sekunda in die Antike ein, übersetzt selbst den Virgil in formvollendete deutsche Verse. Stecher erwähnt den Professor Michaelis, den vornehmen, weitgereisten „Griechen“ und den

Mathematik-Professor Kurtze mit Schnupftabaksdose und großem roten Taschentuch. St. scheidet vorzeitig aus dem Gymnasium, weil sein Verhältnis zum alten Direktor Schulrat Dr. Schmidt unerträglich wird (wie es auch manchem anderen Schüler im Laufe der Jahre ergeht, wir erinnern an Dr. Friedrich Düsel und den Reichskanzler Fürst Bülow). Mit besonderer Dankbarkeit denkt Albert Stecher an den Musikdirektor Professor Daniel Zander zurück.

Dann wurde er Soldat, trat 1887 bei der Strelitzer Batterie ein, wurde Zahlmeister und folgte in 47 Dienstjahren dem Gebot von 3 Kaisern, 3 Großherzögen, macht den Feldzug 1914—1918 mit und scheidet 1934 als Regts.-Zahlmeister des Regts. 6 aus der Reichswehr aus. — Jetzt lebt er zusammen mit seiner Tochter, der Witwe unseres im letzten Weltkriege vermißten Caroliners, des Rechtsanwalts und Oberkriegsgerichtsrats Neckel, in Möln.

Wir danken Albert Stecher, daß er trotz seines hohen Alters den weiten Weg nach Marburg nicht gescheut hat und wünschen ihm, daß er in Frieden und Gesundheit die letzten Jahre seines Lebens zubringen möge.

Zu Karl Nahmmachers 85. Geburtstag

Wenn man hört, daß Karl Nahmmachers fünfundachtzigster Geburtstag bevorsteht, will einem das schwer in den Sinn. Warum? — Er verkörperte unter den Lehrern den gleichsam ewig-jungen Typ des Menschen.

Wir hatten zu ihm ein weit unmittelbareres Verhältnis als zu irgendeinem andern. Das Vertrauen, von ihm verstanden zu werden bei allerhand jugend-

lichen Unbedachtsamkeiten, war durch seine Person unmittelbar tief begründet und wurde gerade deshalb nicht mißbraucht.

Es wäre da manches höchst eigentümliche Vorkommnis zu erzählen, doch paßt das nicht in diesen Rahmen.

Wahrscheinlich spreche ich im Sinne von vielen, wenn ich vor allem zwei Dinge anführe, die bei Karl Nahmmacher unnachahmlich waren und auf uns — obwohl zunächst noch unmerklich — einwirkten.

Das war erstens seine besondere und höchst natürliche Art. Nie verleugnete er das unmittelbar Menschliche! Dies hatte eine ethisch-fundierte Ungezwungenheit zur Folge.

Das zweite war sein besonderes Vermögen, die höchst-individuellen Grundquellen im innersten Wesen seiner Schüler zum Sprudeln zu bringen, zu hegen und zu kräftigen.

Wenn man bedenkt, daß gerade ein solches Hinführen zu dem in noch unbewußten Tiefen ruhenden Eigentum die Hauptaufgabe aller Pädagogik ist, wird klar, was dies Auswirken von Karl Nahmmachers Persönlichkeit für viele Generationen bedeutet hat. Darum ist es auch kein Wunder, wenn seine noch lebenden Schüler mit Anhänglichkeit und tiefer Dankbarkeit seiner zu seinem diesjährigen Geburtstag gedenken und ihm von Herzen wünschen, daß er, möglichst wenig behindert durch die erst in spätem Alter aufgetretenen Schäden, sein neues Lebensjahr in Rüstigkeit und von Glück begünstigt verleben möge, stets in der Gewißheit, daß ihn viel Dankbarkeit umgibt, weil sein früheres Lehrerwirken fruchtbar war und unvergessen ist!

Heinrich Hardt

Rostock, den 24. April 1959

Sehr verehrter und lieber Herr Nahmmacher!

Als mein Onkel Rudolf von Koschützki 70 Jahre alt wurde, hatten seine Freunde sich zusammengetan — nicht um ihm einen Nekrolog zu schreiben, wie sie meine Worte in der Caroliner Zeitschrift kritisch begutachten, sondern um ihm ihre Liebe und Verehrung auszudrücken und um sein Wirken zu würdigen, solange er noch im Erdenleibe bei ihnen weilte. Und er ist bei uns geblieben bis zu seinem 88. Jahre rüstig und tätig in seinem Beruf, der ihm eine wahre Berufung war. An diesen Onkel, der mir auch ein Vorbild war und geblieben ist, und den Sie durch einen Teil seiner Schriften kennen, denke ich heute, wenn ich diesen Brief an meinen alten verehrten Lehrer richte. Von Ihren 85 Erdenjahren durfte ich etwa 56 bewußt miterleben. Die ersten Jahre damals, als Sie mein Klassenlehrer waren, sind für mich die bedeutungsvollsten meiner Kindheit und Jugend gewesen. Als ich zu Ihnen in die Klasse kam, war ich als Letzter versetzt. Es wurde damals in der Aula vorgelesen: versetzt von — nach sind: . . . und dann kam eine lange Pause — und als Letzter Willi Cordua. So kam ich zu Ihnen als ein Schüler, der anderes im Sinn hatte als die Schule. Bereits zu Michaelis war mein Klassenplatz etwa in der Mitte, und zu Weihnachten war ich in der oberen Hälfte der Klasse. Es war eine Selbstverständlichkeit, daß ich für den Lehrer, den ich gerne mochte, auch gerne arbeitete. Das blieb so in den Stunden und Fächern, die ich bei Ihnen hatte. —

Warum wir Sie damals so gerne mochten? Eine Tat für viele: Sie machten einen Ausflug mit der Klasse, und unterwegs durften wir uns tüchtig balgen. Drei große kleine Freunde waren wir damals, Otto Rütz, der Bruder von unserm Dr. Max Rütz, Ernst Quassowski, der früh abging und Schiffsjunge wurde, und

Willi Cordua. Wir nannten uns „socii“ — Bundesgenossen. Fritz Krage Userin war auch so halb in den Bund aufgenommen. Da wir die Stärksten waren, besonders Ernst Quassowski war schon mehrere Jahre älter, ließen Sie die ganze Horde von etwa 15 Jungen über uns herfallen. Aber es gelang nicht, daß wir alle drei gleichzeitig besiegt am Boden lagen. Bei diesen und ähnlichen Kinderfreuden, die Sie nicht nur verstanden, sondern zu denen Sie selbst uns anfeuerteten, und in denen Sie uns Kinder so ganz ernst nahmen, mag das anfängliche Gernemögen sich in Liebe und Verehrung und Begeisterung gewandelt haben. Es waren also nicht in erster Linie die Unterrichtsstunden das Entscheidende für uns. Es ist ebenso, wie Dr. Friedrich Rosenthal in seinem Briefe schreibt über sein Verhältnis zu unserm guten Käppen Jahn: „Doch es sind die freundschaftliche Stunde im Wismaraner Hafen und die dort von ihm erhaltenen Anregungen, für die ich ihm heute am meisten dankbar bin.“ Sollten nicht solche Erkenntnisse, die wohl viele Menschen haben, allen, die mit Erziehung und Unterricht der Jugend zu tun haben, soviel zu denken geben, daß die Pädagogik dadurch ein teilweise anderes Gesicht erhalte? —

Was mich in späteren Jahren noch enger mit Ihnen verband, war das Tennisspielen. Auch hier brachten Sie mir die Anfangsgründe bei und förderten mich so, daß ich in manchen Turnieren Preise erringen konnte. Und im Spiel, in welchem ich kleiner Knirps völlig gleichberechtigt neben Ihnen stand, offenbarte sich mir die Weite Ihres Wesens. Da waren Sie nicht mein Lehrer, Sie waren der helfende Freund für mich geworden, den ich mit aller Frische meines jugendlichen Herzens verehrte. Hier ist mir eine Bemerkung Ihres Freundes, des Herrn Scheuch, Friedrichsfelde, in Erinnerung, welcher sich über Ihr Verhältnis zu Ihren Schülern etwa so aussprach: er habe auf seinen weiten Reisen auch im Lande des Sportes in England nirgends einen solchen kameradschaftlichen Verkehr zwischen Lehrer und Schüler erlebt, wie Sie ihn hier vorlebten. Ich glaube, das ist das größte Lob, welches einem Lehrer gespendet werden kann! Da ich in diesem Verhältnis zu Ihnen stand, kann ich auch beurteilen, wieviel Sie aus Ihrem Herzen verschenkten. Und Ihr Herz war reich und weit, und wir sahen das Gute in ihm. Denn ich war es nicht allein, der Sie liebte und verehrte. Und wenn Sie mir einst schrieben: „. . . Wenn ich ein solcher Lehrer gewesen wäre, wie Sie mich hinstellen, hätte ich doch wohl auf mehr Schüler gewirkt als auf das mir bekannte knappe halbe Dutzend. . .“, so darf diese Tatsache Sie nicht täuschen. —

Mit 14/15 Jahren war ich kritischer geworden und sah, daß auch Sie nur ein Mensch waren. Aber das konnte mir Ihr Bild durchaus nicht trüben. Ist es nicht in Wahrheit so: Die menschliche Persönlichkeit ist das größte Geheimnis, und man wird sich nur vorsichtig und langsam herantasten können. Heute weiß ich: das von Liebe und Verehrung getragene Hinschauen auf einen Mitmenschen läßt im Grunde immer das Bild des eigentlichen höheren Menschen, der in uns selbst sich verwirklichen möchte, aufleuchten. Hier wirkt vielleicht etwas Ähnliches in uns wie die Stimme des Gewissens, conscientia, *συνηθροτος*, das hinweist auf den Partner, den Mit-Wisser. Die Vorsilben *con* und *συ* bedeuten: zusammen mit. Das Gewissen spricht, wenn Gott mitweiß, wenn Gott uns sieht. So wird auch die Verehrung erhöht durch das Einstürmen eines höheren Wissens. Das läßt das Bild der ewigen Seele schauen.

Vor Ihrem 70. Geburtstag — welche Zeit liegt zwischen dem Neustrelitz von damals und heute — sagte ich einmal zu Ihnen: „. . . Ihre alten Schüler erwarten noch viel von ihrem Lehrer. Sie sollten Ihre Lebenserfahrungen aufschreiben für uns und spätere Generationen.“ Sie lehnten dies zunächst ganz



Karl Nahmacher

ab und gingen später in einem Briefe noch einmal hierauf ein: „... ich empfehle Ihnen die Lektüre der beiden Briefbände ‚Alles um Liebe‘ und ‚Vom täglichen Leben‘, dann brauchen Sie K. Ns. ‚Lebensweisheit‘ nicht mehr. Es stammt alles von Goethe und in letzter Linie von Jesus. Diese beiden haben alle großen und fruchtbaren Gedanken, die die Menschen brauchen, bereits ausgesprochen.“ Hierin kann ich Ihnen nur zustimmen. Ausgesprochen sind diese großen, fruchtbaren Gedanken, aber haben die Menschen sie aufnehmen können in ihr waches Bewußtsein, um sie zu Wirklichkeit werden zu lassen? Haben sie diese Gedanken überhaupt verstanden? Sagten nicht selbst die Jünger zu Christus immer wieder: sage uns, wie du es meinst, wir haben es nicht verstanden. So brauchen die Menschen in aller Gelehrtheit heute wie zu allen Zeiten solche führenden Geister, die in ihnen die Gedanken lebendig machen zur guten Tat. Sie haben dann trotzdem die Anregung aufgegriffen insofern, als Sie durch Vorträge, die Sie in schwerer Zeit gehalten haben, dazu beitrugen, daß denjenigen Menschen, die wirklich in innerer Not waren, geistige Nahrung gegeben wurde, welche ein anderer damals in Neustrelitz nicht in dieser Weise den Mitmenschen gegeben hat.

Mein Gedenken kann nur eine Seite Ihres reichen Lebens anklingen lassen. Ich möchte aber doch an diesem Tage bei Ihnen sein und mir recht deutlich klar machen, wie helfend Sie in mein und vieler Leben eingegriffen haben durch Ihr weises Eingehen und Verstehen der Kindes- und der Menschenseele. Heute

habe ich für mich nur den Wunsch: möchten meine Enkelkinder auch einen solchen Lehrer haben in jungen Jahren, den sie mit aller Kraft der jungen Herzen lieben und verehren können. Ein Segen ist das für die Kindesseele — ein Segnen.

Dies Bekenntnis möge Sie stärken auf dem Wege, den der schwächer werdende Körper in Leiden und Verzichten gehen muß. Seien Sie versichert der großen Dankbarkeit Ihrer Schüler, von denen viele in gleicher Gesinnung an Sie denken wie

Ihr getreuer

Willi Cordua.

Lieber Karl Nahmmacher, unter Ihren vielen Geistesgaben ist Ihre PROPHETENGABE wohl am wenigsten bekannt. Sie sagten schon um 1912 von mir: „DIESER RÖSSLER! ER WIRD AUF DEM SCHAFFOTT ENDEN!“ Das wäre um ein Haar eingetroffen, wenn die Nazis bei ihrem Überfall auf Norwegen 1940 mich erwischt hätten, bevor ich nach Großbritannien entkam. Ich hätte sonst wegen meiner Veröffentlichungen über das dritte Reich auf dem Schaffott geendet. Da Ihre Prophezeiung nicht ganz eingetroffen ist, darf ich zu Ihrem 85. Geburtstag von „Korling Nahmmacher“ sagen:

Er haßte die Pedanterei,
auch war er von Komplexen frei.
Er liebte Tennis, Sport und Spiel,
doch leider wußte er zuviel.
Dies mußte bald den Neid erregen
der sehr pedantischen Kollegen,
auch hatte sich herumgesprochen,
daß heimlich er ein Stück verbrochen.
QUOD CRIMEN, schrie die ganze Schar,
das macht ein Lehrer, ein Scholar!
Groß war die Zahl der Widersacher,
die Schar der Klugen war nur klein,
sonst würde längst der Obermacher
Freund Karl am Carolinum sein.
Doch so zum Platz, der ihm gebührte,
das Schicksal niemals ganz ihn führte.
So geht es manchem, der was kann,
doch „Korling“ wär der rechte Mann.
Hätt' Herzog Karl ihn einst gekannt,
er hätt' zum Rektor ihn ernannt,
wohl wünschend dem Vornamensvetter:
„Du, Korling, bist der Bildung Retter.“

Montreal/Canada.

Remus Fighter, alias Hermann Rössler.

Gestorben

Karl Heinz Kohlberg fiel nach einer Meldung in den letzten Kriegstagen in Berlin. — Marie Pasedag, ehemals Oberschullehrerin am Lyzeum in Neustrelitz, starb im 85. Lebensjahre. — Zollamtmann i. R. Wilhelm Rohrbach, im 71. Lebensjahr. — Frau Margarete Koch, Winsen (Luhe) ist am 9. 4. 1959 verstorben. — Ganz unerwartet starb am 12. 7. 1959 Fritz Reimann in Erlen-

burg am Herzschlag. Er folgte nach zwei Jahren seinem Bruder Gerhard (Sao Paulo, Brasilien) nach, der ebenfalls einem Herzschlag erlag. — Studienrat a. D. Dr. phil. Paul Kühn, Hannover. — Dr. med. Günther Pohl beklagt den Tod seiner Mutter. — Studienrat i. R. Dr. Herman Hingst, Neustrelitz. — Ludwig Brodthagen (Geburtsjg. 1927?) soll nach einer Meldung gefallen sein. — Karl Heinz Deppe (Geburtsjg. 1925) ist nach dem Kriege an Hungertyphus gestorben. — Hartwig Diesing (Sohn unseres alten Caroliners Kapitänleutnant (Ing.) Diesing) ist gefallen. — Helmut Müller ist in Rußland vermißt. — Rolf Blanck (Abitur 1937) ist am Ilmensee als Leutnant gefallen. — Nach langem, tapfer ertragenem Leiden entschlief im 92. Lebensjahr die Witwe des Sanitätsrats Dr. Wolf (früher Feldberg) in Nordseebad St. Peter-Böhl. Sie war die Mutter von Frau Barbara Wörpel und die Großmutter von unserem Caroliner Dieter Wörpel. — Prof. Rhein, Vater unseres Caroliners Peter Rhein, ist 1948 gestorben. Er war ein Maler von besonders feiner, vornehmer Art, was sich sowohl in seinen Landschaften wie vor allem in seinen Porträts zeigte. Viele seiner Bilder waren früher in den Museen und Galerien zu finden. — Unser Caroliner Hans-Jürgen Schwabe (Sohn des verst. Staatsministers Schwabe), Hannover, ist plötzlich an einem Herzschlage verstorben. Nachdem er aus dem 2. Weltkriege wohlbehalten zurückgekehrt war, ist sein Tod ein besonders harter Schlag für die Mutter, die im Kriege einen Sohn und den Schwiegersohn verlor und nach dem Kriege die älteste Tochter. — Ilse Burghard geb. Jacobowsky starb nach längerem Krankenlager infolge eines Oberschenkelbruchs, 69 Jahre alt. Sie war die Tochter des in Neustrelitz wohlbekannten Hofmusikus Jacobowsky. — Peter Wagner, Sohn unseres kürzlich verstorbenen Caroliners Richard Wagner, nahm an den Kämpfen bei Stalingrad teil. Seitdem ist er (damals 22 Jahre alt) vermißt. — Gerhard Beckstroem und seine Schwester Marie Helene Ohle geb. Beckstroem beklagen den Tod ihrer Mutter Charlotte Beckstroem geb. Haberland. Sie war die Tochter unseres Professors Maximilian Haberland und starb kurz nach Vollendung ihres 73. Lebensjahres. — Unser alter Caroliner Baumeister Albert Wolter, Neustrelitz, starb im Juli 1946 mit 75 Jahren an Herzschlag. Er hat sein Baugeschäft, das sein Vater schon Jahrzehnte geleitet hatte, bis zum letzten Tage geführt. — Sein Sohn Dr. med. dent. Kurt Wolter (Abiturient 1922) führte seine Praxis in Dessau bis zum Ausbruch des 2. Weltkrieges. Am 16. Juni 1944 fiel er als Hauptmann bei Siena in Italien. Er hinterließ seine Frau mit einer vier Jahre alten Tochter. Erst in diesem Jahre ist er auf den deutschen Heldenfriedhof bei Rom überführt. — Frau Marie Hustaedt geb. Toebe folgte ihrem Manne, dem Staatsminister a. D., Dr. Roderich Hustaedt, unserm Ehrenvorsitzenden, im August 1959 in den Tod. — Dr. jur. Otto Knacke, Amtsgerichtsrat in Rostock, geb. 16. 11. 1907 ist als Feldwebel in der Panzerjäger-Kompanie eines mecklenburgischen Infanterie-Regiments bei Bel Wragowo in Rußland am 21. 5. 1942 gefallen. — Frau Musch geb. Bennewitz ist im Jahre 1951 in Neustrelitz gestorben. Ihr Gatte, Ingenieur Musch, Direktor am Technikum-Strelitz, ist gefallen. Beider Sohn, unser Caroliner Rainer Musch ist ebenfalls gefallen. — Die beiden Eltern unseres Abiturienten Verw.-Assessors Heinz Lohmeyer sind bald nach dem Kriege gestorben. — Die Pastoren-Witwe Frau Baumann, Mutter von Annaliese Müller geb. Baumann, ist mit 90 Jahren in Hannover gestorben. — Der Vater unseres Caroliners Otto Friedrich Sachse ist vor einigen Jahren in Neustrelitz gestorben. — Nach schwerer Krankheit entschlief Frau Erika Hegener geb. Hahn, im Alter von 59 Jahren in Bochum. — Karl Hartwig, Bremen, beklagt den Tod seines Vaters. — Unser alter Caroliner Oberstleutnant a. D. Konrad Kähler ist im Jahre 1953 in Bielefeld verstorben. —

„Gebt Euren Toten Heimrecht,
Ihr Lebendigen, daß wir unter
Euch wohnen und weilen dürfen
in dunklen und hellen Stunden.
Weint uns nicht nach, daß jeder
Freund sich scheuen muß, von uns
zu reden, Macht, daß die Freunde
ein Herz fassen, von uns zu plaudern
und zu lachen. Gebt uns ein Heimrecht,
wie wir's im Leben genossen haben.“

(Walter Flex: Der Wanderer zwischen zwei Welten)

Dr. phil. Paul Kühl †

Dr. Paul Kühl wurde am 23. 7. 1890 in Ribnitz in Mecklenburg geboren. Er besuchte bis zum Einjährigen die Ribnitzer Realschule, bestand 1909 auf dem Realgymnasium in Malchin das Abitur und studierte dann in Greifswald und Göttingen Neuere Philologie (Englisch, Französisch und Erdkunde). Nachdem er 1914 in Greifswald sein Staatsexamen bestanden hatte, zog er ins Feld. Er diente bei der schweren Artillerie, wo er auch zum Offizier befördert wurde. Zweimal wurde er verwundet und erhielt das Eiserne Kreuz und das Mecklenburgische Verdienstkreuz. 1919 promovierte er in Greifswald und tat danach am Realgymnasium in Stralsund Dienst. Schon 1920 wurde er als Studienrat am Reform-Realgymnasium in Neubrandenburg angestellt. Im gleichen Jahre schloß er den Ehebund, aus dem eine Tochter hervorgegangen ist.

In Neubrandenburg begab er sich auf das Gebiet, das ihm sein Leben lang das liebste geblieben ist, das der Forschung. Er begann nun die Chronik seiner Heimatstadt zu schreiben, eine Arbeit, die ihn viele Jahre lang neben seinem Dienst voll in Anspruch nahm. Aber seine Mühe wurde belohnt. Im Jahre 1933 konnte er bei der 700-Jahrfeier seiner Heimatstadt das zu einem gewaltigen Band angeschwollenen vorzüglich gedruckte und mit Bildern und Urkunden ausgestattete Buch „*Geschichte der Stadt und des Klosters Ribnitz*“ überreichen und wurde daraufhin zum Ehrenbürger seiner Vaterstadt ernannt.

Von 1933—1945 war er in Neustrelitz am Carolinum als Studienrat tätig. Im Dezember 1943 verlor Paul Kühl durch tödlichen Unglücksfall seine Frau, 1945 sein Hab und Gut. Er begab sich nach Detmold, wo er Ostern 1946 am Oberlyzeum wieder in den Dienst trat. Im Herbst 1946 verheiratete er sich mit Angela geb. Magnus, aus Neustrelitz. Nach seiner Pensionierung im Jahre 1951 übersiedelte er nach Hannover. Im April 1959 erkrankte er an arteriellem Gefäßverschluß und nach zwei schweren Beinamputationen und qualvollem Siechtum, das er ohne Klage ertragen hat, verstarb er am 10. September dieses Jahres.

Paul Kühl war ein echter Mecklenburger in seiner Treue zu seiner Heimat, zu seiner geliebten Landsmannschaft Silesia in Greifswald und auch zum Carolinum und der Caroliner Zeitschrift. Sofort nach ihrer Wiederbegründung stellte er sich in ihren Dienst (vgl. Heft 23/24 „*Dörchlüchtings teure Unipersität*“) und begründete in Heft 25/26 mit seinem Aufsatz „*Auf den Spuren unseres Gründers; des Herzogs Carl von Mecklenburg-Strelitz*“, der eine eminent saubere und peinlich genaue Forschungsarbeit darstellt, die historische Seite unseres „Carolinums“ und damit die Nachfolge der Meckl. Geschichts- und Heimatblätter.—Dazu verdanken wir ihm die Begründung der *plattdeutschen Ecke*, für die er, wie er uns noch von seinem unendlich schweren Krankenlager schrieb, nach seiner Gesundung sich mit ganzer Kraft einsetzen wollte. Das Schicksal hatte es anders bestimmt. Ehre dem Andenken dieses treuen tapferen Mannes.

Dr. Hermann Hingst †

Am 18. Oktober 1888 wurde Studienrat Dr. Hermann Hingst in Berlin geboren. Schon 1896 wurde sein Vater nach Harburg/Elbe versetzt. Hier besuchte Hermann Hingst das Realgymnasium und erlangte Ostern 1909 die Universitätsreife. Er studierte Neuere Sprachen und Geschichte in Greifswald und Berlin, hielt sich zu wissenschaftlichen Zwecken 1½ Jahre in Paris auf und promovierte im Juli 1914 zum Dr. phil. Am 10. September 1914 trat er in den Heeresdienst. Nach der zweiten Verwundung erhielt er die Möglichkeit, sein Staatsexamen zu machen. Als Kriegsteilnehmer wurde ihm seine Ausbildungszeit auf ein Jahr verkürzt. Nach bestandnem Assessor-Examen ging er kurze Zeit nach Bergen auf Rügen und wurde schon Ostern 1920 als Studienrat in Neubrandenburg angestellt. 1926 wurde er dann an das Carolinum in Neustrelitz versetzt, wo dringend ein Neusprachler benötigt wurde. Hier hat er sich sowohl im Schuldienst wie auch in der Freizeit sehr wohl gefühlt, konnte er doch weiter seinem Hobby, dem geliebten Angelsport, nachgehn. Schon vor seiner Versetzung nach Neustrelitz war Hermann Hingst Kreisvorsitzender des Deutschen Roten Kreuzes geworden, ein Ehrenamt, dem er bis 1937 vorstand. Als ihm Michaelis 1933 die Möglichkeit geboten wurde, nach Neubrandenburg zurückzugehen, nahm er die Gelegenheit wahr, die Stadt der Tore und der Türme mit ihren herrlichen Wäldern und dem Tollense-See wieder zu beziehen. Hermann Hingst, der wie so viele die nichtgeahnte Entwicklung des nationalsozialistischen Regimes mißbilligte, war einer der wenigen, die es wagten, freiwillig aus der Nationalsozialistischen Partei, und zwar im Jahre 1942, auszutreten. Nachdem im Jahre 1945 die alte Stadt Neubrandenburg durch Brand zerstört war, kam er wieder nach Neustrelitz zurück und wurde in den folgenden schweren Jahren gezwungen, sich sein Brot in den verschiedensten Berufen zu verdienen. Dazu lastete auf ihm das Schicksal seiner Tochter, die vor dem Kriege einen Fliegeroffizier geheiratet hatte und nach der Geburt des ersten Kindes früh Kriegerwitwe geworden war.

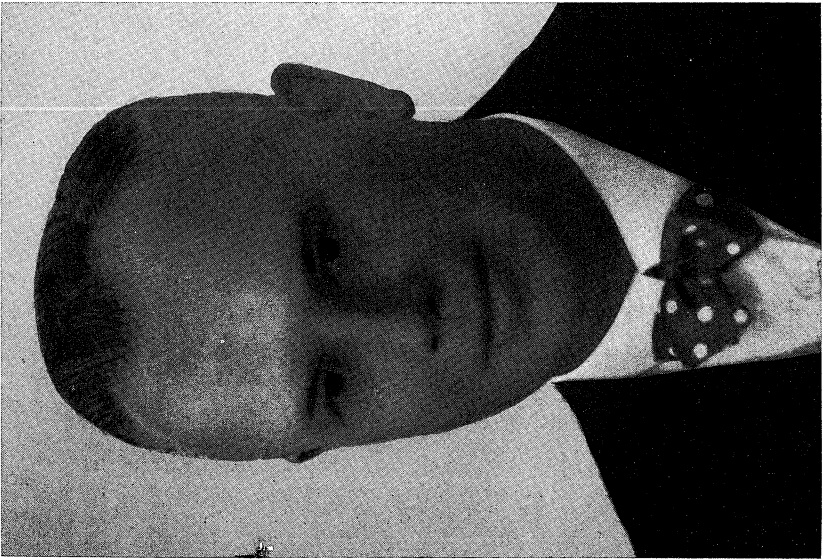
Im Jahre 1951 wurde er wieder zum Schuldienst verpflichtet, aber nicht an der Oberschule, sondern an einer Grundschule in Neustrelitz. 1955 wurde er pensioniert.

Seine alten Schüler, die ihn wegen seines offenen Wesens und seiner von der Jugendzeit her beibehaltenen Berliner urwüchsigen Art sehr liebten, wären so gern noch einmal mit ihm zusammen gewesen. Sie hatten sich für das 150jährige Jubiläum des Carolinum zusammengetan, um ihrem Papa Hingst die Tage so schön wie nur möglich zu machen. Aber er konnte nicht daran teilnehmen. Schon bald nach seinem Übertritt in den wohlverdienten Ruhestand begann er zu kränkeln, mußte sich schließlich einer schweren Magenoperation unterziehen, wonach er noch einmal große Hoffnung schöpfte. In seinen Briefen trat die Anhänglichkeit an das Carolinum und seine lieben alten Schüler immer wieder zu Tage. Er rechnete doch noch damit, die alten Freunde wiederzusehn. Aber er blieb leidend. Der unaufhaltsam fortschreitende Verfall führte endlich am 27. Mai zum Tode.

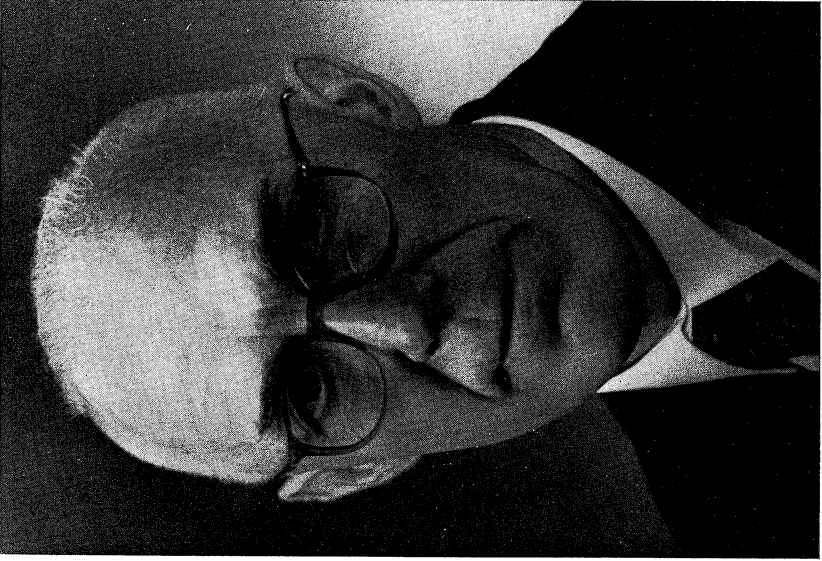
Requiescat in pace!

Aus Briefen

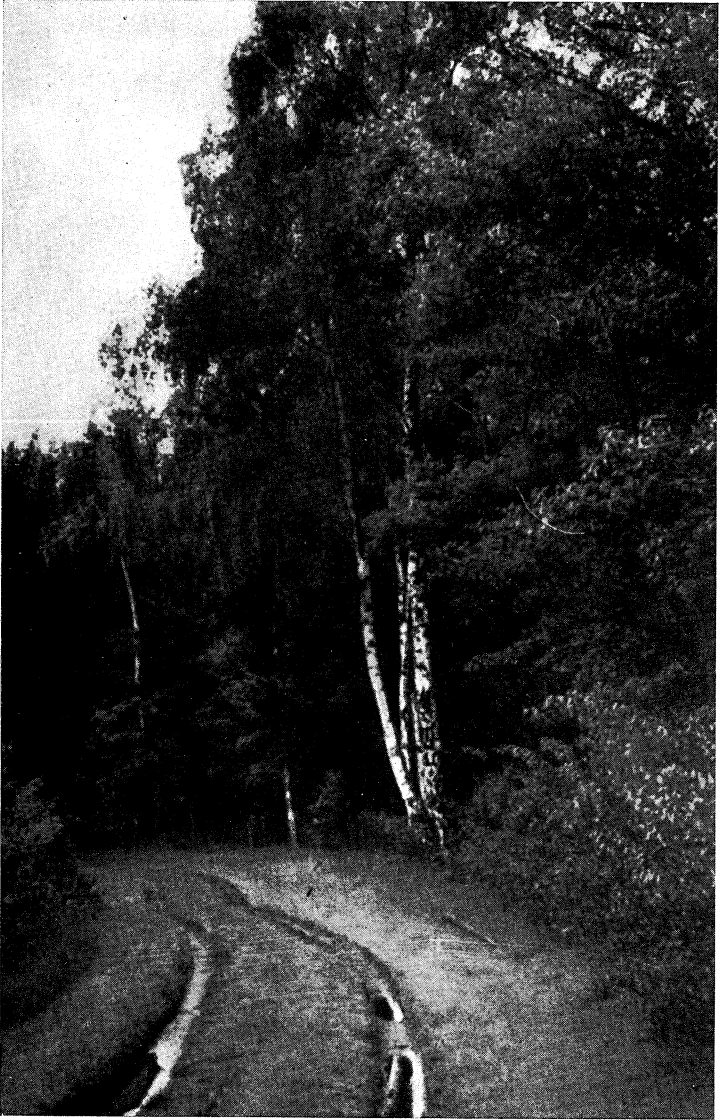
Friedrich Mau: Trotz der langen Jahre, die seit meinem Abitur — 1902 — verfloßen sind, habe ich unter den vielen Namen doch noch einige bekannte — Cordua, Brunswig, Hustaedt, Nahmmacher u. a. — entdeckt. Das „Carolinum“ gibt mir freudig begrüßte Gelegenheit, weit zurückliegende, frohe und unbeschwerte Jugendjahre wieder lebendig werden zu lassen und meiner alten Schule in ehrfurchtsvoller Dankbarkeit zu gedenken. — Franz Harcke: Der Termin des Marburger Treffens rückt immer näher! Man ist so erwartungsfroh wie das Kind vor Weihnachten oder wie der Quintaner vor der Turnfahrt nach Rügen. Mit Wehmut denke ich an die vielen Freunde in der Heimat, die die Reise nicht antreten können. — Hildegard Büttner geb. Ebeling: Hans Büttner ist Pastor in Zeuden über Treuenbrietzen. Mein Mann, der frühere Postmeister Otto Büttner ist am 16. 5. 1959 an einem Herzinfarkt gestorben. Ich habe drei Kinder, zwei Mädels und einen Jungen. — Christel Riemer geb. Neu: Meine Kinder besuchen hier in Den Haag



Studienrat Dr. Paul Kühnl



Studienrat Dr. Hermann Hingst



Waldweg bei Neustrelitz

die Deutsche Schule. — Dr. F. v. Dewitz: Alle Beiträge des „Carolinum“ bewegen sich auf so bewunderswert hohem Niveau und wecken auch so viele köstliche Erinnerungen in mir. — Karl Anders: Ich bin Abiturientenjahrgang 1927 des Realgymnasiums, zusammen mit: Ilse Fuhrmann, Georgius, Grothkopp, Heise, Koepke (Soest), Erika Lau, Reinsberg (Bonn), Ryssel, Friedrich Graf Stenbock und Wilke. Seit meiner Einberufung zur Wehrmacht vor vielen Jahren habe ich nichts mehr von Carolinum gehört und bin nun hoch erfreut über alles. — A. W. Honig: Aus der Gefangenschaft kehrte ich erst 1948 aus der Sowjetunion zurück und mußte dann noch drei Semester studieren. Meine Mutter ist im Februar 1955 verstorben. — Ursula Schöne: Obgleich ich im allgemeinen neben meinen beruflichen Pflichten kaum zum Lesen komme, ist mir „Das Carolinum“ zum guten Freund geworden wegen seines Niveaus und Stils. Ich war früher Sekretärin im Auswärtigen Amt und bin seit 1947 im Oekumenischen Rat der Kirchen in Genf tätig. — Ehrenfried Balcke: Ut hinnerlatene Biller von Ernst Beyer, de mi sin Fru schickt hett, legg ich twe mit in för dat Archiv. — Walter Sauter: Ich möchte mich Ihnen vorstellen: 1. als Sohn meines gleichnamigen Vaters, der mehrfach mit seinem Freunde Peter Brunswig als ein lumen Gymnasii Carolini erwähnt wird; 2. als Neffe seines Bruders Rudolf S., dessen Witwe Edith S. noch in Neustrelitz lebt; 3. als mütterlicherseits der Familie Wentzel angehörig; Großvater s. Z. Oberforstinspektor auf der Försterei Alt-Strelitz; Tante Mathilde Wentzel, Lehrerin am Lyzeum, während des 1. Weltkrieges auch am Carolinum tätig. Tante Emmi W., die der Großmutter in der Friedrich-Wilhelm-Straße 8 die Wirtschaft führte und eine Mädchenpension hatte, was manchen jungen Caroliner glühend interessiert hat; Tante Luise v. Wenckstern (geb. Wentzel): bis zur Pensionierung meines Onkels, des Oberforstmeisters Friedr. v. W. in Langhagen bei Neustrelitz, dann wohnhaft im Wildhof überm Durchgang zum Tiergarten. Alle diese Verwandten sind nun tot. 4. Ich bin verwandt mit der Familie Rittenkofer, die in Strelitz-Alt das Technikum besaß; 5. verwandt mit allen Scharenbergs und Bergholtz, soweit sie damals in N. lebten; 6. schließlich war ich befreundet mit Albert Krietsch und dem leider so unselig davongegangenen Ulrich Wellhausen. Seit sechs Jahren bin ich am Kaiser-Wilhelm-Gymnasium in Hannover tätig und bin Fachleiter für die Alten Sprachen. Auch in Pforta und Hannover habe ich sowohl „Antigone“ wie Oedipus je sieben- oder achtmal aufführen können. (Vgl. „Das Carolinum“, Heft 28, S. 19 ff. „Geliebtes Neustrelitz“). — Ortrud Lüdecke: Mein ältester Bruder, Johannes Lüdecke, Abiturient des Carolinums, fiel 1916 im Alter von 22 Jahren im Juli beim Einfall der Engländer an der Somme. Er wurde als „vermißt“ gemeldet. Wir haben trotz aller Nachforschungen nie eine bestimmte Todesbestätigung über ihn erhalten. Mein jüngerer Bruder „Max Lüdecke“ wurde in Stettin Kaufmann und übernahm später, als mein Vater sich zur Ruhe setzte, das Hotel „Reichshof“ (früher „Fürstenhof“). Er starb mit knapp 35 Jahren am 22. Dezember 1935 an einer Blinddarmssepsis. — Lotte Schreiber: Meine Eltern und ich haben uns vor allem über den Abdruck der Steinmannschen Chronik der Stadt Burg Stargard gefreut. Ich besuchte von 1936—44 das Oberlyzeum in Neustrelitz und war eine Klassenkameradin von Juliane Dichter geb. Klingenberg. — C. A. Wiese: Ich war während meines Studiums viel mit Karlchen Eickhoff, Werner Worms, Dr. Gößler, Professor Dr. Reinsberg, zusammen. Die Hefte sind ein einzigartiges Band der Kameradschaft und ein unentbehrlicher Quell der seelischen Stärkung. — Günther Windécker: Mein Bruder Heinz starb im Alter von 16½ Jahren (1949). Meine Schwester Edda hat jetzt ihr Abitur bestanden und will Gartenbau studieren. Ich selbst bin Elektro-Ingenieur geworden. — A. Schmidt: Jetzt bin ich schon lange Propst i. R., aber meine Zeit in Neustrelitz, wo ich am Carolinum eine Zeit lang Religionslehrer war, ist mir noch in sehr lieber Erinnerung. — Karl Reuter: Ich besuchte das Carolinum ab Ostern 1914, war also noch ein „zünftiger Nonaner“. „Köster“ Benzin war unser Klassenlehrer mit zuweilen recht drastischen Methoden, faßte den, der nichts kapiert hatte, heftig am Stirnhaar und sagte auf Plattdeutsch: „Wat büst Du blot för'n Dösbaddel!“ Ich sehe ihn noch immer vor mir sitzen, wenn er uns die hölzernen Buchstabentafelchen präsentierte, und wir die Buchstaben laut angeben mußten. Zu meinem Jahrgang gehörte: Albrecht Schütte, Sohn



Ausflug der Oberprima (Sommer 1920)
 stehend: Felix Schreck, Friedrich Rosenthal, Hans-Joachim Deznin, Direktor Dr. Duncker, Wilhelm Prillwitz, Hans-Erich Stier, sitzend: Ernst Beyer, Wilhelm Stech

von Baurat Schütte, Hans Dehn, Vater Rektor D., Fritz Niekrentz, Vater Gärtnermeister N., Johannes Schröder, Vater Pastor Sch. (?), ich kaufte mein erstes Kaninchen von ihm, Albert Wilk, Vater Kaufmann W., Karl Rugenstein, Vater Oberpostsekretär, Hans Hittenkofer, Vater Direktor des Technikums, Hans Schmidt ging zur Polizei, Erich Soltmann, Richard Tiedt, Bauernsohn aus Blankensee, Hans Köbcke, Bauernsohn aus Blankensee, Hans Mittelstaedt, Bahnbeamtensohn aus Blankensee, Alfred Voss, Landarbeitersohn aus Flatow, Hans Möhrke, Vater Dentist M., Adolf Hollnagel, heute Mitarbeiter am Museum für Frühgeschichte in Schwerin, Friedr. Wilhelm Sievert, Hans Henning Hartmann. Wer könnte die alten Lehrer vergessen! Eter Busch „Pützig“ Burmeister, „Tüter“ Schultz, Papa Winkel, Zeichenlehrer Harz, Tilly Wenzel, „Knacker“ Gerlach, Bubi Hordoff, Hermann Kootz, Dr. Ballschmieter, Dr. E. Meyer, Dr. P. Steinmann, Max Fandre, Traugott Schmidt, Albert Krietsch, „Manning“ Klempien, „Peti“ Kirchner, „Käppen“ Jahn, „Hannes“ Hinrichs, Oberstudiendirektor Duncker, Otto Pfeil, „Korl“ Köhler, Karl Nahmmacher, Studiendirektor Michaelis. Auch an den alten Direktor Becker erinnere ich mich noch, an Gotsmann und Wellhausen, die beiden Zeichenlehrer, an „Mummel“ Rochna, Heinrich Sterley, Dr. Stichel, Ernst Rosenhainer. Wer von uns könnte diese Männer je vergessen, die soviel Gutes an uns getan haben! Herzliche Grüße für alle, die sich meiner noch erinnern. — Lutz Mau: Das Leben hat mich Wege geführt, die weit ablagen von denen der Mitschüler. Als Landwirt fing ich an, Die Kriege, die ich beide mitmachte und sonstige Umstände zwangen mich, immer wieder neu anzufangen, aber es gelang immer wieder, das Leben neu aufzubauen. Mein Bruder Walter war Studienrat in Parchim und Hagenow. Er ist 1946 im Gefangenenlager bei Neubrandenburg gestorben. Mein Bruder Friedrich ist Reichsb.-Abt.-Präsident a. D. Die Erinnerungen an die Schul- und Jugendzeit werfen auf den Alltag ein helles Licht. Das consilium abeundi, welches sie mir einbrachte, habe ich mit Würde durch das Leben getragen. — Dr. Carl Meltz: Die Stargarder Chronik von Steinmann interessiert mich lebhaft. Ich werde auch weiterhin am „Carolinum“ mitarbeiten und hatte zunächst an einen

Artikel über Rethra gedacht. Zu meiner Freude lese ich aber, daß Professor Unger dies Thema selbst behandelt. Seine These halte ich für richtig und habe sie schon früher gestützt. Zunächst muß ich meinen Aufsatz über die Geschichte Mecklenburgs und Rostocks für das Rostock-Sonderheft der Burschenschaftlichen Blätter fertigstellen. — Karl Roloff: Mein Sohn, der frühere Abiturient des Carolinums Dietrich Roloff, ist am 28. Juli 1944 an der Ostfront gefallen. Joachim Stühmer, Fürstenberg, auch Abiturient des Carolinums fiel im Februar 1943 als B-Offizier bei der Vorausabteilung Guderian. Walter Drescher, Fürstenberg, ist der heimtückischen Tbc zum Opfer gefallen. Hans Dörnbrack ist m. W. seinen Wunden in einem Heimatlazarett erlegen. — Ilse Fuhrmann: Das Gedicht „An die Gefährten“ und die Erinnerungen von Walter Sauter habe ich mit großer Freude gelesen. Die Gefährten alter Zeit waren alle um mich und mit manchem von ihnen habe ich stumme Zwiesprache gehalten. Die Einweihung des neuen Carolinums, die Aufführung des „Prinzen von Homburg“ standen vor meinem geistigen Auge. — Christa Brandt: Der Großvater des Verlobten meiner Tochter Christa war auch Norddeutscher. Er wanderte im vorigen Jahrhundert nach Amerika aus. Meine Tochter wird nach ihrer Verheiratung nach Texas gehen. — Maria Seeländer geb. Koerber: Das Lyzeum in Neustrelitz besuchte ich von 1910—1915. — Fritz Reuter sen.: Mein Schwiegersonn Rechtsanwalt Dr. Walther Blank fiel im Januar 1945 als Offz. der Flak in Oberschlesien. — Werner Rust: Eine Berichtigung zu Heft 29: Rechtsanwalt Brunswig wurde nicht von dem blinden Großherzog Friedrich Wilhelm, sondern von seinem Sohn Adolf Friedrich V. zum Geheimen Justizrat ernannt. — Hier eine charakteristische Geschichte von Friedrich Wilhelm: Im Jahre 1895 wurde mein Vater vom Neustrelitzer Kriegerverein beauftragt, die Krieger-Gräber der vor 25 Jahren Gefallenen zu besuchen. Der Großherzog „spendete“ dazu aus eigener Tasche kümmerliche 100 Mark. R. A. Brunswig, der Intimus meines Vaters von klein auf, schloß sich dieser Besichtigungsfahrt aus eigener Tasche an. Nach Rückkehr aus Frankreich mußte mein Vater natürlich pflichtgemäß in einer Audienz dem Großherzog berichten, wobei sich folgendes Gespräch entwickelte:

Der Großherzog: Wie mir berichtet worden ist, lieber Herr Rust, haben Sie sich zu dieser Reise eine sehr merkwürdige Reisebegleitung ausgesucht . . . Rechtsanwalt Brunswig.

Mein Vater: Königl. Hoheit, Rechtsanwalt Brunswig ist ein Jugendfreund von mir, außerdem auch Kriegsteilnehmer von 1870/71.

Der Großherzog: Lieber Herr Rust, dazu habe ich Ihnen doch nicht 100 Mark gegeben, damit Sie mit Ihrem Jugendfreund eine Reise nach Frankreich machen! Wissen Sie außerdem nicht, daß R. A. Brunswig in „ständiger Opposition“ zu meiner Regierung steht?

Mein Vater: Rechtsanwalt Brunswig hat seine Reise nach Frankreich aus eigener Tasche bezahlt und mir war es selbstverständlich nur angenehm, einen Jugendfreund bei den Strapazen als Reisebegleiter um mich zu haben.

Die Audienz wurde abgebrochen und mein Vater entlassen. — Adolf Friedrich V. war im Anfang seiner Regierung liberaler und schätzte das Können von Brunswig. Er ernannte ihn gleich nach Regierungsantritt unter Umgehung des Titels „Justizrat“ zum Geheimen Justizrat. — Hans Borlisch: Am 5. 7. hatten wir in Neustrelitz den diesjährigen Kreiskirchentag, der mit einer Aufführung von Händels Johannes-Passion abschloß. Mehr als 1200 Zuhörer waren anwesend. — Dr. P. Steinmann: Bei der 700. Jahrfeier der Stadt Burg Stargard hielt Propst Bremer-Eichhorst (gebürtiger Stargarder) die Festpredigt, ich in der Kirche einen Vortrag über Geschichte der Stadt und der kirchlichen Gebäude. — Dr. Fritz Rosenthal: Das Motiv des Gedichtes „Wenn ich den Wanderer frage, wo steht dein Sinn?“, diese wehmütige Erinnerung an die alte Heimat, von den Griechen als Nostalgia bezeichnet, findet ihren Ausdruck auf vielen Seiten des Carolinerheftes Nr. 27. Da

findet sich unsere vertraute Eisenbahnlinie Berlin—Saßnitz im Aufsatz von Dr. Urbahn, da werden so viele Erinnerungen erweckt in dem Aufsatz von Dr. Meyer, da erleben wir wieder die landschaftliche Schönheit der Lieps und der Havelseen, des Krebssees und des Langen Sees und den unvergleichlichen Buchenwald im Wildpark beim Schweizerhaus in den mecklenburgischen Landschaftsschilderungen von Stecher, da erscheint Neustrelitz festlich geschmückt zur Zeit des Hindenburg-Besuches in der Schilderung des inzwischen leider entschlafenen Staatsministers Hustaedt. Dr. Brunswigs „Erinnerungen“ bringen unsere alten Lehrer Benzin, Burmeister, Schulz, Winkel und die Jahre von der Nona zur Septima wieder ins Leben zurück. Die Winterhalbjahrsnummer 1958 wird zum Durchblättern noch lange auf meinem Schreibtisch liegen, der nun von der Stätte des „Carolinums“ um ein Drittel des Erdumfangs entfernt steht. — Wolfram Kirmes: Das Abitur habe ich bestanden und inzwischen das erste Semester meines Medizinstudiums beendet. Während der Ferien arbeite ich als Hilfsschlosser in einem Steinbruch in der Nähe von Dornap. Die Arbeit ist etwas anstrengend in der ersten Zeit, wird aber gut bezahlt. — Marianne Tornier geb. Röse: Meine Mutter ist bald nach dem Kriege gestorben. Mein Vater soll 1946 in der Haft gestorben sein. — Gert Jahncke: Mein Bruder Horst, geb. 20. 10. 25, wurde 1943 zur bespannten Artillerie nach Pilsen eingezogen, nahm als Fahnenjunker-Unteroffizier an den Kämpfen in Ungarn teil und befand sich nach Teilnahme an einem Offizierlehrgang in Groß-Börn im April 1945 in der Gegend südlich von Schneidemühl. Von hier empfing ich unter der Feldpostnummer 0.49 76 13 die letzte Post von ihm. Seither fehlt jede Spur. Er ist in der Vermisstenbildliste CJ Seite 267 abgebildet. Erinnert sich einer meiner Lehrer oder Klassenkameraden aus Sexta-Quinta noch an mich? Ich bin 1940 zuletzt in Neustrelitz gewesen. Dann wurde mein Vater versetzt. — Annemarie Bartold: Leider hat mich Ernst Urbahn bei einer Durchfahrt hier verfehlt. — Werner Fölsch: Elisabeth Fölsch starb in Lübeck im 69. Lebensjahre. Sie war vier Jahre schwer leidend. Bei Ende des Krieges gab sie ihre Tätigkeit als Lehrerin in Berlin auf und siedelte zu ihrem Bruder, dem Pastor Gerhard Fölsch, nach Lübeck über, der auch alter Caroliner war. Er kam 1949 bei einem Autounfall zu Tode. Sie hatte nach dem Tode seiner Frau die Obhut über die vier Kinder übernommen. — Dr. Irma Hellweg: Mein Bruder Hansjörg Westphal besuchte das Carolinum bis zum Abitur, wurde noch für Medizin immatrikuliert, aber dann sofort zum Militär eingezogen. Er machte den ganzen Rußlandfeldzug mit, überstand eine schwere Ruhr und wurde in Woronesch verwundet. Auf dem Rücktransport aus dem fast eingeschlossenen Woronesch erfroren sein Füße, so daß beide Füße amputiert werden mußten. Wenige Tage darauf starb er bei vollem Bewußtsein qualvoll an Tetanus. Sein Vater, der als Stabsarzt Einreiseerlaubnis erhalten hatte, kam einen Tag zu spät und konnte ihm nur noch selber in die Erde betten. Von den 24 Schülern seiner Klasse war Hansjörg der 18., der fiel. Er starb 8 Tage nach seinem 22. Geburtstag. Aus dem Felde schrieb er voller Dankbarkeit und Anerkennung über seine Lehrer; er hatte einen Schatz mitgenommen in das Grauen des Krieges, der ihn stark machte. Auch im Felde noch hat er gezeichnet und jedes Stückchen Lehm und Ton bekam unter seinen Händen eine Gestalt. — Wilhelm Paschen: Die Aufsätze über Professor Wossidlo in Heft 28 haben mir besonders gut gefallen. „Dor geht männig Avkat achttern Plaug“. Wieviel Wahrheit liegt in dem einen Wort. Möge uns Paul Kühn noch mehr von solcher Art vermitteln. Ob sich wohl jemand findet, der über die Herkunft alter mecklenburgischer Orts- und Familiennamen schreibt? Woher mag der eigenartige Name Wossidlo stammen? Könnte Werner Klose mal wieder zu Wort kommen? Ist die „Primanerfahrt“ inzwischen veröffentlicht worden? — Gerda Schacht geb. Sahr: Unser ältester Sohn wurde Chemiker und promovierte vor einem Jahr, er lebt jetzt in Köln. Der zweite wurde Architekt und der dritte besucht noch die Ingenieurschule. Mein Bruder Hans war mit Hans Kneuß und Metzenthin in einer Klasse. — Charlotte Spennemann: Ich bin eine geborene Petersen. Mein Bruder Wolfgang P. lebt in Lübeck. Meine beste Schulfreundin war Anneliese Cleve geb. Goetze. — Gerhard Grüder, Stuttgart: Wieviele Namen im Verzeichnis (Heft 28) fehlen allein aus meiner alten Klasse Sexta von 1937! Erschütternd!

Weiß wohl jemand etwas von Menge, Dahms, Bergholtz, Rychlik? Plendl ging nach 1945 nach Chicago, jetzt habe ich keine Verbindung mehr mit ihm. — Hans Behrendt: Ich bin geboren am 27. 3. 1911, besuchte das Carolinum von 1917 bis 1927 und wurde dann Kaufmann. Meine Schwester H. L. Prohl geb. Behrendt ist seit Jahrzehnten in USA verheiratet. — Dr. W. Herrmann: Mit großem Interesse habe ich den Aufsatz „Was dankt Goethe Charlotte v. Stein“ von Ilse Siemers gelesen. Ich bin auch durchaus ihrer Meinung, daß „Frau v. Stein niemals den Boden strenger Selbstzucht und Etikette verlassen hat.“ Ich habe aber verschiedentlich bei Gesprächen hören müssen, daß Frau v. Stein sich selbstverständlich Goethe hingegeben habe, wogegen ich jedesmal energisch protestierte. Glücklicherweise hat sie ja alle seine Briefe dem Dichter zurückgegeben, leider aber die ihrigen zurückgefordert und verbrannt. In dem ausgezeichneten Buch von Wilhelm Bode: Charlotte v. Stein, Berlin, Mittler und Sohn 1917 steht auf S. 271: „Als Schiller nach Weimar kam, hörte er über viele Leute arge Andeutungen und Geschichten, aber niemand vergriff sich an der Baronin v. Stein.“ „Diese Frau besitzt vielleicht über tausend Briefe von Goethe“, erzählte er seinem Dresdener Freunde, „man sagt, daß ihr Umgang ganz rein und untadelhaft sein soll!“ In einer Fußnote auf der gleichen Seite erzählt Bode: „Etwa 50 Jahre später erzählte man sich in Weimar, Fritz v. Stein sei auch der leibliche Sohn Goethes gewesen. Sicherlich würde auch heute noch kein Gott die gescheiten Leute von diesem Glauben abbringen, wenn nicht Fritz drei Jahre und einen Monat vor der Bekanntschaft mit Goethe das Licht der Welt erblickt hätte!“

Bücher

In unserem Heft bringt der Ordinarius für Alte Geschichte an der Universität Münster, Professor Dr. Hans Erich Stier den Aufsatz: „Erinnerungen an Ludwig Duncker“. Wir möchten bei dieser Gelegenheit noch einmal auf sein im Verlage Heinrich Scheffler, Frankfurt (Main), im Jahre 1959 erschienenes Werk „Deutsche Geschichte im Rahmen der Weltgeschichte“ hinweisen. Es ist völlig neu bearbeitet und mit 120 Textabbildungen, 18 Karten und 197 Abbildungen auf 120 Seiten Kunstdruckteil ausgestattet. Das geschmackvoll in Leinen gebundene Buch umfaßt über 1000 Seiten und kostet den für das große Werk geringen Preis von 36 DM. — Jeder Caroliner sollte diese „Deutsche Geschichte“ wenigstens einmal in die Hand nehmen, wenn er es nicht vorzieht; sie seinem Bücherschatz einzuverleiben. — Prof. Dr. Eberhard Kessel, Ordinarius für Neuere Geschichte in Marburg (vgl. „Das Carolinum“ Heft 29) hat u. a. folgende Werke veröffentlicht: Karl von Clausewitz: „Strategie“ 1937, Moltke: Stuttgart: Koehler (1957), 807 S.; „Helmut von Moltke: Gespräche, 1940; Alfred Graf Schlieffen: Briefe, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (1958), 327 S., Zeiten der Wandlung, Hauptepochen abendländischer Geschichte, Hamburg: van der Horst (1950), 300 S.

Verschiedenes

Die Mecklenburgische Landesbibliothek, Schwerin, hat um regelmäßige Belieferung mit dem „Carolinum“ gebeten. Soweit es möglich war, wurden ihr die früher erschienenen Hefte zugesandt. — Anlässlich des 50. „Geburtstages“ der Alsterstaffel ehrte der Senat unsern alten Caroliner, den Hamburger Sportjournalisten W. A. Corda, der diese Laufveranstaltung im Jahre 1909 mit ins Leben rief und einer der ersten Alsterstaffelläufer war. Frau Senator Karpinski überreichte ihm vor 6000—8000 Zuschauern auf dem Rathausmarkt den hamburgischen „Portugaleser“. Nur diese Auszeichnung verleiht die „Freie- und Hansestadt Hamburg“ seit Generationen, keine

*75 neue Anschriften und 80 Adressenänderungen können
wegen Rummangels erst im Heft 31 gebracht werden*

Orden. — Unsere Kartei umfaßt 1500 Namen. Wir bitten daher um Rücksicht und sofortige Meldung, wenn einmal ein Heft nicht eintrifft. Die Hefte sollen von 1960 ab, wie vorgesehen, im April und Oktober erscheinen. Die Termine für den Redaktionsschluß (1. Februar und 1. Juli) müssen im Interesse von Herausgeber und Drucker unbedingt innegehalten werden. — Anfrage von Hans Peter Range, Berlin: Wo lebt Karl-Friedrich Lorenz, Sohn von Steuerinspektor Lorenz? — Auf wiederholte Anfragen geben wir bekannt: Die Carolinerschaft ist kein Verein, besitzt keine Satzungen, kennt keine Aufnahmeformalitäten. Die Zugehörigkeit ergibt sich seit ihrer Gründung im Jahre 1934 allein durch die innere Bindung. — Wir möchten an dieser Stelle unserem alten Caroliner Augenarzt Dr. med. Max Rütz unseren besonderen Dank aussprechen. Seit Wiedergründung der Carolinerschaft hat er uns immer wieder mit Nachrichten und Adressen aus unseren Kreisen versorgt. Insbesondere verdanker wir seiner Vermittlung das von Frau Centurier zur Verfügung gestellte Bild von Heinrich Schliemann und seiner griechischen Gattin. (Frau Centuriers Großvater war ein Freund von Heinrich Sch.). Ebenso verdanken wir Dr. Rütz die Nachricht von der in Heft 29 (S. 85) mitgeteilten Ehrung unseres alten Caroliners Geheimrat Prof. Dr. Hermann Thoms zu seinem 100. Geburtstag. Wir bitten alle Caroliner, dem Beispiel von Dr. Max Rütz nachzueifern. — Die Schloßkirche in Neustrelitz konnte im August 1959 ihr 100jähriges Bestehen feiern.

„*Bauernhochtid 1920*“, Seite 81, Heft Nr. 29

„Herbi“, „Max“ und der „Perfesser“
liegen lebensaltersmäßig etwas besser,
ansonsten ist, was auf dem Bild zu sehn.
geboren kurz nach Neunzehnhundertzehn!
Dem Maskenbildner heute noch ein Lob,
der er das Alter dieser Kinder derart hob,
daß alle als Erwachs'ne „in Erscheinung traten“!
— Oder sollte man Dir hier doch raten:
Hät't'st Du gehört auf das „hauptmännliche“ Wort,
verschwunden wäre jeder Zweifel sofort —
Eva spricht (Seite 106) ganz klar
von Neunzehnhundertzwanzigundacht!
— Wer hat in der letzten Bank schon wieder gelacht?

ha!

An unsere Mitarbeiter

Unsere Zeitschrift weist eine stattliche Zahl von Mitarbeitern auf. Viele ihrer Manuskripte, besonders die wissenschaftlichen, werden unverändert abgedruckt. In manchen Fällen müssen allerdings Kürzungen vorgenommen werden, wofür wir um gütiges Verständnis bitten. Die Gründe hierfür können im Technischen liegen, z. B. Raummangel, aber auch im Stofflichen oder im Thema. — Immer wieder stellen wir fest, daß uns kleinere Artikel von 2—4 Seiten leider nur in geringem Maße zugehen. — Wir bitten um einseitig klar beschriebene Bogen, möglichst in Maschinenschrift, notfalls in klarer Handschrift. *Die Schriftleitung.*

Zur Klarstellung geben wir noch einmal folgendes bekannt: Der Beitrag beträgt für das ganze Jahr 10 DM. Hierin sind die Bezugsgebühren für die im Jahre erscheinenden Hefte des „Carolinum“ eingeschlossen. Der Beitrag kann notfalls in zwei Raten (April u. Okt.) gezahlt werden. Studenten zahlen einen Jahresbeitrag von 3 DM.

Für alle diejenigen, die nach unseren Richtlinien nicht der Carolinerschaft angehören können, ist die Sparte „Sonder-Bezieher“ geschaffen. Sie erhalten die Halbjahreszeitschrift „Das Carolinum, Blätter für Kultur und Heimat“ zu unserem Selbstkostenpreis von 6 DM im Jahr.

Postscheckkonto: Walter Blank, Kiel 1, Hamburg 218 006.

Hermann Brunswig: In Heft 28 löste der Aufsatz von Walter Sauter, wohl einem Neffen meines Conabiturienten Rudolf Sauter, von dem ich seit der Schulzeit nie wieder etwas gehört habe, alte Erinnerungen aus. . . Für Wossidlo habe ich noch als Schüler auf Anregung Fliesser Beckers alte plattdeutsche Kinderreime und Abzählspiele gesammelt, deren unser Mädchen Johanna aus Pekatel eine Unzahl wußte . . . Grüße und Dank für Briefe sende ich an Conrad Seidel, Max von Wussow und Paul Recke, deren Nachrichten mich ganz besonders erfreut haben.

Rudolf Seidel, schon auf dem Gymnasium Carolinum als vorzüglicher Amateur-Maler bekannt, hatte für eine Versteigerung auf dem Marburger Treffen ein Ölbild gestiftet, das den Blick aus dem Neustrelitzer Tiergarten auf den Stadtkirchenturm (das Butterfaß) darstellt. Es ging in den Besitz unseres alten Caroliners Ali Tarbiat über.

Spendenliste (S and vom Oktober 1959)

Dr. M. Rütz, Berlin, 90 DM; Dr. Stahl, Hannover, 20 DM; O. Blank, Hohenlimburg, 30 DM; Dr. F. Gößler, Kiel, 15 DM; W. Silberbauer, Hagen, 5 DM; E. Bruchmüller, Brackenburg, 10 DM; Maja Rüggeberg, Marienheide, 20 DM; Dr. H. Peters, Stuttgart, 30 DM; K. O. Praefke, Karlsruhe, 50 DM; R. Henschke, Biberich, 20 DM; Fr. Harcke, Hannover, 10 DM; Luise Weißer-Holz, Tailfingen, 10 DM; H. Fröhlich, Hamm, 15 DM; Marg. Keske, Bremen, 5 DM; Dr. H. Pinnow, Ludwigshafen, 10 DM; Dr. C. Kalkschmidt, Ibbenbüren, 10 DM; H. Ferworn, Jülich, 5 DM; Dr. H. Gerchow, Kiel, 5 DM; E. Sevecké, Neumünster, 10 DM; H. Krüger, Berlin, 20 DM; Frh. V-L v. Seckendorff, Buchenau, 20 DM; J. Köhler, Baden-Baden, 10 DM; Prof. Dr. H. Runge, Heidelberg, 60 DM; H. Knebuß, Emmendorf, 10 DM; Dr. S. Runge, Heidelberg, 10 DM; S. Steinführer, Coesfeld, 10 DM; Wilma Dammer, Ecuador, 10 DM; S. Tesch, Johannesburg, 15 DM; K. Kleitschke, Cuxhaven, 5 DM; Ilse Hance, Kalifornien, 4.50 DM; Dr. Hordorff, Münster, 10 DM; M. Hustaedt, Baden-Baden, 10 DM; O. E. Heipertz, Kapstadt, 10 DM; O. Krüger, Düsseldorf, 5 DM; A. Körner, Berlin, 10 DM; Dr. H. Woydt, Rotenburg, 10 DM; Dr. G. Staffelt, Ebstorf, 20 DM; Brohm, Gummersbach, 5 DM; Dr. H. Stech, Hannover, 20 DM; H. C. Becker, Hamburg, 15 DM; G. Loesch, Süd-West-Afrika, 9,14 DM; Cl. Haß, Bochum, 10 DM; XY, Aachen, 24 DM; Lies Roesler, Holzminden, 10 DM; Lis. Linsel, Recklinghausen, 15 DM; Kl. Schwarz, Nürnberg, 5 DM; Ungenannt, Bad Segeberg, 5 DM; H. Bütow, Hamburg, 10 DM; Dr. Pohl, Bochum, 10 DM; Lotte Dannemann, Oldenburg, 10 DM; E. v. Bonin, Hamburg, 15 DM; Fr. Warncke, Friedrichstadt, 10 DM; Joh. Benzin, Hamburg, 10 DM; H. H. Hansen, Methmann, 10 DM; Dr. G. Tesch, Berlin, 10 DM; Prof. Dr. Stier, Münster, 10 DM; Aus Süd-Amerika 25 DM; Marg. Kurtzisch, Bommerholz, 20 DM; Marg. Brunswig, Düsseldorf, 30 DM; Dr. Breest, Frankfurt, 6 DM; Fr. Mau, Ahrensburg, 10 DM; H. W. v. Engel, Wyk, 14 DM; Frau Benzin, Celle, 6 DM; M. v. Wussow, Berlin, 70 DM; Gertrud Weber geb. Buhrow, Hamburg, 10 DM; H. H. Brunswig, Argentinien, 19,50 DM; Fr. W. Siehl, Ratzeburg, 10 DM; M. Riebel, Dauenhof, 10 DM; Dr. G. Diestelmeyer, Brake, 10 DM; E. Stier, Frankfurt, 5 DM; K. Anders, Bochum, 22 DM; Dr. Lessing, Düsseldorf, 10 DM; Erna Schmidt, Berlin, 10 DM; O. Wegener, Denzlingen, 10 DM; Unbenannt, Bochum, 10 DM; Von besonderer Seite für den Druck der „Chronik der Stadt Burg Stargard“ 200 DM. — Allen Spendern sagen wir unseren herzlichen Dank, auch denen, die versehentlich vielleicht nicht aufgeführt sind.

Berichtigung von einigen Druckfehlern aus Heft 29:

Titelseite: 25. Jg. (Innenseite richtig); S. 21: 11. Januar 1259; S. 81 unter dem Bild: Oktober 1928; S. 103, Z. 9 von oben ist eine Zeile ausgefallen; sie wird in Heft 30 gegeben; S. 20. Gedicht, 4. Z. Keines statt keines; S. 116, Strophe 5, Vers 3: mi statt mit; Strophe 8, Vers 2: hei statt heit.

Zum Marburger Treffen 1959

*Ihr — seid da
Von fern und nah;
Strahlende Lichter,
Fröhe Gesichter;
In altvertrauter Runde
Hängt an jedem Munde
Die Frage: Weißt du noch?
Was sich oft schon verkroch
Im Vergessen der Zeit,
Heut' steht es bereit,
Kommt wieder hervor,
Klingt von Ohr zu Ohr,
Knüpft das Band wieder fest,
Das sich nie lösen läßt,
Schlägt die Brücke von der Vergangenheit
Herüber in die heutige Zeit. —*

*Wir — sind fern
Und wären doch gern
Zu dieser Stunde
In eurer Runde
Bei strahlenden Lichtern
Mit frohen Gesichtern.
Auf die Frage: warum
Seid ihr nicht gekommen?
Bleibt unser Mund stumm,
Das Herz wird beklommen;
Doch unsre Gedanken
Zerbrechen die Schranken,
Sind in eurer Mitte.
Und das unsre Bitte:
Vergeßt nicht, daß wir
Genau so wie ihr
Caroliner geblieben!
Was wir einst getrieben
Mit euch in längst vergangener Zeit,
Gerät auch bei uns nicht in Vergessenheit.
September 1959 Ba.*

Am Marburger Treffen vom 2. bis 4. Oktober nahmen teil

Willi Buhlert; Alice Buhlert; Hermann Buhlert; Hedi Friedrich geb. Scheel; Traudi Feilke geb. Pfeil; Karl Heinz Feilke; Ulrich Becker; Elisabeth Becker; Hildegard Becker; Ehrenfried Bahlcke; Walter Blank; Anna Bielefeldt geb. Steffen; Will Eger; Brigitte Eger; Heike Eger; Otto Benzin; Elsbeth Benzin; Eckart v. Bonin; Gerhard Beckstroem; Gertraud Beckstroem; Arthur Denkingler; Ilse Eichler geb. Funk; Renate Blühdorn geb. Hustaedt; Ingeborg Albrecht; Robert Buhrow; Gisela Brunswig; Käthe Böttger geb. Buff; Peter Brunswig; Inga Brunswig; Helmut Ferworn; Gertrud Blanck; Hans Düro und Frau Maria; Helmuth Braungartt mit Frau und Tochter; Otto Blank und Frau; Dr. Julius Breest; Dorle

Breest; Dr. Andreas Dehn; Dr. Ursula Deutschmann; Wolfgang Deutschmann; Peter Heitmann; Charlotte Heitmann; Ingeborg Heitmann; Ernst Haberland; Hallo Hansen; Karl Jacoby; Dr. Conrad Kalkschmidt; Paul Garz; Franz Harcke; Hans-Jürgen Harcke; Hella Hage geb. Bielefeldt; Ilse Bielefeldt; Jobst Köbke; Anneliese Königsmann mit Mann; Adolf F. Krüger; Waltraud Kahn geb. Lange und Sohn Rainer; Hans Krüger; Klaus Lange; Dr. Helmut Lange und Frau; Achim Gerlach; Kurt-Egon Köpke; Anneliese Humpert geb. Köpke; Hermann Groth; Lisa Haenisch; Erich Krüger (zu dritt); Hans Hacker; Ingeborg Hacker; Rudolf Krüger; Eberhard Knapp und Braut; Dr. Walter-Gottfried Korn; Dr. Siegfried Harnisch und Frau B. Harnisch; Adolf-Friedrich Holtz; Otto Krage; Dr. Heinrich Hardt; Dr. Arthur Hordorff; Rudolf Krüger; Otto Krüger; Helene Giermann; Erich Hagenkötter; Kurt Gramm; Dr. Fritz Hagemann und Frau; Dr. Uwe Graffstaedt; Kurt Graffstaedt und Frau; Anke Grimm geb. Praefke; Dietrich Gerlach; Ilse Gerlach geb. Kranz; Dieter Illmer-Kephalides; Inge Illmer-Kephalides; Christa Heidrich; Eberhard v. Harling; Elfriede v. Harling; Rudolf Galle; Elisabeth Krug; Dr. Luther; Rudolf Krug; Dr. Erika Grüder; Rolf Hartwig; Gustav Piehler; Anne Piehler; Wilhelm Maecker; Hanna Maecker; Christian Ludwig Herzog zu Mecklenburg; Carola Praefcke geb. Diederichs; Irmgard Praefcke geb. Diederichs; Werner Praefcke und Tochter Carola; Richard Peters; Hildegard Peters geb. Drewes und Tochter Inge; Gertrud Pfeil; Günther Müller (Hannover); Inge Müller geb. Ramin; Walther Proschwitzky; Otto Preuß; Marianne Preuß; Martha Magnus; Angela Kühl geb. Magnus; Henry Pape; Anneliese Marten geb. Siewert; Christa Möckel geb. Müller; Siegfried Möckel; Dr. Heinrich Pinnow; Michel Wolfgang Ludewig und Frau Helga; Günter Müller (Osthofen); Hans Christian Mechsner; Klaus Losch; Siegfried Lundbeck; Waltraud Lundbeck; Gisela Philipp geb. Seidel; Klara Ludewig; Irmgard Neumann; Irmgard Lundbeck; Werner Fölsch; Dr. Herbert Müller; Anna Liese Müller; Hans Müller; Annaliese Lemcke; Dr. Günther Pohl; Ilse Pohl; Claus Pohl; Liesanne Linsel; Dr. Hermann Peters; Elisabeth Peters; Helga Rehbein geb. Peters; Anneliese Lange; Christel Nitschke; Rita Ott; Gerda Merck geb. Schüder; Heinz Lohmeyer; Otto Sellin; Gerhard Schönfeld; Ruth Roth geb. Tolzien und Tochter Heidi; Dr. Harald Reich; Gisela Reich geb. Oschmann; Joachim Siebert; Arthur Schulze; Adolf Schade; Rudolf Seidel; Heinrich Steffen; Maria Rehm; Walther Rieck; Elisabeth Rieck; Käthe Ruhe; Hans-Peter Range; Annaliese Schlicht geb. Krause; Irmgard Schulze; Dr. Siegfried Runge; Charlotte Runge; Ludolf Schultz; Agnes Schultz; Erika Stahlkopf und Mann; Richard Schäfer und Frau; Dr. Max Reichelt; Martha Rasso; Heinz Rasso; Dorothee Vahrenkamp; Mieke Schreiber geb. Froehlich; Otto Rasso; Dr. Fritz Schriewer und Frau; Georg Schmidt; Werner Rust; Dora Rust; Dr. Walter Rust; Ilse Rust; Helga Rust; Dr. Seibert und Frau; Dr. Alfred Stark; Gundula Schütte geb. Kerstenhann; Else Schreck; Felix Schreck; Dr. Walter Stahl und Frau; Else Stammer; Roderich Schröder; Werner Stegemann; Lucie Stegemann; Albert Stecher; Karl-

August Stark; Rudolf Stark; Prof. Dr. Carl Saß und Frau; Werner Reimann; Charlotte Rochna; Margot Ringers geb. Schwartz; Hans Dietrich Stiel (?); Dr. Hans Stichel; Lina Stichel; Otty Schüder geb. Rust; Carl Risch; Dr. Adolf Friedrich Wagner; Barbara Wagner geb. Illmer-Kephalides; Paul Zahl; Dr. Borwin Wendlandt und Frau Barbara; Helga Thiel; Dr. Hans Woydt und Frau; Friedrich Wesemann; Hans-Hinrich Thau; Gerd Tolzien und Frau; Dr. Gerhard Tesch (drei Personen); Prof. Dr. Wilhelm Westphal; Adelheid Winkler; Carl-Otto Wolter; Ruth Vogeler geb. Haberland; Hans Leo Wagner; Gholam Ali Tarbiat; Maryam Tarbiat; Dr. Kurt Warncke; Thusnelda Warncke; Karin Warncke; Eva Würz geb. Stein; Hans Wäsch; Sigrid Wäsch; Prof. Utz und Frau; Margarethe Wolter geb. Wendlandt mit Mann, Sohn und Tochter; Dr. Alfred Stark; Dr. Otto Witte; Irmgard Werner geb. Bahlcke; Fritz Wienke; Hans Wienke; Karl Zander; Hellmut Fröhlich; Gerhard Kraak; Fritz Kray; Karl Malchow; H. Hennemann; Hildgard Lenschow geb. Richard; Fritz Niekrentz; Lotte Niekrentz geb. Niemann; Dr. Heinz Uhlen; Dr. Karl-Heinz Narjes.

Wir glauben, bis auf wenige, alle Anwesenden erfaßt zu haben.

Mit allen, die hier verbleiben müssen,
 Bin ich in Marburg mit herzlichsten Grüßen.
 Suche gedanklich die Jugendzeit,
 Freu mich der alten Verbundenheit.
 Neustrelitz, Stadt, wie wir sie kennen,
 In Gedanken an sie kann nichts uns trennen.
 Es lebe alles, was einst uns verbunden,
 Es lebe Marburg wo Ihr Euch wiedergefunden,
 Es lebe die Fröhlichkeit, die Euch heut vereint,
 Und die Sonne, die über uns *allen* scheint!

E. G.

Zum 2. Marburger Treffen gingen wieder viele Glückwünsche und Telegramme ein

Wir geben folgende Namen bekannt:

Gerda Schacht geb. Sahr; Ilisabe v. Arenstorff; alle Angehörigen der Familie Frese (Forstmeister Max Frese und Frau feierten gerade goldene Hochzeit); Prof. Hans-Erich Stier, Willi Cordua; Dr. Wolfgang Stech; Sigrid Sellerbeck geb. v. Engel; Hans-Dieter Schaefer; Siegmund Freiherr von Schleinitz und Frau Inge von Leutsch geb. Freiin von Schleinitz; Margarete Lachmund geb. Grobbecke, zugleich im Namen des Bruders und ihrer vier Vettern; Freiherr v. Seckendorf; Dr. Jerchel; Jochen Ludewig (Bolivien); Kaethi Kuhn geb. Sünemann; Hedwig Stech; Johannes Köhler; Dr. Hans Fründt; Professor Carl Reinsberg; Marta Tolzien; Dr. Fritz Riebel (zur Zeit Griechenland); Walter Raban; Adelheid Rieck; Heinz Diederichs; Ursula Diederichs geb. Prütz; Hermann Prütz; Dr. Irma Hellweg geb. Westphal; Veit Ludwig Freiherr von Seckendorff (Sohn); Eva Toense geb. Hauptmann und Adolf Toense; Erika Greiser; Hanna Müller geb. Schmidt-Userin; Max v. Wussow; C. A. Wiese; Ursula Schöne (Genf); Friedrich und Willy Honig; W. Kirchner; Marta Krüger und Tochter Marlis Harbordt geb. Krüger; Wilhelm Dreyer; Dr. Hermann Stech; F. W. Siehl; Dr. Adolf Buttermann; H. Meese; Otto Wegener und Frau Hildgard geb. Zander; Prof. Eberhard Kessel; Dr. G. Ballschmieter; Heinz Schondorf (Bozen); Alma Hauptmann; Minnie Lamprecht; Köberich; Walter Heinrichs; Dr. Paul Steinmann; Albert Krietsch; Annalise Wagner; Erhard Lungfiel und Frau geb. Müschen; Dr. Ernst Urbahn und Frau; Ruth de Terzi; Karl Anders.



Marburg 1959

Einige Glückwünsche und Gedichte seien zitiert:

Allen Carolinern, ihren dort mit ihnen vereinten Freunden und Landsleuten in freuem Gedenken an unser liebes Mecklenburg recht herzliche Grüße und beste Wünsche für eine weitere glückliche Zukunft.

Hartwig Burchard vom Neubrandenburger Abend von 1938 in Berlin.

Grüße Euch von Herzen; wäre so gerne dabei! Dank für Euer Gedenken!

Ilse Wanke-Doerschner

Auszug: Den zum Carolinertag im Kurhotel Ortenberg zu Marburg versammelten alten Carolinern sende ich meine besten Grüße. Ich wünsche Ihnen allen schöne Stunden, an denen ich vom 2. bis 4. Oktober über die weiten Lande und über das große Meer in Gedanken teilnehmen werde. Während der Tage werde ich mir meiner Zugehörigkeit zur humanistischen Tradition des Neustrelitzer Gymnasium Carolinum erneut bewußt sein wie auch meiner Verbundenheit mit dem Deutschtum des alten frohen, freien und geistigen Sinnes, dem der deutsche Name sein bestes Ansehn, dem er die Sympathie der Menschheit verdankt. — Meine besonderen Grüße gehen an meine Klassenlehrer: Dr. Hordorff (Quinta 1913—14), Klempien (Quarta 1914—15) und Köhler (Untertertia 1915—16). Meine Gedanken gehen auch an meinen Klassenlehrer in der Unterprima, Karl Nahmmaher, dem ich einen friedlichen Lebensabend wünsche. Beste Grüße auch an Herrn Oberstudiendirektor Müller, an Studienrat Raban und an Studienrat Dr. Meyer, der schon damals hervorragende und sympathische pädagogische Qualifikationen zeigte.

Dr. Friedrich Rosenthal

Mit Schmerz erfülltem Herzen werden wir in Gedanken an der Feierstunde in der Elisabeth-Kirche in Marburg teilnehmen.

Margarete Sonnberg und Töchter.

Eine Stimme von vielen über das Marburger Fest:

Solche Tage wie die in Marburg dürfen nicht ohne Echo verklingen, darum möchte ich, eh mein Alltag wieder beginnt, Ihnen allen einen Dank sagen für dieses Geschenk der Begegnung, das Sie uns mit diesem Treffen bereitet haben; ein Erlebnis, das noch all meine Gedanken unaufhörlich beschäftigt. Wir alle haben es hingenommen wie Kinder, deren Eltern ihnen eine schöne Sommerreise bereiten, und die sich keine Gedanken um all die Vorbereitungen und Sorgen, um Unterbringung, Gestaltung und Gelingen machen. —

Marburg 1959

Nun sind die Stunden längst vorbei
Der Caroliner Tage.
Doch immer geht die Melodei
Mir nach gleich einer Sage.

Im Sonnenscheine lag das Haus,
Die Stufen und der Garten,
Da schauten frohe Menschen aus,
Uns lächelnd zu erwarten.

Und rascher schritten wir empor,
Zum Ziele zu gelangen.
Schon standen mitten wir im Chor,
Noch ganz vom Traum umfangen.

Ich kannte die Gesichter kaum,
Zuwiel der Zeit vorüber.
Wir saßen uns vereint im Raum
Beim Mahle gegenüber.

Musik erschallte, höher stieg
Das Fest beim Gläserblinken,
Und als die Rede einmal schwieg,
Da sah ich Freunde winken.

Die Alten wurden wieder jung,
Der Jungen Sprache freier,
Und immer lag Erinnerung
Auf unsrer schönen Feier.

Wir grüßen euch, ihr Brüder dort,
Und sind wir euch auch ferne:
In unserm Herzen leuchten fort
Der Heimat goldne Sterne. —

Der Morgen kam, und leise sank
Die teure Fahne nieder.
Noch aus den Weiten tönt der Sang:
Wann sehen wir uns wieder? —

Nun stehe ich allein am Hang,
Tief unter mir die Wogen.
Mir ist's als käme flüßentlang,
Wie einst mit Ruf und Hörnerklang
Die Jugend angezogen.

Carl Risch

Uns' plattdütsch Eck

*Ick weit ein Leid, wat säuter klingt
as Vigelin un Flüäten.
Wenn Modermund ehr Lütting singt,
ward hell min Og, min Hart dat springt
un fählt sik liesen gräuten.*

Helmuth Schröder

Ut oll Schönberg

Staatsminister Hustaedt un Konrekter Buddin

Von Hans Meese

Ein Land regieren, wenn't ok man blot so lütt is as Land-ein, dat is gor so licht nich, noch tau, wenn dor sonn' lütten Bummel-bi-an as en Hemdslippen ut de Büx kiken deit as Land Ratzborg, wat 1701 tau Strelitz kamen is. Ik sech jo ümmer: dat mutt ein liehrt hebben, anners finnt hei dor nich mank dörch, dörch all den Kram; un denn kunn gor tau licht werre ein kamen un sik up den Nigenstrelitzer Mark henstellen un deipdenkern raupen: Lieber Georg, steig hernieder! . . .

Oever Staatsminister Dr. Hustaedt, dei verstünn sien Saak. Hei kennt Land un Lüüd un wüß ok mit Land Ratzborg gaut ümtaugahn, wat lang un breit dörch dat Sweriner Land von de Strelitzer Residenz aftrennt wier un gor tau giern uthaken wull, na Lübeck hen orre na Lauenborg. Denn de Ratzbörger harren ehrn dicken Kopp för sik, wiern stiefnacksch un steinpötsch un meinen, „nüms“ harr ehr wat tau seggen un tau bifählen. Deswegen würrn sei ok je „Nümser“ neumt. Sei harren ok ehr eigen Spraak, (wat jederein wies warrn kann, wenn hei dit Platt mit „Schnurz“ sien Platt vergliken deit.) De Nümser spreuken anners as de Strelitzer. Wat de Nümser Buurn bidreup, dei harrn sik up twei Deil fastbäten, dei sei los wäsen wullen: Grundzins un Zehnten un Zahlschilling. Un wät de Schönberger Börgers wiern, dei harren sik ok up twei Deil fastbäten, dei sei hebben wullen: ein nige Schaul un ein Heimatmuseum. (Dat letzt wull allerdings blot ein, und dat wier Fritz Buddin.) För den Staatsminister wier dit en bannich klüäterich Saak. Oever mit de Tiet keum allens kloor.

Wat wullen de Schönberger oever mit 'n Heimatmuseum? Kunn nu ein fragen. — Je, dat wier so kamen:

Üm 1900 wier in Schönberg, wat jo de enkelt Stadt in 'n Ratzbörger Lann' is, de „Altertumsverein“ updükert. Nu würr allens sammelt: Schöörn un Pött un Knaken un Stein un all. De weck, dei säden, dat wier Puul- und Tweernkram; de annern meinen, dat wiern „prähistorische Funde“. Oever sammelt würr allens. Man wuur bliewt wie blot mit all dat Tüüch af?

Kort tau vertellen: Fritz Buddin, Organist un naast Konrekter an de Schönberger Schaul, würr tau 'n Schriftführer un Museumsleiter wählt un is dat bet an sinen Doot (1947) bläven. Anners geiht dat je nich: ein mutt de Arbeit maken, un de annern maakt den Verein. In Wohrheit wier Fritz Buddin de Seel un tauglied de unentwägt bedrivern Motor von den ganzen „Heimatbund“, als sik de Verein naast neumt heft. Hei sä sik: Worüm soelt all de scheunen Saken an dat Landesmuseum schenkt warrn? Wie koent dei doch ok bi uns upbewohn! De Fraag wier man blot: Wonäm bliewt wi mit all dat Geschirr af? Twei lütt Dönsen in ein Achterkaat, wuur dat Dack so löckerich wier as 'n Säw un de

Storm un de Rügen mit 'n ein Kuhlsoeg spälen, dat wier int ierst dat „Museum“. So stunn tauminst up dat Schild buten uppe Straat tau läsen. Oever Fritz Buddin kann dat bäter vertellen as ik. Hei schrifft (Mitteilungen des Heimatbundes f. d. Fürstentum Ratzeburg 1938, Nr. 1. Druck von Lehmann & Bernhard, Schönberg):

„Ümmer werrer regent dat dörch taum Gotterbarmen. nülich utgeräkent in dat Timmer, wo de Bäuker sünd. Dor steiht ok 'n Uniformschrank in, un wenn n' orig Schur Rügen kümmt, denn möt ick mit em rümtrecken as Herr Droy mit sien Gardinenbettstell¹⁾, süs ward den ohlen C-Husoren, de in den Schrank hängt, de Büx in acht Dag nich werre drög. Schad, dat Fräulein Schleuß; de naher mit 'n Feudel „das Wasser an besondere Örtter sammelt“, all wat olt un tag ward, süs kann sei as Undine upträden un ick as Kühleborn, denn wier de Oper farig. Nülich is 'n Quadratmeter Windelbäön runfalln. Ik kam in 'n Schummern un will mi 'n Bauk halen, donn liggt de Fautboden kneihoch vull Schiet, un as ik nah haben kiek, is dor 'n grot Lock in 'n Bäön, dor schient de Maan so schön dörch un freut sick äöver dat Mallür . . .“

Dit wier nu doch uppe Duur 'n unnaschen verdreitlichen Taustand. Oever Fritz Buddin harr nich blot en anslägsch Hand (as Örgelist un Konreker), ne, hei harr allererst n' anslägschen Kopp. Wenn dat Hoge Ministerium in Nigenstrelitz för de Schönberger ein nige Schaul bugen much, denn würr jo dat Diernsschulhuus anne Kark fri. Dat kunn doch denn gaut as Heimatmuseum bruukt warnn. Junge, dat wier 'n Idee! Un Fritz Buddin läup dor achter an as Paulus achter de Korinther.

Oever de Schönbarger wiern nich för Ideen. Deswägen schreib Buddin Silvester 1923 bannich vergrellt un doch in sien spaßich Oort in de Heimatbund-Mitteilungen:

„Wunnern möt ick mi bloß, dat dat in de Stadt Schönburg sülwst noch Lüde geben deit, de dorgegen sünd. As ick man hört hew, hett vör korte Tied ein von de Stadtrepräsentanten in ein öffentliche Versammlung öffentlich erklärt, hei wier nich doför, dat ut de Mäkensschau 'n Museum wür, hei höl dat för bäter, dat dor Wohnungen von makt würdn. Na, mienetwegen. Ich will em wünschen, dat de Stadt em noch mal 'n recht grot höltern Denkmal stiften deit, dat kann denn gälgrön ansträken un up den schönen Platz bi de Kirch henstellt wardn. Äöver dat segg ik un dat schriew ick ok hierher: wenn dat na hunnert Johr dorbirüm mal späuken deit, denn hün ick dat!“ —

Von disse grugelige Verpflichtung is Fritz Buddin oever tau 'n Glücken von de Schönbarger entbunnen worrn; denn bi all sien Sorgen un all sinen Ärger üm sien Idee harr hei doch ok werre grote Freud un bannigen Updrift. Hei dreup Staatsminister Dr. Hustaedt, Oever dat mutt hei uns werre sülf vertellen:

„Grad an den Middag, wo wie unsen Sommerutflug makten (10. Juni) un all in 'n Zug stiegen wulln, donn hür ik ut de ierste Klass 'ne fründliche Stimm minen Namen raupen. Wer wier 't? Uns' Herr Staatsminister Dr. Hustädt. Wie kennen uns gaut, denn hei stamm sick ut Mirow, un as ick dor noch Schaulmeister wier (1892—1896) un hei dor tau Schaul güng, donn hett hei bi mi 'n Tietlang Räken liert. Ich brür em manchmal: „Herr Dokter, wenn Sei bi mi nich räken liert harn, denn wiern sei nich so 'n

1) in Reuters „Ut de Franzosentid“

düchtigen Finanzminister worn.“ Nu führ hei ierste Klass (dat heit: nich as Staatsminister, nee — as Landtagsabgeordneter) un ick vierte. Na, kort un gaud — hei harr sick up 'n Vormiddag von Dr. Oldörp²⁾) uns' Museum wiesen laten un vertell mi nu in alle Fel, wur schön em dat gefallen har un wat wi doch för feine Saken tausambröchten. „Bloß ein Teil“, seggt hei, „die Räumlichkeiten sind zu beschränkt, das steht und liegt ja all übereinander, da muß was bei gemacht werden.“ — „Ja, Herr Staatsminister“, segg ick, „dat is mien Snack all langen wäst, äöver wat sall einer dorbi daun? Wi käönt doch nich verlangen, dat Sei uns 'n nied Museum bugen, un de Stadt deit 't ierst recht nich. Äöver wenn Sei wat wäölt, denn seihn Sei tau, dat Sei uns 'n nied Schaulhuus bugen, un denn geben Sei uns de ohl Diernsschau, denn sünd wi taufräden.“ — „Gewiß“, seggt hei, „das ist selbstverständlich, das sollen Sie haben. Sie können sich darauf verlassen.“ —

Oever so fix gung de Saak denn doch noch nich; denn an 'n 15. 1. 24. wier in Nigenstrelitz dat ool Theater afbrennt; nu müß ierst mal 'n ni Theater buugt warrn. De Schönbarger müssen sik gedüren. Oever 1929 harrn sei dei nige Schaul, un Fritz Buddin kreig dat ool Diernsschauhuus anne Kark as Heimatmuseum. Sien Hartenswunsch wier erfüllt. Un wat hett hei dor ut maakt! Geliehrte Lüdd seggen, dit is ein von de besten Museen in ganz Nuurddüütschland.

Hüüt sünd de Schönbarger stolt up Fritz Buddin un up dat Heimatmuseum, un ümmer, wenn von Schönberg un Heimatmuseum de Räd is, denn gehüürn de Naams Hustaedt un Buddin dor ok tau.

Schoolfrünn

As ick in't Sonnerheff 59 (Nr. achtuntwindig) von dien wohrhaf trurign Nahklapp lesn deh, mien leev oll Schoolfrün Schnurz, sprümg mi mit dien Mellung vör all olln Caroliners, över uns truen Peter Becker sien fröhn Dod so'n gliek Geföhl an, as ick dat butn an de Frontn ümmer har, wenn wedder een von mien god Kamrodn vör ümmer lingn bleev un wi em dat lüdd Barknkrüz up sien Graff stöken. Nu güngst du so männigeen von uns olln Schoolfrünn, de de gräsig Krieg na Huus kamen löt, vörup un schlögst de lüdd Purt von 'n Leebensgordn achter die to, leev Peter, — un de Schlötel von dien wacker un tru Leebn brök aff. Ok ick dank di, leev Peter, — Fründ ut so veel gemeensam Schooldagn, von männig Kneep un Striek, — un segg di dorto, dat wi Olln di ne vergeten, bett ok uns de Kierl mit de Seiß affholt. Vörut öwers willn wi dorvör sorgn, dat dien fien Nam in dat Bok, wat jitz de Caroliners vör de Jungn schriebn, de na uns kann, rinnerkümmt, denn du хүrst to de olln Frünn, de bie jeden Wind ne schug würn un de ehr Weg ümmer gradut gängen. —

Bi disse Wör will ick — wenn't ok 'n beeten lat is — an een annern ut uns oll Reeg ut de ierst' tein Johr von ditt Johrhunnert trügdenkn un em — nämmig mien best Fründ Hermann Gaethke, denn wi up de School kort Zikon nöhm deh — up ditt Flag dat seggn, wat ick in de John dorvör dok in keen Tid-schrift orrer Mellungswieser schriebn künn.

Mien god Zikon хүrt jo mit sien Nam in een trurig Kappitel von uns Caroliner Blä. Ick meen bi diss Gelägnheit, dat wi uns alltosam' möhn sülln, een Sonnerheff ruttobringn, in dat mölichst alle Nams von uns in 'n ierst' un tweten Wellkrieg folln Caroliners instahn sülln, um ehr grot Opper vör Volk un Heimot bi de Nawell fasstoholln. Dat sall keen grot Vörschlag von mi wesen, denn ick

²⁾ damaliger Direktor des Realprogymnasium in Schönberg

meen, — dat müß sick dok woll vonsülwst verstahn, wenn wi de Tru un de Fründschaff ne blot hüt orrer bett an de nächst Dör hägen willn. Seggt ne een oll Wurt ut uns fien Heimot „Weckeen keen Fründ bie't Wannern fünn, — denn schient in't Leebn ne veel Sünn!“

Du, leev Schnurz, hest jo in dien' Nahklapp von Marburg in de Lenzing-Utgav von uns „Caroliner Zeitung“ (Mellungsutwieser) Nr. 21/22 'n poor Säck vull von uns olln Kösters, ehr Dohn un von uns Dohn up denn Erinnerungsdisch utschürrt, dat ick mi hier sporn kann, nok ees dorup trügtokamn.

Wiel ick öwers ne weet, off diss orrer jen' von de trugn Schoollöpers, de ok dunntomals bi Kösting Benzin in Nona anfüngh, will ick 'n poor von de olln Frünn nöhm, wiel se ok mit Zikon un mi up desülbn Bänk seetn un Sünnschien un schlicht Wäder affholln müß.

Dor möhten sick aff to'n Bispill: Peter Becker, Hermann Buhlert, Ehrenfried Bahlcke, Hans Brüsch, Hermann Flach, Hermann Gaethke, Hans Heinrichs, Wilhelm Holldorf, Eberhard v. Harling, Hermann Kurtzisch, Walter Knöfel, Wilhelm Maecker, Bernhard Vogt, Karl Schulz.

Von Quarta an wür de Toch na't grote Begriepen von höge Saken twegleisig von de Kösters in vörn bröcht. Een Deel dreev wierer mit den olln, godn Schooldeener Schmidt sien Spill in de Glambecker Strat, — un de anner leep in de Diergordnstrat un wür von „Schlippi“ Bauer intünt, — — dat heet, he hett sick dat ümmer inbillt. Is jo ok god so, — keeneen sall'n annern sien Globn wechnehm. — Öwers de olln Frünnschaftn bleebn bestahn un nie kemen dorto. So wiet as ick hier ok nok Namns weet, sölln se angeebn warn. Ernst Bentzien (Triepkendorf), Fritz Brandt (Dabelow), Fritz Kienlein (Babke), Werner Maß, Gottfried Parisius, August Uthhoff, Werner Warnke, Willi Wellert, Fritz Wacker, Walter Willert, Rudolf Krüger, Walter Möller, Helmut Gipp. Woveel nu öwers ut'n gräsig Krieg na Huus kann sünd, weet ick ne.

Dok nu trüg to mien godn Zikon G. Wi harn uns eegnlik von de ierstn Dag an söcht un — — funn. Dorbie wiern wi ne ümmer eenig. Vörut wenn wi wat tosamn berietn wullt, har he dat männigmal so in'n Kopp un ick so, — öwers wi wünn uns ümmer to recht Tid eenig, bevör wi mit denn Striek anfüngh.

Bi Kösting Benzin harn wi wernt, weckeen von uns woll toierst wat mit denn Gäln kreg. Ick wünn de dre Appeln, denn ick kreg de ierst; öwers glieks dorna kem ok Zikon an de Reeg. — Bie Papa Winkel kem dat ümkiehr. Zikon wünn in Septima 'n lüdd Bok von Old Waverly, wiel em de Köster äben öwer't Uhr 'n grörttern Plackn Hoor utreetn har, as mi. Von de Tid an hemmn wi ne miehr wernt. Uns Frünnschaft wür ümmer beeter. Kreg uns een fat' bi uns Striek, sä keen von uns wat na.

Bi lüddn stegn wi höger up, un Grönrowski in'ne Zierkerstrat verköff uns ümmer 'n nie Mütz. So nah un nah kekn wi ok de lüddn Dierns von't Lyzeum mit anner Ogen an orrer wier dat dat Füer in ehr lüchen Ogen, dat ok wi waken wünn, — ick weet dat ne miehr niep to seggn. To disse Tied löp ick mit Zikon — männigmal wier ok Hans Brüsch, Schnurz, Peter Becker un'n annereen dorbie — veel dörch de fiene Heimot un vertrut uns dat an, wat wi beleev harn, — — woans se hetn de, opp se em orrer mi ok geföl — orrer wi güngn rut an'n Börgersee, na Torvitz, an'n Kammerkanol orrer an'n Landsturmpol, um to ängeln, denn bie ditt Wark künn' wi uns öwer allens bespräkn. So künn een in denn annern sien Hart mir'nrin kiken. Twüschendörch wier jo nu de grot Krieg utbrokn, un Zikon un ick harn denn Wunsch, dat wi beid Offzier warn

wulln, — he bie de Artillrie, ick bie de blagn Husarn, denn de harn mit dat bie't letzt Kaisermanöver bannig andan. Wat wier dat fien, wenn wi heid rutwannert wiern un uns an een luschtig Flag in'n Busch orrer an de Buschkant dalleggn dehn, üm von de Tokunf to redn. An een Dag unnersöcht'n wi ok butn up Radland hinner de Marly twe Gewässhüser, de ehr Schiebn öwers an veel Plackn all twei wiern. Wiel wi annehm, dat sich üm disse oll Gordnanlag keen Minsch mieh'r kümmern de, plückt wi uns 'n poor gäle un rode Rosen, de nok rükn dehn, aff. De wullt wi nok vondags to uns lüdd Fründinn' von't Lyzeum bringn, wiel süß dat Taschgeld von Vaddern dorto ne rekn de; 'n poor süll ok mien leev Schwester Hilde hemmn.

Wi harn uns Bloomn man grad so an'n „Mann“ bröch, — richdiger möt dat jo hetn, an de lüdd Fru —, un mien Schwester har ehrn Deel grad to Water bröch, dor klingelt dat an de Dör bie mien Öllern un de Timmermeister W. kehm un beswer sick, dat Zikon und ick in sien Gewässhuus „inbrokn“ und sien „Maschanielrosn“ mitnahm harn. To'n Glück wier öwer mien üm een Jahr öllere Schwester up'n Draff un begösch em, dat wi keen Inbräkers wiern un dat jo gorne so arg meent harn. Se versprök em, dat se dat Vaddern seggn wull un entschulligt sick. — Von uns Dör lep he achteran to Zikon sien Öllern, drep öwers to'n Glück sien Vadder ok ne an. Hier bröch dat sien god Mudding mit'n poor leev Wör werrer in de Reeg un verbö ehrn „Inbräker“, ne werrer na Radland to gahn un Rosen to plückn. Liekers wull se wetn, wo he denn mit de Rosn blebn wier, öwers dat sä he ehr ne, un ick har ok de Sprak verlorn, as se mi „vernehm“ de. —

Un dunn kehm de Dag, wo wi heid denn gries' Rock antreckn müß. Zikon un ick kehm' utnanner un künn uns vörtierst blot schriebn. Dat dehn wi flietig. Mit dat Kriegsenn kehm't nu all ganz anners: All uns gemeinsam Tokunftsplanungn föln utneen. Zikon, de twüschn'dörch in Berlin sien lüdd Hanning Z. kennliehrt har, wull nu up de Technisch-Hochschool un ick toierst up de Lannwirtschaftlich-Hochschool studiern. As ick öwers up'n poor Göder niep in'ne Lannwirtschaft rinnerkekn har un noch'n Tied in een Frikorps weß wier, re mi 'n verstännig, öllerrign Mann, de dat Leebn beeter verstünn, Offzier bie de Pullizei to warn und von dorut in een Universitätsstadt Jura orrer Volkswirtschaft to studiern. — Ick de dat denn ok.

So kehm ick ut höger Grünn mit mien god Fründ Zikon utneen, öwer uns Fründschaf höl so faß, dat wi liekers bieneen blebn, wenn ok in verschieden Städer. In Berlin fünn wi uns nägteinhunnertvierundörtig werrer tosamm. Wat wier in de Twüschentied ut twe olle Caroliner worn? Beid harn wi veel beleevt, — in'n Nordn, in'n Süden, in'ne Mirr un in'n Ostn von't Riek —, beid harn wi friet (Zikon sien lüdd Hanning) — wi harn tru uns Pfligh dahn vör de Heimot un dehn se wierer, un wenn wi tosammnsitt'n dehn, nehm dat Fragn „wettst du nok, dun un dunn“, keen Enn — as wie uns ierst Glas Bier drükn ut Arger, dat wi beid 'n Fief schrebn harn, — as wi de olln Nachtwächders up'n Mark in Niegenstrelitz narnn dehn, na de schön Examensfier denn Füermeller unn' an'n de Strelitzerstrat grünnlik unnersökn dehn, so dat de Füerwehr up ees anrastert kehm un uns in'n Diertgordn „verdreev“, — un veel annere dorto. Wat hemmn wi uns nok as utwussn Mannslüd an uns Strieker in de fien Caroliner-John högt, de hier up diss poor Blä gorne ruppassin dohn, un dorbie ümmer werrer an de Heimot dacht, in de ehr Eer so männigeen god Köster un trugn Niestrelitzer mit Zikon sien Vadder slapn de. Weckeen wull uns woll de Leev to uns fien Meckelborn nehm? — Un denn kehm de twet Weltkrieg. Zikon un

ick stünn all langn as Offziers in de nie Luftwaff. Werrer ret uns de gräsig Krieg utneen un smet denn een' hierhenn un denn annern dorhenn. Öwers uns Fründschaff höl un keeneen kunn se utneenrieten. As ick 44 verwundt von de italiensch Front na Berlin trügkehm un wi glieks werrer tosamsitt'n dehn, schlög ick em vör, dat he to mien Division, wo wi grad 'n toverlässig Oberstabsingenieur bruken dehn, sien Versetzung andrag'n süll, tomal wi denn ümmer neeg bienanner wiern. He wier up een Sied andahn von mien Vörschlag, öwers denn sä he up ees: „Hier heff ick so true Kierls üm mi, de in all de ne licht Johrn to mi holln hemmn. Sall ick — kann ick de nu alleenlatn? Würst du dat dien trugn Saldotn andohn? — Lat mi dat nok ees in Roh öwerleggn.“

Twe Dag späerer kreg ick all werrer 'n nie Updrag. Ick röp bie Zikon an, öwer he wier unnerwegs. Butn von 'ne Ostfront kunn ick keen Verbinning mit em kriegen, wennlied ick dat miehromals versöcht heff. —

Un denn kehm dat bitter Enn. — Bie de Verteidigung von Berlin is mien god Zikon, — Hanning ehr best Kamrod, — sien Döchter ehr trusorgn Vadder, — — gorne wiet von sien Wahnung vör de Frieheit von sien un uns Heimot folln. — — —

In Zikon Gaethke müch ick an ditt Flag all uns trugn, folln Caroliners ihrn un ehr noch ees bedüden — ok vör ehr Fruhns un Kinner — dat uns oll Caroliner-Fründschaff ne blot up'n Papier stahn sall! Ehr Nams sall keeneen to irgendeen Tied utstrieckn, — ne in de Böker un ierst rech ne in de Hartens un in de Gedankn von de, de dat Leebn nok faßholln.

Wi willn ehr Vermächnis wohrn un ne to Schann maken laten!

A. F. (Addi) Krüger

Twe oll' ollmochuma Schlachtameista Paul und Adolf mit utgeprägte meckelbörge Visahschen dohn sich tosamen, üm mit vaenten Kräften 'n Ossen, de nich von schlichten Öllan wier, ümtolegg'n; 'n Geschäft, woto twe handfasten Mannslüd grad so utreekn. Mit hü un ho und n' Bullpäh's bring'n se den'n Ossen ok rin in'n Schlachtrum.

Paul: Wisst du em schlagen, öra sall ick dat dohn?

Adolf: Ne, giw du em man een' vörn Bliß.

So geschüht dat, Paul schlöggt eenmal to, un dat gnurscht nicht schlicht, öwa de Oss steiht. Paul hahlt werra ut un schlöggt to. Dat knackt ook dittmal ganz infamen, öwa de Oss steiht. As Paul nu to'n drürrn Schlag uthahlt, seggt Adolf: Sziso, Paul, wenn du mi nu nochmal schlöggst, lat ick den'n Ossen los. Sittäm sall de Ossenkopp in' uns' Wappen sin, un ick meen, wie hem'm em uns ihrlich vaadent.

H. R. in Ollmochum.

Aus dem Inhalt des nächsten Heftes:

Die Kaiserstadt Goslar (Archivdirektor Dr. Bruchmann)

Chronik der Stadt Burg Stargard, Teil III: Das Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges (Dr. P. Steinmann)

Christian Philipp Wolff. Ein Mecklenburg-Strelitzer Hofbaumeister und Bildhauer (K. Hustaedt †)

Genius, Genie und Liebe (Ilse Siemers)

Aus „Domland Ratzeburg“ (Walter Wiedemann)

Dichtung und Wahrheit in Fritz Reuters „Dörchläuchting“ (A. Wagner)

Über das Sehvermögen der Spinnen (Dr. Heinrich Homann)

In der Wildnis des Saguenay-Canada (Hermann Rössler)